Federspiel

Konrad Sittenfeld

Federspiel.

Harmlose Geschichten

von

Conrad Alberti.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Friedrich,
K. R. Hofbuchhändler.

Vorwort.

„Federspiel“ nenne ich diese Geschichten und Skizzen, weil sie gleichsam mit spielender Feder hingeschrieben sind, in Ausfüllung müssiger Stunden, zur Erholung von dem seelischen Bann, unter dem wir bei wuchtigen Werken, bei den Schöpfungen der Liebe und des Zornes stehen, bei jenen Kunstwerken, die sich unter Wonnen und Schmerzen aus unserem Innern losreißen, die wir nicht nur mit der Feder — die wir mit dem Herzen schreiben. Ich würde diese kleinen gelegentlichen, familienblätterhaften Harmlosigkeiten kaum des Gesammeltwerdens wert gehalten haben, hätten nicht allzu nachsichtige Freunde darauf gedrungen und mich überredet, es werde Dieser oder Jener einen pikanten Reiz darin finden, den — oft vielleicht allzuheftigen — Kämpfer für neue Ideale, dem die Kunst selbst stets nur eine Waffe im Streit

um die Wahrheit bedeutete, als Spielenden, den stets zwischen den tiefsten Abgründen der menschlichen Tragik Wandernden bei einer Ruhepause auf der Wiese der Laune und der alltäglichen Behaglichkeit zu belauschen. Hat denn ein Realist nicht auch ein Recht auf schwache Stunden?

Berlin, Sommer 1890.

D. V.

Inhalt.

Ein Gelöbnis	Seite	1.
Der Herr Assessor	"	158.
Die Visitenkarte	"	192
Der Polier	"	200.
Hund Pschütt	"	220.
Das gute Herz	"	253.
Der große Kurfürst in der Neujahrsnacht	"	263.
Zwei Gegnerinnen	"	270.
Der Trauring	"	273.
Die Sängerin	"	286.
Der junge Arzt	"	301.
Nebenbuhler	"	313.

Ein Gelöbnis.

Novelle.

(1887)

Scherzt, Sterbliche, mit dem Gelübde nicht!
Seid treu, doch seht euch vor, denn schwer beklagen
Wirds jeder, der, wie Jephtha, blind verspricht!
Dante, Paradies, V. Ges.

I.

Nein, nein, wecken Sie den Kranken nicht, es ist nicht notwendig," hatte der Arzt gesagt, „lassen Sie ihm seinen Schlaf. Ich bin ja unterrichtet." Dann hatte er die magere Hand ergriffen, deren spitze Knochen nur noch eine welke Haut überspannte, ein paar Minuten auf die Zahl der Pulsschläge gemerkt und sie dann wieder sorgsam in die Decke gehüllt. „Wir müssen's abwarten," hatte er zu der schlanken, vergrämten Frau gesagt, „vielleicht, daß der Schlaf wohlthätig wirkt. Übersteht er's diesmal noch, so kommt dem Himmel der Dank zu, nicht mir; verstanden? Ich spreche auf den Abend noch einmal vor; adieu!" Und damit war der alte, ehrliche Mann gegangen.

Frau Amöne hatte kaum die Kraft gehabt, ihm bis zur Thür das Geleit zu geben — jetzt sank sie auf einem Sessel am Fußende des Krankenbettes zusammen. Gern hätte sie ihrer Seelenqual durch einen Seufzer

Luft gemacht, allein sie unterdrückte ihn, denn der kranke Gatte hätte aus dem Schlafe schrecken können; sie bohrte die Zähne in die Unterlippe, um nicht laut zu schreien. Es war entsetzlich heiß im Zimmer, der Ofen schien von der Glut zu bersten, die man in ihm angeschürt hatte, zitterte ja doch der Kranke noch bei den höchsten Graden vor Frost. An die Dunkelheit hatte Amöne sich während der langwierigen Dauer der Krankheit schon gewöhnt — wenn nur die entsetzlich grellen Sonnenstreifen nicht gewesen wären, die durch das Gitterwerk des Fenstervorhanges auf die Tapete fielen! Und wie faulig-widerlich das nach allen möglichen Arzeneien duftete! Wie ihr jedes einzelne der dutzendweise umherstehenden Fläschchen mit den langen Papierstreifen und jede Pillenschachtel eine schreckliche Stunde, eine durchwachte Nacht ins Gedächtnis zurückrief! Amöne hatte den Kopf in die beiden, auf das Knie gestützten Hände gesenkt, die Augen waren geschlossen: sie schlummerte nicht, aber sie dachte wenigstens für einige Momente an gar nichts. Nur von Zeit zu Zeit schreckte sie wie mechanisch auf, warf einen Blick nach dem Krankenbett und sank wieder in ihre Starre zurück.

In der Thürspalte erschien der dicke, rote Kopf eines robusten Dienstmädchens, das im Flüstertone, aber wie ein abgerichteter Papagei, ohne den Klang des Mitgefühls, sagte: „Gnädige Frau — die Madame Rosenthal.“ Amöne fuhr auf, strich sich mit der

Rechten über die Augen, blickte noch einmal nach dem Schlummernden und glitt dann unhörbar zum Zimmer hinaus. Eine hübsche, schwarzlockige junge Frau streckte ihr beide Hände entgegen. Die Damen küßten sich stumm, Fanny lehnte den Kopf einen Augenblick auf die Schulter der Freundin und zog diese dann, die wie sie auf den Fußspitzen schritt, in ein neben der Krankenstube liegendes Wohnzimmer. „Aber ich bitte Sie, ich wollte nur im Vorübergehen —“ flüsterte Frau Rosenthal. „Bleiben Sie, nur eine Minute, thun Sie mir die Liebe,“ entgegnete Amöne ebenso leise. Frau Rosenthal nahm auf dem Sofa Platz, Amöne öffnete behutsam mit beiden Händen die zur Krankenstube führende Tapetenthür, lehnte sie leicht an und setzte sich dann neben die Freundin, doch nur auf den äußersten Rand des Sofas, wie jemand, der jede Sekunde bereit ist aufzuspringen. „Wie geht es?“ fragte Frau Rosenthal. „Wie soll es mir denn gehen?“ fragte Amöne zurück. „Schlecht natürlich!“ — „Werden Sie nicht bitter,“ entgegnete die Freundin, „es muß alles überstanden werden. Wir Menschen sind nun einmal auf der Welt, um zu leiden. Arme Freundin,“ fuhr sie fort, „wie Sie aussehen. Ihre Augenlider scheinen ja fast zu brennen. Sie müssen nicht so viel weinen und nicht so viel wachen. Man erkennt Sie ja kaum wieder gegen früher. Wie lange liegt Ihr Mann jetzt schon? Achtzehn Monate, nicht?“ — „Neunzehn.“ — „Fürchterlich, anderthalb Jahre

nicht vom Krankenbette fort, und dabei immer den Kopf an der rechten Stelle, den Haushalt führen, den Knaben erziehen und mit der kärglichen Pension auskommen — Sie sind eine Heldin.“ — „Es ist nicht schwer, eine Heldin zu sein, wenn man eine Freundin hat, die uns mit Rat und That unterstützt und nicht ermüdet uns aufzumuntern, wie Sie, Fanny —“ „Still, still, Thorheit — ich besuche Sie ein- oder ander Mal, was weiter?“ — „Alle Tage — ach, Fanny, ich werde Ihnen Ihre Liebe nie vergessen . . . Diese fürchterliche Krankheit — Niemand weiß, wie sie kommt, Niemand, wann sie endet. Er war doch ein so kräftiger Mann — und wie ruhig und mäßig haben wir stets gelebt — und eines Tages stürzt es stromweis hervor, das Blut . . . ich sehe es noch heut . . .“ — „Sie müssen gar nicht so viel daran denken, Amöne, das schadet Ihnen nur.“ — „Ach, wenn ich mir vorstelle, was der Arzt mir offen gesagt hat; daß es eine vollständige Genesung von diesem Leiden gar nicht giebt . . . Fanny, ist es nicht Sünde, manchmal auch nur in der dunkelsten Ecke des Herzens den Wunsch zu hegen, — wenn man ihn sich auch nie selbst zu gestehen wagt — Gott möchte ein Einsehen haben und dem armen Kranken dieses entsetzliche Leiden lieber ersparen und uns beide lieber so schnell als möglich in der andern Welt glücklich beisammen sein lassen, als uns in dieser solche Qualen zu bereiten.“

„Aber, wie können Sie so etwas reden,“ entgegnete Fanny. „Wissen Sie denn, was nach diesem Leben ist! Wir müssen Gott für jede Minute danken, die er uns zu atmen schenkt, wär's selbst unter den furchtbarsten Schmerzen. Haben wir denn irgend eine Gewähr für das, was geschieht, wenn wir erst zwischen den sechs Brettern liegen?“ — „Gewiß haben wir die,“ entgegnete Amöne mit Empfindung, hielt aber plötzlich inne, strich mit der Rechten über die hohe weiße Madonnenstirn und das blonde, glänzende Haar, murmelte: „Ach so, ja,“ und schwieg.

„Aber mein Himmel, was ist das denn für ein Lärm?“ fuhr Fanny plötzlich auf. Aus der auf demselben Flur belegenen Nebenwohnung drang der Ton wüsten Geschreies und Gesanges herüber. „Ja, so geht es schon eine ganze Weile,“ sagte Amöne, „nebenan wohnt ein Lieutenant . . . man hört sonst sogar nie einen Laut von drüben . . . heut, scheint es, wird ein Fest gefeiert, und durch die dünnen Wände der Berliner Häuser hört man ja jedes Wort, das nebenan gesprochen wird. Wenn sie mir nur meinen armen Kranken nicht aufwecken!“ — „Das ist ja nicht zu ertragen,“ sagte Fanny, „hören Sie, mir scheint, Ihr Mann regt sich schon. Können Sie denn nicht hinunter zum Wirt schicken, er möchte die Herren bitten, sich ein wenig zu mäßigen, in anbetracht dessen, daß nebenan ein Totkranker liegt.“ — „Sie haben recht,“ sagte Amöne und huschte aus dem Zimmer,

um das Mädchen zum Wirt hinunter zu schicken, dann kehrte sie zurück. „Amöne, sagte Fanny, wenn Ihr Mann wüßte, was Sie um seinetwillen thun und leiden!“ — Amöne zuckte die Achseln. „Er würde nicht anders handeln, wenn die Verhältnisse umgekehrt lägen. Lieber Gott, wir sind eben nicht auf der Erde, um uns glücklich zu fühlen. Das kommt erst nachher.“ — „Es ist jetzt nicht die Stunde darüber zu streiten,“ sagte Fanny, schnell den Anflug eines feinen Lächelns unterdrückend, „aber Sie haben doch mehrere Jahre mit ihm gücklich gelebt.“ — Amöne entfernte mit dem Tuche einen Thränentropfen aus dem Auge. „Er war mir stets ein guter Mann,“ sagte sie, „er hat mich aufrichtig geliebt, er that, was er mir nur an den Augen absehen konnte.“ — „Und haben Sie den Abstand der Jahre nie empfunden?“ fragte Fanny. „Nie,“ entgegnete Amöne, „ich schaute zu ihm auf, wie zu einem älteren Bruder . . . seine Sicherheit, seine Lebenserfahrung . . . ich war so ruhig, wenn ich bei ihm war, ich hatte ein Gefühl, als könnte mir in seiner Gegenwart die ganze Welt nichts anhaben. Was habe ich von ihm nicht gelernt! Alles, was ich weiß, verdanke ich ihm! Und welch ein liebevoller Lehrer war er! Und wie stürmisch konnte er mich dann wieder an sein Herz drücken. Wie ein Bursche von achtzehn Jahren! Und konnte ich ihm seine Liebe auch nicht gleich stürmisch erwidern, — geliebt habe ich ihn, und glücklich war

ich, das weiß ich!“ Fanny gehörte zu den Frauen, welche stets mehr denken, als sie aussprechen, und so verriet auch jetzt nur ein Zucken ihrer Wimpern, daß ihr diese Enthüllungen, die Ehe Amönes und ihr zukünftiges Witwentum in einem eigenen Lichte erscheinen ließ. Amöne achtete nicht auf diese äußeren Zeichen der inneren Bewegung der Freundin, sie fuhr fort: „Aber nein, ich spreche, als ob mein guter Mann wahrhaftig nicht mehr am Leben wäre. So beklagt man einen Toten. Verzeih' mir, Du armer Leidender da drinnen, hoffe ich doch sicher, daß Du mir noch einmal wiedergegeben werden wirst, rechne ich doch noch auf manches Jahr an Deiner Seite. Denn Du hast noch Pflichten gegen Dein Kind. Lebe wie Du willst, nur lebe! meine Hand soll Dir das schwerste Leiden zu erleichtern versuchen, und jede durchweinte und durchwachte Nacht soll mir ein Vorgeschmack des Paradieses sein, wenn es nur Dein Lager ist, an dem ich sie durchwachen darf!“

Das Dienstmädchen trat ins Zimmer. „Es sind Freunde bei den Herrn Leitnant einjeladen,“ sagte sie, „der eene is versetzt worden, und da jeben sie 'ne Abschiedskneiperei. Die Frau Schulz'n hat mir's erzählt. Der Wirt hat schon den Aujust 'rufgeschickt, nu wird der Radau wol bald ufhören.“ — „Es ist gut, Anna,“ sagte die Frau des Hauses. — „Wie jeht's denn den Herrn?“ fragte das Mädchen, gleich als sagte ihr eine innere Stimme, daß sie sich aus

Anstandsrücksichten doch einmal nach dem Befinden ihres Brotherrn erkundigen müsse. „Ich danke Ihnen, Anna, es geht etwas besser.“ — „Na, et is man wohl bloß vorüberjehend, ick jlobe nich, daß noch 'mal was wird,“ fuhr das Mädchen nicht ohne Bedauern, aber mit ihrer naiven berlinischen Offenheit fort. Jetzt erschien ein kleiner blonder Lockenkopf in der geöffnet gebliebenen Thür und ein etwa neunjähriger Knabe hüpfte herein. Der Kleine war seiner Mutter wie aus dem Gesicht geschnitten: da war dieselbe klassisch geformte Nase, das gleiche blaue Auge, nur daß es statt des feuchten, schwärmerischen Schimmers des mütterlicheu Blicks einen strahlenden Glanz ausströmte. „Mutter, darf ich auf dem Hof mit Schulzens Kindern Soldaten spielen? Ich soll General sein.“ — „Ja, ja, Arthur, geh,“ sagte Amöne, „aber sage erst hübsch Tante Fanny guten Tag.“ Er that es, dann verschwand er mit dem Dienstmädchen. „Gott, der Junge verwildert ganz,“ seufzte Amöne. „Natürlich, ich kann mich jetzt nur wenig mit ihm beschäftigen. Gott, was ist eine Mutter doch geplagt! Darin sind Sie glücklich, Fanny, daß Ihnen Ihr Mann keine Kinder hinterlassen hat.“ — „Es ist der größte Schmerz meines Lebens,“ sagte Fanny. „Wie gern wollte ich alle diese kleinen Sorgen und Leiden auf mich nehmen, um das süße Bewußtsein zu haben, für ein Wesen zu sorgen, das man liebt, wie man eben nur etwas lieben kann, dem man selbst das

Leben gegeben." — „Natürlich, Sie haben Recht," sagte Amöne, „ich meinte ja auch nur so."

Die Thür wurde aufgerissen, ohne daß der Eintretende für nötig gehalten hätte, vorher anzuklopfen. Ein nicht großer, aber wohlbeleibter, breiter Mann schritt auf die Damen zu, bei jedem Schritt den dicken, plumpen, roten Kopf zwischen den fetten Schultern hin- und herwiegend. Amöne erhob sich halb und streckte ihm wie abwehrend die Hände entgegen, indem sie scharf flüsterte: „Treten Sie doch nicht so auf, Onkel . . . Sie haben sich natürlich wieder die Stiefel angezogen, welche am meisten knarren. Kennen Sie denn keine Rücksicht für einen Kranken?" Ohne darauf zu antworten, ohne die Damen zu begrüßen, ja ohne nur von der Anwesenheit des fremden Besuches Kenntnis zu nehmen, fuhr der Angekommene auf Amöne los und fragte kurz und heftig, den schmierigen Cylinder in der Hand herumwirbelnd: „Lebt er noch?" — „Gott sei Dank! entgegnete die Frau bejahend. — „Na, ob er auch Gott sei Dank sagen wird, weiß ich nicht. Ist der Notar schon dagewesen?" stieß der Onkel unwirsch heraus. Der Klang seiner Stimme hatte einen unreinen, fetten Charakter. — „Sie begreifen," entgegnete Amöne, „daß wir das bis auf den letztmöglichen Augenblick verschieben wollen. Er darf keine Ahnung haben, wie es mit ihm steht." — „Was, Albernheit! Er ist doch kein Kind!" fuhr der Onkel heraus, „wir müssen alle 'mal sterben, da

giebts keinen Widerspruch. Also bei Zeiten für die Regelung unserer Angelegenheiten Sorge getragen. Das ist alles, was wir thun können, aber das müssen wir. Gesprochen hast Du schon mit ihm?" — „Ja, Onkel, es ist alles in Ordnung." — „Aber schriftlich, schriftlich! Gilt sonst nichts. Du hast wirklich keine Ahnung, ob er ein Testament gemacht hat?" — „Wie hätte ich ihn je danach fragen können?" —

Der Onkel fuhr sich mit der Hand über den kahlen Schädel und zuckte mehrere Male heftig die Achseln. „Weiber! Weiber! So sind sie! Rührselig! Ist er auf? Nein! Also es bleibt dabei, Arthur Universalerbe, Du bis zur Großjährigkeit die Nutznießung, ich Vormund und verwalte das Vermögen. Vermögen! Hm, Vermögen! Viel ists nicht! Die Höhe der Summe kennst Du natürlich auch nicht? Das ist eine Frau! Hm!" Dabei zuckte er wieder höhnisch die Achseln. Die kleinen, listigen grauen Augen liefen wie Räder umher, er schien zu prüfen, ob noch jeder Gegenstand im Zimmer sei, der früher drinnen gewesen, und warf ab und zu von der Seite her Frau Rosenthal einen häßlichen, listig prüfenden Blick zu. In derselben brutalen Weise, wie er gekommen, ohne sich mit einem Worte zu verabschieden, schob er jetzt plötzlich zur Thür hinaus. „Ein angenehmer Mensch, dieser Onkel Riemer," sagte Fanny die Nase rümpfend, „von feinster Lebensart und sehr galant gegen Damen und Kranke." — „Was kann man von einem Bürsten-

binder verlangen, als Borsten!" — „Den möchte ich zum Manne haben. Ich will nur noch einen Augenblick warten, damit ich nicht auf der Treppe mit ihm zusammentreffe. Dann muß ich aber fort."

Fanny hatte sich trotz aller Bitten Amönes entfernt und die letztere saß wieder allein auf ihrem Sessel am Fußende des Krankenbettes. In der Nebenwohnung war es für wenige Augenblicke ruhiger geworden, jetzt aber brach der frühere Lärm in noch größerer Stärke wieder aus. Gläser klangen, es wurden mit rauhen, vom Exerzierplatz her ausgeschrieenen Kehlen überlaut Lieder gesungen, man debattierte, stritt, warf ein Glas um, dem Nachbar über die Uniform, der fluchte, die übrigen schüttelten sich vor Lachen: Alles das hörte Amöne ganz deutlich, denn fast jedes Wort, jeder Ton war zu verstehen. Jetzt schob sich einer einen Stuhl an das Piano: die Zecher, so schien es, wollten tanzen. Der Kranke warf den Kopf von einer Seite nach der andern, und seine Hände bewegten sich unruhig auf der Decke, leise Laute drangen zwischen den blutleeren, festgeschlossenen Lippen hervor. „O über das Elend der Mietswohnungen," seufzte Amöne leise, dann rief sie im Flüsterton das Dienstmädchen an die Thür und fragte, ob ihr vorhin gegebener Auftrag vollzogen sei. Jawohl, erwiderte diese, der Wirt habe bereits vor zehn Minuten den Hausknecht hinauf geschickt, aber die Herren seien alle angeheitert, es helfe nichts. Eben wurden drüben

ein paar zusammenhangslose Töne auf dem Piano angeschlagen. Amöne stand einen Augenblick still, mit gramerfüllter Miene zu Boden schauend, dann warf sie, gleichsam einer plötzlichen Eingebung folgend, ein weißes wollenes Tuch über den Kopf und schritt zum Korridor hinaus.

Der Bursche öffnete die Thür und inmitten des fürchterlichen, das ganze Zimmer anfüllenden Tabakrauches, der Musik, des Johlens und Streitens erschien Amönes schlanke, abgezehrte Gestalt, das leibhafte Bild des Kummers, auf der Schwelle. Zunächst bemerkte sie niemand, da alle eifrig mit sich selbst beschäftigt waren, so gut wie es ihr nicht möglich war, durch den dicken Qualm zu blicken, der beißend in ihre Augen stieg, daß sie thränten. Jetzt aber that sie einen Schritt vor und sprach, indes der Bursche hinter ihr neugierig durch die Thürspalte blickte, mit lauter aber zitternder Stimme: „Meine Herren —“ — „Eine Dame? Die hat uns eben noch gefehlt! Wir sprachen heut schon so viel von Weibern!“ rief Beo von Histropp, der als Wirt die Kameraden zum fleißigen Trinken angespornt hatte und so leicht erklärlich von allen der Angeheiterste war; aber in diesem Augenblicke schaute er deutlicher in das blasse, vergrämte Antlitz, dem trotz aller Leidensspuren der Stempel seelischer Hoheit aufgeprägt war und die bereits zum Lachen angespannten Muskeln zogen sich herab, sein Gesicht wurde ernst, ganz ernst, er trat

einen, zwei Schritte zurück, knöpfte den Waffenrock zu, hüstelte, verneigte sich und fragte: „Ach ..... wie ... womit kann ich dienen, gnädige Frau?“ Die übrigen Offiziere hatten von ihrer Beschäftigung abgelassen und waren stumm näher getreten, die einen lächelnd, die andern mit gespannten Blicken. „Herr Lieutenant ..... meine Herren .....“ begann Amöne, „dicht nebenan liegt mein Mann auf den Tod ... gebietet Ihnen Ihre Ritterlichkeit nicht die kleine Rücksicht, Ihre Lustigkeit ein wenig zu mäßigen?“ Beo wollte etwas erwidern, aber ihm, dem allzeit schneidigen, versagte das Wort, er drehte verlegen an seinem schwarzen Schnurrbärtchen und blickte zu Boden. Ihm war, als würde in diesem Augenblick eine große, schwere Last von seiner Schädeldecke genommen, die bisher darauf gelegen. „Ich hatte schon einmal bitten lassen ...“ sagte Amöne. „Ach, verzeihen Sie,“ fiel Beo rasch, wie erleichtert ein, „wenn wir gewußt hätten, .. wir glaubten, der Wirt ...“ Der Qualm im Zimmer legte sich auf Amönens Brust, sie hüstelte; sofort stürzte Beo zum Fenster und öffnete dasselbe, indem er sagte: „Wirklich ein entsetzlicher Rauch!“ Ruschwitz versuchte sein langweiliges Gesicht durch ein leises Lächeln zu heben; als Beo es bemerkte, warf er ihn einen wütenden Blick zu und fuhr zu Amöne gewandt fort: „Verlassen Sie sich darauf, gnädige Frau, wir werden auf der Stelle für Ruhe sorgen, ich bürge dafür.“

— „Ich danke Ihnen," sagte Amöne und wandte sich zur Thür; Beo begleitete sie sofort ritterlich hinaus. Drinnen im Zimmer hatte sofort ein lebhaftes Tuscheln und Hin- und Herreden begonnen. „Still doch, zum Teufel," rief Beo, als er wieder hereintrat. „Hat die Frau denn nicht Recht?" Die Kameraden umringten ihn, er war wie umgewandelt: vor fünf Minuten noch der ausgelassenste Zecher, konnte er jetzt im Dienst nicht nüchterner sein. „Kommt, kleidet Euch an," fuhr er jetzt fort, „wir gehen noch ins Café". Schweigend schlossen die andern ihre Röcke, legten die Degen an, setzten die Mützen auf und folgten ihm. Es war eine Szene wie auf dem Exerzierplatz, alle übermütige Stimmung war mit einem Male wie weggeblasen. „Aber das bitte ich mir aus," sagte Beo im Gehen, „heut nichts mehr von Weibern und von Pferden, davon hatten wir genug. Jetzt auch 'mal was Vernünftiges!" Er drückte die Thür behutsam ins Schloß, als fürchte er zu lärmen, und die sechs schritten, sich nur im Flüsterton unterhaltend, die Treppe hinunter. Erst unten auf der Straße löste sich der Bann, der fast mit dämonischer Gewalt auf ihnen gelegen.

Als Amöne wieder in das Krankenzimmer trat, lag ihr Gatte mit geöffneten Augen da. Er hatte, wie das Mädchen ihr mitgeteilt, bereits drei Mal nach ihr gefragt. „Du bist auf, Gustav?" wandte sie sich schnell und besorgt an ihn. „Wie geht Dirs,

wie fühlst Du Dich?" — Der Kranke suchte sich mühsam zu erheben. „Gut, sehr gut," sagte er, indem er in seine Stimme so viel Kraft als möglich zu legen bemüht war, „ich fühle mich ausnehmend wohl, es geht mir ganz entschieden besser." Wie ihn die abgezehrten Wangen, die tief eingesunkenen, fahlen Augen, die ungesunde dunkle Röte im Antlitz Lügen straften! „Wie mich das freut!" entgegnete Amöne. „So?" hüstelte der Kranke. „Wo warst Du denn, wo kommst Du denn her?" forschte er eifrig. Unwillkürlich nahm die Stimme wieder einen zitternden Ton an. „Ich . . . ich hatte eine Besorgung," entgegnete Amöne, die ihm nicht verraten wollte, was vorgegangen war. „Darf ich Dir etwas bringen, wünschest Du etwas?" Ohne auf die letzten Worte zu achten, fiel der Kranke mürrisch ein: „So? Na ja! Nach einem neuen Mann brauchst Du Dich noch nicht umzusehen, das wäre noch zu früh — eine Zeit lang wirst Du mich wohl noch ertragen müssen! denn ich fühle mich von Tag zu Tag wohler!" Er konnte sich nicht länger aufrecht erhalten, mit einem mühsam unterdrückten Stöhnen sank er zurück, und die Augen stierten starr gegen die Decke. „Gustav!" sagte Amöne schmerzlich. Sie war übrigens dergleichen Anfälle bei ihrem Gatten seit den letzten Monaten, in denen es mit ihm reißend bergab ging, reichlich gewöhnt. „Kann ich Dir etwas reichen? fragte sie, „einen Löffel Fleischbrühe?" — „Nein," stieß der Kranke rauh hervor „bleib . . . ich

habe . . . mit Dir . . . zu reden.“ Amöne ließ sich auf eine kleine Fußbank zu Häupten des Kranken nieder, dieser wälzte sich mühsam nach der Seite, tappte mit seiner knochigen, mageren Hand nach der Rechten Amönes, umklammerte sie, hüstelte und begann mit heiserer Stimme: „Amöne . . . höre! . . . Es wäre doch möglich . . . wir sind ja alle Menschen . . . und stehen in Gottes Hand . . . möglich, daß ich . . . daß ich . . .“ Die Lippen schlossen sich und öffneten sich mehrmals lautlos, er schien mit sich zu kämpfen, ein Wort schien nicht aus seiner Kehle zu wollen . . . „vor Dir stürbe . . .“ sagte er endlich. — „Nein, nein, was redest Du . . . Dein Zustand bessert sich ja von Tag zu Tag . . . denke nicht an so etwas!“ sagte Amöne schnell und gütig. Sie empfand ein so inniges Mitleid mit dem Kranken, von dem sie so genau wußte, wie es mit ihm stand, daß sie den Kopf abwandte, um nicht in lautes Weinen auszubrechen. „Was ist das? . . . hierher den Kopf!“ zischelte der Kranke. „Ich spreche ja nur von der Möglichkeit . . . aber auch diese . . . Amöne, warst Du je . . . von meiner Liebe zu Dir überzeugt? . . .“ Die Gattin beugte sich zu ihm herab, drückte einen Kuß auf seine Hand, und erwiderte leise: „Mein lieber, lieber Gustav!“ Er hatte sie tief und heiß geliebt, mit jenem anhaltenden, immer gleich glühenden, nie verrauchenden Feuer, mit dem nur ein Mann in vorgerückten Jahren ein junges Mädchen lieben

kann, das ihm seine entfliehende Jugend zurückbringt. Und so hatte sie ihm schon längst seine Eifersucht und seine kleinen Eifersüchteleien verziehen, mit denen er sie oft genug gequält — zumal seitdem sie wußte, wie es um seine Gesundheit stand, und wie dies auf sein Gemütsleben einwirkte. „Und Du würdest mir dies auch noch nach meinem . . . meinem . . . Tode durch die That beweisen wollen?" fuhr der Kranke fort. „Glaubst Du, ich könnte Dich je vergessen?" erwiderte Amöne. „So versprich . . . schwöre mir, Dich nie wieder zu verheiraten, wenn ich . . . stürbe!"

Amöne bebte, ihre Hände streckten sich gegen den Kranken vor; es geschah völlig unwillkürlich, denn in dem Verlangen, das ihr Gemahl ausgesprochen, lag nichts, was sie entsetzte. „Aber Gustav, das ist doch selbstverständlich!" sagte sie zärtlich. „Gelobe es mir, ich verlange es," fuhr Gustav schnell fort „Ich könnte nie Ruhe im Grabe finden . . . käme mir im Augenblick des Scheidens . . . nur der leise Gedanke . . . mein Weib . . . meine Amöne könnte in ein, zwei Jahren . . . in den Armen eines anderen Mannes ruhen . . . und ich . . . ich wäre vergessen . . . das ertrüge ich im Grabe nicht . . . Mein Recht auf Dich dauert übers Grab hinaus . . . Es wird Dir und dem Kinde . . . an nichts mangeln . . . die Pension und mein kleines Vermögen . . . was Ihr braucht, habt Ihr gerade . . . reichtest Du einem andern die Hand . . . besäße ein anderer nach mir

Deine Liebe . . . es triebe mich aus dem Jenseits . . . also . . . Dein Gelöbnis . . ." Er hatte, leise aber heftig sprechend, sich wieder halb emporgerichtet; jetzt sank er mit geschlossenen Augen aufs neue zurück, die linke Hand preßte sich an die Brust, er rang nach Atem. Die Gattin barg ihr Haupt an seiner Brust. „Aber das ist doch selbstverständlich, Gustav," wiederholte sie, „Gelobe es!" stieß er, kaum hörbar, heftig heraus. Sie fühlte, wie sein Puls jach und jäher schlug. „Gern," sagte sie, „wenn es Dich beruhigt. Ich gelobe es Dir feierlich bei Gott dem Allmächtigen!" Gustav nickte leise mit dem Haupte; in Amönens Auge, als sie aufblickte, standen Thränen. „Ist es Dir leid?" fragte Gustav blinzelnd „Nein, nein, nur der Gedanke an die Möglichkeit Dich zu verlieren, macht mich weinen!" Gustav drückte ihre Hand so kräftig er nur vermochte, dann winkte er ihr zu gehen. Sie entfernte sich bis ans Fußende des Bettes, dort ließ sie sich stumm nieder und versank wieder in ihr einsames Brüten. Gustav lag mit geschlossenen Augen ausgestreckt. Die Ruhe eines Totenhauses herrschte im Zimmer. — —

II.

Jeder Gang des Postboten brachte heute Beileidsbriefe auf Beileidsbriefe ins Haus. Stumm und verhärmt am Tische stehend, öffnete Amöne einen der zierlichen Umschläge um den anderen und warf einen flüchtigen Blick auf die denselben entfallenden Karten. Es zuckte für wenige Sekunden in ihrem Antlitz auf, wenn sie auf einer derselben einen vertrauten Namen erblickte, dessen Träger das übliche p. c. durch ein paar teilnahmsvolle, aus dem Gemüt kommende deutsche Worte ersetzt hatte. Meist aber traf ihr Auge nur auf gleichgiltige, ihr beinahe oder völlig fremde Namen, Amtsgenossen oder Unterstellte ihres verstorbenen Gatten, denn in näheren Beziehungen hatte sie selbst ja doch nur zu sehr wenigen Personen gestanden. Aber auch das gewährte ihr schon einigen, wenn auch geringen Trost, zu erfahren, welch allgemeiner Hochachtung sich ihr

Gatte bei allen erfreut hatte, die je mit ihm in Berührung getreten waren. Sein Vorgesetzter hatte ihr dies auch in einem höflichen, fein stilisierten Schreiben ausgedrückt, welches er an die Witwe gerichtet, und sie wies es jedem vor, der in diesen Tagen zu ihr kam, ihr Trost zu spenden. Eben öffnete Amöne wieder eine dieser Zuschriften und wollte, ermüdet von dem traurigen Geschäft, bei dem sie nur mit Mühe die Thränen zurückhielt, die Einlage unbesehen in die Schale zu den übrigen Karten legen, als sie plötzlich inne hielt und das kleine weiße Stück Kartonpapier näher und näher an die Augen führte.

Es war die Karte des Leutnants Beowulf von Histropp, die sie in der Hand hielt. Er kondolierte ihr. Dabei war nichts Verwunderliches: ein Akt der Höflichkeit, wie er seitens eines gebildeten Mannes natürlich schien. Und doch: der Vorfall bewegte sie.

Sie hatte den Leutnant nur einmal im Leben gesehen, und war ihm in einer Lage gegenübergetreten, in der er nur den allerungünstigsten Eindruck auf sie machen konnte, sie schlug die Augen zum Himmel, wenn sie an ihn und jene Szene dachte — und doch that ihr diese Höflichkeit der Form wohl, und es war ihr, als würde sie es schmerzlich empfunden haben, wenn dieselbe ausgeblieben wäre, sie bildete sich ein, der Absender habe den Toten in dieser Form um Verzeihung für die Rücksichtslosigkeit bitten wollen, die er ihm früher zugefügt. Und so legte sie diese

Karte nicht zu den anderen in die Schale, sondern in dasselbe Fach ihres Schreibtisches, in dem sie auch jenen Brief des Vorgesetzten aufbewahrte. —

Der erste, Seele und Glieder wie ein Orkan erschütternde Schmerz hatte schnell einer milderen Trauer Platz gemacht. Ihre Freundin Fanny, ihr Dienstmädchen waren erstaunt, so wenige und kurze Ausbrüche eines wilden Jammers bei ihr zu sehen. Aber um ihre Mundwinkel hatten sich in einer Nacht kleine gekrümmte Fältchen gebildet. Ihre Augen leuchteten von einem seltsamen Feuer, der weiße, von keinem rötlichen Schimmer unterbrochene Glanz ihrer Hautfarbe stand in einem fesselnden Gegensatz zu dem ihre hohe Gestalt umfließenden schwarzen Gewande, und über ihre ganze Erscheinung schien ein seraphisches Licht ausgegossen. Kein Künstler hätte die Sehnsucht nach dem Jenseits in einer allegorischen Gestalt vollkommener verkörpern können, und wäre so die Todesgöttin auf Erden umhergewandelt — sie hätte keiner zwingenden Gewalt bedurft, denn alles wäre ihr freiwillig gefolgt. . . .

Sie fuhr vom Begräbnis ihres Gatten zurück. Nur ihr Knabe war bei ihr — die Begleitung des Geistlichen und Fannys, die sie ihr beide angeboten, hatte sie mit freundlichem Dank zurückgewiesen. Sie fühlte das Bedürfnis in dieser Stunde, in der sie ihr bestes Gut der Erde anvertraut hatte, allein zu sein mit dem, was ihr nun noch als das höchste

irdische Besitztum geblieben war. Leise strich ihre Hand über das blondlockige Haar des Kindes, ihre Lippen bewegten sich: sie sandte ein stummes Gebet zum Himmel, ihr nur dieses einzige Gut zu erhalten. Der Wagen fuhr durch den sich lang dahinziehenden Vorort Schöneberg zurück, das Pflaster war schlecht, der Wagen hüpfte, ihr schien der Weg endlos. Alles, was sie in den letzten Tagen erlebt und erlitten, erschien ihr wie ein furchtbarer Traum, wie ein Schleier lag es vor ihren Augen, dunkel wie aus weiter Ferne klangen ihr noch die Reden des Geistlichen, die Zusprachen der Teilnehmer am Begräbnis ins Ohr. Ihr war, als wäre alles das, was sie geschehen glaubte, gar nicht geschehen, ihr war, als wäre sie selbst gestorben, und der enge Innenraum des Wagens erschien ihr wie das Grab. Aber durch die Fensterscheiben blickte der helle Tag und das flutende teilnahmslose Weltstadtleben herein. Sie schloß die Augen und lehnte sich zurück in die Kissen, um sich ganz in jene Vorstellung zu versetzen. Ihr war, als müßte sie hier unter der Erde die Seele ihres Gatten suchen, sie bemühte sich, zu erraten, wo dieselbe jetzt zu finden sein, womit sie sich beschäftigen möchte. „Mutter, schläfst Du?“ fragte der Kleine. Amöne fuhr auf. „Nein, nein, wo denkst Du hin, Arthur!“ sagte sie. „Mutter, muß ich morgen wieder in die Schule?“ fragte der Kleine weiter. „Ja, mein Kind,“ sagte Amöne sanft, mit der Rechten zärtlich sein Kinn

fassend, „geh hin, es wird Deinen Sinn zerstreuen, es ist besser so. Nicht wahr, Du wirst von jetzt ab recht fleißig sein, damit Du Deiner Mutter recht viele Freude machst?" Der Knabe entgegnete fragend: „Mutter, wirst Du mir nun immer die Arbeiten durchsehen, oder bekomme ich einen Hauslehrer?" — „Das weiß ich noch nicht, das wird sich finden," erwiderte Amöne. — „Wenn ich einen Hauslehrer bekommen soll, Mutter, so kann's ja Herr Stephan sein," fuhr der Knabe fort, „der kommt auch zu Riemers." — „Wir werden ja sehen, das wird sich schon finden!" — „Mutter," sprach Arthur nach einer kleinen Pause weiter, „Du hast mir diese Woche noch nicht mein Taschengeld gegeben." — „Ja, ja, zu Hause," sagte Amöne etwas unwillig, aber sogleich ward sie wieder ruhig und dachte bei sich: Diese Kinder, sind sie nicht glücklich? sie haben noch keine Vorstellung davon, was der Tod ist. Wer wird mir jetzt bei der Erziehung des Knaben helfend zur Seite stehen? — denn ich werde ihn verziehen, ich weiß es, ich liebe ihn zu sehr, ich werde nicht streng gegen ihn sein können. Und er hat manche gefährliche Anlage! — Sie betrachtete den hübschen Jungen mit einem langen Blick, in dem Liebe und Mitleid gepaart waren. Sie dachte an Fanny — aber das war ja auch nur eine Frau, der Gesichtskreis derselben nicht weiter als der ihre. Und Onkel Riemer? Hm, man sah, wie weit er es bei seinem eigenen

Knaben brachte, den sie bei sich für eine ganz nichtsnutzige Range hielt, der mit zehn Jahren bereits von einer Schule verwiesen worden war. Sie schüttelte leise den Kopf: niemand in ihrem ganzen Kreise, zu dem sie ein volles Zutrauen gehabt hätte. Und das Leben bot für eine Mutter, für ein Kind so viele Klippen und Strudel. Ja, die Welt war arg eingerichtet. Wenn sie nur gewußt hätte, an wen sich wenden in dringenden Angelegenheiten? Wer war ein ihres Vertrauens Würdiger? Sie wollte eine Anfrage an die Vorsicht wagen, sie glaubte an Vorbedeutungen und Zeichen. Wer ihr aus ihrem Bekanntenkreise, nachdem sie den Wagen verlassen, zuerst begegnete, an ihn wollte sie sich in dringenden Fällen zunächst wenden.

Da hielt der Wagen vor dem wohlbekannten Hause in der Steglitzerstraße, in dem sie seit so vielen Jahren wohnte. Sie stieg mit dem Knaben aus, der Wagen fuhr davon, und sie blickte ihm sinnend noch einige Momente nach. Und als sie gerade ins Haus treten wollte, und die Gitterthür des Vorgärtchens öffnete, da schreckte sie plötzlich ängstlich zurück, als habe sie aus Versehen auf ihr Hündchen getreten; denn von der Genthiner Straße her war Beo von Histropp herangekommen und wartete jetzt am Gitter, um nach ihr in das Haus zu gelangen Ihre Hand umkrampfte eine der hervorstehenden Gitterspitzen. Von allen Menschen der

Welt mußte ihr dieser zuerst begegnen! Nein, diese Schickung war nicht ernst gemeint, es war ja unmöglich. Beo grüßte und sprach, näher an Amöne herantretend: „Der Ort ist vielleicht nicht ganz passend gewählt, gestatten mir gnädige Frau indessen doch dem schriftlichen Ausdruck meines Beileids noch die mündliche Versicherung meiner aufrichtigsten Teilnahme hinzuzufügen." — „Ich danke Ihnen für die gütige Teilnahme, die Sie meinem seligen Gatten widmen, Herr Leutnant," entgegnete Amöne. „Sie gilt vor allem Ihnen, gnädige Frau," erwiderte Beo artig, „denn die Lebenden haben berechtigteren Anspruch darauf als die Toten, denen wohl ist." Amöne stand im Begriff sich zu verneigen und zu gehen, da fuhr Beo fort: „Ich darf mir eine solche Äußerung erlauben, meine Gnädige, denn auch ich habe Erfahrungen. Ich begrub einst eine geliebte Braut."

„Ah," entgegnete Amöne teilnahmsvoll, aber sich sogleich wieder fassend, sagte sie ebenso höflich als ruhig: „Dann werden Sie auch zur Genüge wissen, wessen man in solcher Verfassung am meisten bedarf," und mit einer Verneigung schritt sie ins Haus. Beo folgte. Als er in sein Wohnzimmer trat, fand er Ruschwitz droben sich auf dem Lehnstuhl schaukelnd. „Du, eben habe ich meine Nachbarin gesehen . . . Ich sage Dir, das ist ein Weib . . ." rief er ihm zu. „Na recht, so mach' Dich doch an sie heran . . . sie ist ja jetzt Witwe . . . . sie wird doch Trost

brauchen . . ." erwiderte Ruschwitz mit vielsagendem Lächeln. „Nein, nein, nicht das," antwortete Beo ernst, „wer sie so gesehen, wie ich heut, läßt jeden gemeinen Nebengedanken zu Hause. Auf Ehre, Ruschwitz, ich bin ja sonst weder ein Kostverächter, noch ein Schwärmer . . . aber die Frau hatte so etwas . . . Seraphisches . . . so etwas Unnahbares . . . hol' mich der Teufel, so sehen keine Frauen aus, denen man Anträge macht. — „Unsinn, rief Ruschwitz, „gieb mir einen Cognac!" —

Niemals war Amöne eine Verrichtung schwieriger geworden, als die Regelung der Erbschaft. Tausendmal unterbrach sie sich bei dem langwierigen Geschäft der Aufnahme der Hinterlassenschaft ihres Gatten, warf die Feder und das Verzeichnis in eine Ecke, um sie, der Notwendigkeit gehorchend, wieder herbeizuholen und im Aufschreiben fortzufahren: . . . eine Taschenuhr . . . ungefährer Wert 50 Mark . . . eine Bibliothek von 100 Bänden . . . etwa 150 Mark . . . Brachte ihr diese Beschäftigung auch ein klein wenig Zerstreuung, hinderte dieselbe sie, in ihre sonst unvermeidliche lethargische Trauer zu versinken, in der sie keine anderen Gedanken fassen konnte, als den, in welchen Regionen sich jetzt die Seele ihres Gemahls aufhalten möge, so bereitete es ihr doch auch eine große Qual, jedes Stück der Haushaltung, das ihr Mann einst besessen, an das sich ihr so viele geistige Erinnerungen knüpften — auf jenem Sorgen-

stuhl hatte er so oft gesessen, an jenem Schreibtisch so oft gearbeitet und mit ihr geplaudert — nach seinem geringen materiellen Wert abschätzen zu müssen, indes es für sie unbezahlbar schien. Wie war sie daher erfreut, als ihr Onkel Riemer sich bereit erklärte, die ganze Angelegenheit zu übernehmen. „Werden wir schon machen, . . . schon machen,“ sagte er in seiner kurzen überhastenden Redeweise, „das ist überhaupt nichts für Frauen . . . kümmere Dich nur um gar nichts . . . das besorge ich schon alles.“ Und nun ließ sie den Onkel schalten, wie er wollte, und verlor kein Wort, wenn er bald einen Teppich, bald einen Ring mit nach Hause nahm, um, wie er für nötig erklärte, einen Sachverständigen wegen der Höhe der anzugebenden Summe zu Rate zu ziehen. Letztere Erklärung gab er auch nur dem Dienstmädchen, das ihn oft in unverblümter Weise zur Rede stellte; Amönen gegenüber hielt er eine solche gar nicht für notwendig, diese wagte ja doch keinen Widerspruch oder ließ sich von ihm einschüchtern.

Amönens Freundin, Fanny, hegte gegen Riemer Mißtrauen, sein ganzes Auftreten machte auf sie einen abstoßenden Eindruck, sie sah einfache Rücksichtslosigkeit darin, durch die sie bei ihrer Natur sich nicht einschüchtern ließ. In ihrer klugen, zurückhaltenden Weise deutete sie dies der Freundin an, und gab ihr zu verstehen, sie möge Riemer gegenüber Vorsicht nicht außer acht lassen. Allein Amöne wollte davon

gar nichts hören, der Onkel sei ein wenig rauh, aber ein herzensguter Mensch, gerade Leute von solch rauher Form besäßen in der Regel das beste Herz, nur Schmeichler seien zu fürchten, und was der angelernten, nicht aus eigener Lebenserfahrung geschöpften Sätze mehr waren. Fanny, meinte sie, sei ja eine lebenskluge Frau — erfahrener als sie selbst, das gebe sie gern zu — allein ihre Lebenserfahrung mache sie oft mißtrauisch, wo dergleichen völlig am unrechten Platze sei. Sie sehe die Welt überhaupt hinter einem dunklen Schleier, es gebe gar nicht so viele schlechte Menschen, wie sie und manche andere annähmen. Fanny wollte eben mit eigentümlichem Lächeln etwas erwidern, als der Onkel unangemeldet wie gewöhnlich ins Zimmer drang. Amöne wandte sich an ihn und rief bezüglich des letzteren Punktes in ihrer harmlosen Art seine Entscheidung an. „Schlechte Menschen, schlechte Menschen," polterte Riemer, „was heißt das überhaupt? Ein albernes Wort, die Erfindung eines Dummkopfs. Es giebt keine schlechten Menschen, niemand schädigt oder kränkt einen anderen, weil's ihm Spaß macht. Dazu hat gar niemand Zeit. Es giebt nur Kampf ums Dasein, Zusammenstoß der Interessen, Recht des Stärkeren. Der Schwächere, der im ehrlichen Ringen zu Boden geworfen wird, nennt dann natürlich, um seine Niederlage zu bemänteln, den Stärkeren und Geschickteren einen Schuft. Das kennt man!" — „Aber

wenn er sich nun doch unerlaubter Mittel bedient hat, um den anderen niederzuwerfen," entgegnete Fanny, „wenn er ihm hinterlistig ein Bein gestellt hat —" „Verzeihung, Verzeihung!" fiel Riemer rasch ein, den Oberkörper wie taktmäßig gegen Fanny vor- und zurückbewegend, „es giebt eben keine unerlaubten Mittel . . . das Dasein ist ein Krieg . . . im Kriege ist alles erlaubt . . . hm . . . hm . . ."

„Aber es giebt doch auch im Kriege ein Ding, das man Ritterlichkeit nennt," entgegnete Fanny, „zum Beispiel Schwächeren, Hilflosen, Frauen gegenüber, und wer diese Vorschrift verletzt —"

„Hm, hm," machte Riemer, wippte den Hut, den er mit beiden Händen auf dem Rücken hielt, auf und nieder, wandte sich um und ging ans Fenster, gleich als würdige er die Dame nicht einmal einer Antwort.

„Lassen wir das — Ihr beide werdet Euch nie verständigen," sagte Amöne. „Haben Sie den Fritz nicht mitgebracht, Onkel?"

„Er ist unten bei dem Bengel, dem Arthur," sagte Riemer ohne sich umzukehren, „sie tollen im Hofe umher . . . Dein Wildfang wird mir mit seiner Ausgelassenheit den artigen Jungen noch ganz verderben." Amöne und Fanny traten an das Fenster der Berliner Stube und blickten hinunter auf den Hof. Eine Anzahl Knaben spielte daselbst Soldaten, machte Lauf- und Ringübungen und präsentierte Besen

als Gewehre. Arthur kommandierte, seine Genossen waren Knaben aus der Nachbarschaft. „Ihr Fritz spielt ja nicht einmal mit,“ sagte Fanny, „er steht in der Ecke und sieht zu.“ — „Natürlich,“ entgegnete Riemer, „er weiß, daß er sich als gesitteter Junge nicht die Hosen beschädigen darf.“ — „Ich halte nicht viel von Kindern, die nie in zerrissenen Beinkleidern nach Hause kommen,“ erwiderte Fanny. — „Wenn Sie Kinder hätten, denen Sie sie ausbessern müßten, würden Sie anders denken,“ gab Riemer kurz zur Antwort.

„Arthur, Fritz, kommt herauf,“ rief Amöne in den Hof hinab. „Gleich, Mama, gleich,“ rief Arthur zurück, ließ seine Spielgenossen erst in Reih' und Glied treten, in die Quartiere abmarschieren, und leistete dann dem Befehle Folge. Oben angelangt, hüpfte er sogleich auf die Mutter zu, umarmte sie, gab dann „Tante“ Fanny und dem Onkel die Hand und warf sich der Länge nach auf das Sofa. Fritz, ein kleines, schmächtiges Bürschchen, mit ganz kurz geschorenem, pechschwarzem Haar, stand in der Ecke bei der Thür, ohne sich zu rühren; nur seine tiefliegenden Augen gingen scheu umher, als suchten sie irgend einen Punkt, auf dem sie ausruhen könnten, und als ihn Amöne ersuchte, näher zu treten, kam er mit langsamen, zögernden Schritten herbei, wie eine Katze. Jede Handreichung, jedes Wort mußte aus ihm erpreßt werden und geschah dann zurück-

haltend, beinahe mürrisch. Er antwortete fast nur in einzelnen Worten, sehr oft auch nur mit „ich weiß nicht,“ und nach jeder Antwort schielte er hinüber nach seinem Vater, der mit dem Verhalten seines Sprößlings sehr zufrieden zu sein schien und sich Amöne herausfordernd gegenüberstellte, gleich als wollte er sagen: So muß ein Kind erzogen sein. „Was willst Du denn werden, Fritz?“ fragte ihn unter anderem Fanny. Schläfrig und eintönig wie immer, erwiderte dieser: „Ich weiß nicht.“ Arthur, der auf dem Sofa indes bald die Beine in die Höhe gestreckt, bald den Kopf erst gehoben und dann mit Macht auf das Polster hatte zurückfallen lassen und nicht übel Lust zu haben schien, auch noch Burzelbäume zu schießen, sprang jetzt auf und rief, die blonden Locken schüttelnd, mit lauter Stimme: „Aber ich weiß, was ich werden will: „Off'zier will ich werden!“

Der Knabe schien sich diesen Zukunftstraum wirklich fest in den Sinn gesetzt zu haben, denn fast Tag um Tag kam er jetzt seiner Mutter mit der Bitte, ihn doch ja Offizier werden zu lassen, und auf die ausweichenden Antworten der Mutter hin verlangte er immer wieder eine endgiltige Zusage. „Aber willst Du Dich denn wirklich von den Franzosen totschießen lassen?“ fragte ihn die Mutter. „Ach,“ entgegnete der kleine Recke, „ich habe ja auch ein Gewehr, ich schieße zuerst.“ — „Ja, wenn aber

mehrere über Dich kommen?" fragte die Mutter. — „Na," erwiderte Arthur lachend, „mit dreien nehme ich's schon auf!" — „Wenn aber zwanzig kommen?" — Der Kleine blickte einen Augenblick zu Boden. „Pah, dann laufe ich," sagte er darauf. — „Na, Du wirst mir ein netter Soldat sein!" meinte Amöne, die die Art des Knaben selbst heiter stimmte. „Na ob!" meinte dieser, der als richtiger Berliner stets das letzte Wort behalten mußte.

Es war damals gerade eine Zeit der Kriegsgerüchte. Mehrere angesehene Tagesblätter hatten Aufsätze gebracht, in denen die politische Lage Deutschlands als sehr bedroht geschildert wurde, als seien unsere Nachbarn im Westen, von einigen ehrgeizigen Strebern aufgestachelt, des Friedehaltens müde und beabsichtigten bald die Verluste, die ihnen das Jahr 1870 gebracht hatte, wieder einzuholen und als wären sie der Unterstützung eifersüchtiger Nachbarn im Osten sicher, so daß Deutschland sich nach zwei Seiten hin würde wehren müssen. Wie derartige Gerüchte ja stets ihre Gläubigen finden und sich lange in weiteren Kreisen zu erhalten wissen, so war auch diesmal die Besorgnis der Bevölkerung in den Kreisen eine große, welche bei einem Kriege nur zu verlieren hatten. Daß unter diesen Umständen Amöne von den Wünschen ihres Söhnchens, auf welches jene auch in den Kreisen der Kinder verbreiteten Gerüchte in der umgekehrten Weise wirkten, nicht sehr erbaut war, läßt

sich denken. Sie sah in der Einbildung nur Schlachtfelder, und ihren Arthur, ihr Liebstes, als Offizier auf einem deren mit klaffenden Wunden liegen. Aber der Kleine kam Tag um Tag so dringend mit der Bitte, ihn ins Kadettenhaus zu schicken, daß Amöne schließlich doch eine tiefere Neigung, einen ernstlich zu erwägenden Wunsch annehmen mußte. Sie lenkte daher eines Tages wieder das Gespräch darauf, als sich, wie in jener Zeit öfters, Fanny und der Onkel bei ihr zusammengefunden hatten. Allein diesmal erlebte sie das merkwürdige Schauspiel, die beiden sonst unvereinlichen einstimmig im höchsten Grade gegen einen solchen Gedanken eingenommen zu sehen. Fanny erklärte für den Soldatenstand überhaupt wenig Sympathie zu haben, er sei für sie nur ein notwendiges Übel, während Riemer das Gespräch wieder nach seiner Lieblingsseite hin verschob. Das seien die Folgen einer schlechten Erziehung, meinte er, daß ein Kind sich solche Raupen in den Kopf setze. Sie müßten ihm aber mit dem Rohrstock ausgetrieben werden. Sein Fritz würde als wohlerzogener Knabe nie mit einem solchen Plan kommen, sondern einen soliden, bürgerlichen Beruf erwählen, bei dem er sich ein Kapital zurücklegen könne. Als Amöne schüchtern bemerkte, ihr Mann habe auch dem Kaiser treue Dienste geleistet, fuhr sie Riemer an, er sei zwar auch nichts Hervorragendes gewesen, habe es zu nichts gebracht, aber ein Zivilposten sei noch immer einem militärischen

vorzuziehen. Er nannte die Offiziere Hungerleider und Schuldenmacher und stellte sie den Schauspielern gleich. —

Amöne war in der That in einer peinlichen Lage: auf der einen Seite die immer entschiedener auftretende Neigung des Knaben zu dem militärischen Berufe, auf der anderen der ebenso entschiedene Widerspruch ihrer Vertrauten, denen sie in praktischen Fragen fast stets nachzugeben pflegte. Die Liebe zu ihrem Kinde, die Unmöglichkeit, ihm einen Wunsch zu versagen, und auf der anderen Seite die Gewohnheit der Unterordnung brachten ihre weiche Natur in arge Bedrängnis. Sie hatte noch nie in ihrem Leben vor einem ähnlichen Konflikt gestanden, noch nie hatte das Leben Ansprüche an ihren Willen erhoben. Für das Mädchen hatten die zärtlichen Eltern, für die das eigene Heim betretende blutjunge Frau der ältere Gatte stets die Fürsorge übernommen. Sie hatte immer nur Freude oder Schmerz, Glück oder Unglück kennen gelernt, nie die gleichzeitige Einwirkung sich kreuzender Empfindungen. Und so bereitete ihr die Berufswahl des Knaben schlaflose Nächte, ohne daß sie jedoch zu einer Entscheidung gekommen wäre. Sie wagte nicht vor Fanny und Riemer noch einmal über diesen Gegenstand zu sprechen, weil sie auf zu entschiedene Abweisung gestoßen war, sie brachte es nicht übers Herz, ihrem Knaben ein für alle Mal ein bestimmtes „Nein" entgegenzusetzen und noch

weniger, seinen Wünschen zu willfahren, und als Arthur immer stärker in sie drang, brach sie in Thränen aus und schloß sich in ihr Zimmer ein.

Eines Tages traf sie, von einem Ausgange heimkehrend, vor der Hausthür wieder zufällig mit Beo von Histropp zusammen. Er grüßte höflich und erkundigte sich zuvorkommend nach ihrem Befinden. Sie antwortete in liebenswürdiger Form und wandte sich plötzlich mit der Frage an ihn: „Nun, was meinen Sie, Herr Leutnant, wird es denn Krieg geben?“—

Beo lächelte, er war diese Frage seitens seiner Bekannten gewöhnt, denn in dieser Zeit erschien jeder Leutnant dem Laien als eine eingeweihte Persönlichkeit, die von allen Geheimnissen des auswärtigen Amtes und des Kriegsministeriums Kenntnis haben müsse. „Diese Frage kann wohl nur allein der Kaiser beantworten, gnädige Frau,“ entgegnete er, „und vielleicht nicht einmal der, aber ich hoffe allerdings, daß es Krieg geben wird.“ — „Sie erhoffen ihn?“ sagte Amöne erschrocken. „Das wäre ja schrecklich. Sie erhoffen Mord und Tod? Wenn die Franzosen oder Russen nach Berlin kämen!“ — „Unbesorgt, meine Gnädige,“ sagte Beo, „die lassen wir nicht über die Grenze; dafür sorgt Moltke. Wir wollen uns in ihrem eigenen Lande mit ihnen unterhalten. Ich lerne, wie die meisten meiner Kameraden, schon seit Monaten russisch.“ —

„Aber sagen Sie mir nur, Herr Leutnant,“ fuhr Amöne kopfschüttelnd fort, „wie kann man nur den Krieg wünschen. Wenn die Franzosen Sie nun töten . . . ist Ihnen nicht um Ihr junges Leben leid?“

„Bah, dafür ist man ja eben Soldat,“ erwiderte Beo. „Und einmal muß es doch kommen, also wenn es sein soll — je schneller, je besser.“ Mit diesen Worten empfahl er sich. Amöne graute vor solcher Lebensanschauung, und doch gefiel ihr Beos Haltung, und sie sagte sich: wenn denn schon einmal jemand diesen Beruf ergriffen habe, müsse er auch so denken. Und dabei fiel ihr Arthur ein. Sie sollte ihren süßen, einzigen Jungen auch hingeben, damit ihm ein heimtückischer Franctireur auf fremder Erde aus dem Hinterhalt eine Kugel in die Brust schieße? Nimmermehr! Und doch . . . sie konnte sich nicht verhehlen, daß sie stolz sein würde, ihren Jungen so in der schmucken Uniform auf braunem Roß die Straße heraufgaloppieren zu sehen . . . Sie verstand von militärischen Dingen nicht das Geringste, sie wußte nicht einmal, welche Schritte zur Unterbringung eines Knaben in der Kadettenanstalt nötig seien . . . sie wollte sich wenigstens darüber unterrichten.

Niemals war Beo in seinem Leben erstaunter gewesen, als da er am nächsten Tage in seiner Wohnung eine Karte vorfand, auf der ihn Amöne ersuchte, ihr behufs einer für sie wichtigen Anfrage eine Viertel-

stunde des Nachmittags zu widmen. Amöne empfing ihn in Anwesenheit Fannys. Er sprach Amöne, als diese ihn in die Sache eingeweiht, mit kurzen Worten seinen Dank aus für das Vertrauen, welches sie ihm schenke, und hielt mit seiner Ansicht nicht zurück. Da Amöne erklärt hatte, sie wüßte nicht, wie sie es ertragen sollte, jetzt, nachdem sie kaum den Gatten verloren, auch noch das einzige Teure von sich zu lassen, was ihr geblieben, und sie könne sich nicht denken, wie sie das überleben solle, so riet er ihr, den Knaben nicht auf die Vorbildungsanstalt zu schicken, sondern ihn erst vom 13. Jahre ab nach Lichterfelde zu senden, wo sie ihn dann auch noch immer in der Nähe habe. Die treuen Dienste, die ihr Gatte dem Kaiser gethan habe, würden dem Knaben gewiß sehr förderlich sein, sein Ziel zu erreichen. Er lobte den Entschluß des Knaben mit warmen Worten; gute Offiziere sagte er, könne der Kaiser nie genug haben. Mittlerweile war der Kaffee hereingebracht worden und die liebenswürdige Wirtin bat den Gast, mit einer Schale vorlieb zu nehmen. Sie dankte ihm für seinen Rat und versprach ihn zu befolgen, falls der Knabe, der hereingerufen worden und dessen Locken Beo streichelte, bei seinem Sinne beharre. Aber sie könne noch immer nicht begreifen, fügte sie hinzu, wie jemand sich gerade für diesen Beruf begeistern und ihn aus anderer Veranlassung wählen könne, als aus der Zwangslage der Verhältnisse.

„Den Beruf, sich töten zu lassen — entsetzlich!“ Da erhob sich Beo und sprach, die Tasse in der Hand, in begeisterten Worten von den Reizen und Ehren seines Standes. Immer wärmer und wärmer entquoll es seinem Munde, immer feuriger ward seine Rede, die ihm wie ein ununterbrochener Strom von den Lippen floß. Sein Auge blitzte und strahlte dabei, als stände er jetzt schon im Felde einer feindlichen Batterie gegenüber, und das Licht der Begeisterung verklärte seine Stirn. „Gefahren?“ schloß er. „An sich bietet der Kampf des Lebens dem Soldaten ihrer nicht mehr als jedem anderen bescheidenen zivilen Erdenbürger. Aber gerade in dem offenen Kampf mit den Gefahren liegt ein besonderer Reiz. Wir kennen sie, wir wissen genau, wo wir sie finden werden, und doch überraschen sie uns im Augenblick des Erscheinens. Der furchtbarsten Machtgewalt, dem Tode, offen entgegenzureiten, ihm die unbeschützte Brust zu bieten und so mit ihm zu ringen und ihm alles abzunötigen — oder alles zu verlieren! Zu wissen, daß jeden Augenblick hinter der ersten Hecke her ein Schuß in unseren Rücken knallen kann, die unablässige Aufregung und gleichzeitig doch das Aufgebot der größten Kaltblütigkeit — das ist die höchste Wonne!“ —

„Aber der Beruf des Soldaten bleibt doch immer, zu morden,“ warf Fanny ein.

„Zu morden? Wie, meine Gnädige?“ entgegnete

Beo. „Der Besitzer einer Arsenik-, einer Bleigrube, der weiß, daß er seine Arbeiter in den langsamen, aber sicheren Tod schickt, welcher sie nach einer bestimmten Anzahl von Jahren ereilen muß — der Leiter einer Jute-, einer Zigarrettenfabrik, diese verdienen Ihren Vorwurf viel mehr, als wir, deren Beruf ist zu schützen, zu verteidigen, – nicht anzugreifen, zu morden.“ So sprach er lange Zeit mit Begeisterung von seinem Beruf, den er als den schönsten und erhabensten der Welt hinstellte und den er erklärte mit keinem anderen vertauschen zu mögen, auch nicht mit dem eines Königs oder Millionärs.

Amöne staunte über diese Hingebung; sie hatte nie gedacht, daß man seine weltliche Pflicht von so großen Gesichtspunkten auffassen könne, sie erfüllte ihre Aufgabe, weil dies eben ihre Pflicht war, wie sie es bei ihrem Gatten gesehen hatte, der sein Amt redlich verwaltet hatte, der durch nichts zu bewegen gewesen wäre, je die kleinste seiner Pflichten zu verletzen, der jedoch in seinem Amt nichts weiter als ein Amt gesehen. Sie fühlte, daß eine Mutter ihrem Kinde gegenüber eine ideale Aufgabe zu erfüllen habe, allein über den Kreis des Hauses schien ihr eine solche ideale Aufgabe nie zu reichen. Und jetzt blickte sie hinein in eine ihr neue Welt, und wo sie bisher nichts erschaut hatte, als ein wogendes Nebelmeer, erkannte sie auf einmal Berge und Thäler von wunderbarer Schönheit, von neuen Formen, ungewohnten

Farben; und Beo war es, der ihr diese Welt erschlossen hatte. Und seine Weltgewandtheit, seine zurückhaltenden, vornehmen Formen, und dabei doch seine warme, sich der Sache in vollstem Maße hingebende Begeisterung! Seine stattliche Haltung, seine imponierende Erscheinung, sein ritterliches Betragen! Ganz nebenbei im Laufe des Gespräches deutete er mit ein paar leichthingeworfenen Worten auf die Situation, in der ihn Amöne zuerst gesehen, und wußte dieselbe durch einen leichten Scherz über den Abschied seines nach auswärts versetzten Kameraden zu entschuldigen. Und dann empfahl er sich mit dem Augenblicke, da er erkannt hatte, daß der Sieg seines Auftretens ein unbezweifelbarer sei. Nicht zuviel auf einmal, war sein Grundsatz.

„Ein ent . . . ein . . . äußerst liebenswürdiger Mensch,“ sagte Amöne, als er gegangen war, „den müssen wir öfter einmal auffordern. Schade,“ fügte sie hinzu, „daß den mein seliger Mann nicht mehr kennen gelernt, das wäre so recht ein Umgang nach seinem Herzen gewesen.“

Fanny blickte die Freundin lange an. „Ein Glück für Dich, daß er bei dessen Lebzeiten nicht Euer Haus betreten,“ dachte sie; aber sie sprach es nicht aus.

III.

Amöne hatte großen Eindruck auf Beo gemacht. Er gab sein Abenteuer in dem gewohnten Kreise der Kameraden zum Besten, als gerade von weiblichen Bekanntschaften gesprochen wurde, und bediente sich nur der ausgezeichnetsten Ausdrücke, um Amönens Wesen zu schildern. Er sagte, er hätte den Eindruck empfangen, als habe die Madonna aus Murillos Concepcion über Nacht blonde Haare bekommen und sei aus dem Bilde auf die Erde niedergestiegen. Amöne hatte ihm nicht bloß gefallen, sie hatte ihn gefesselt, ihn angezogen. Und er fand bald Gelegenheit, sich ihrem Studium zu widmen, denn nach ein paar Tagen konnte er ihr die frohe Mitteilung machen, daß er in den großen Generalstab berufen worden sei; und als er sich zum ersten Mal mit den breiten hellroten Streifen an den Beinkleidern präsentierte, merkte er an der aufrichtigen Freude der beiden

Frauen, daß man auch ihm und seinem Schicksal in diesem Kreise die wärmste Teilnahme schenkte. Amöne empfing ihn nur, wenn auch Fanny anwesend war, sie besaß Klugheit genug, sich nicht dem leeren Gerede der Welt auszusetzen, aber dann plauderte man so frei und harmlos, als befänden sich nur alte gute Freunde beisammen. Und je enger sein Verkehr mit den beiden Frauen sich gestaltete, desto weniger vernahmen seine Kameraden davon, er wich ihnen aus, wenn die Rede darauf kam; sonst in Männergesellschaft wenig prüde, hätte ihn doch die leiseste boshafte Anspielung aus dem Munde des albernen Ruschwitz in diesem Falle tief verletzt — und wie schwer war es einer solchen zu entgehen bei der Auffassung, die man hier allgemein vom Weibe hegte. Nur einem seiner Kameraden, Albert von Bewerow, einem ernsten gediegenen Charakter, sprach er über diesen Punkt, so oft beide sich allein trafen. Er schilderte ihm die entgegengesetzten Charaktere der beiden Frauen, wie er sie bald erkannt hatte. Er verhehlte gar nicht, daß ihm zur leichten, ungezwungenen Unterhaltung Frau Fanny angenehmer sei, denn sie plauderte gewandter und geistreicher als Amöne, und es gab kaum ein Gebiet, auf dem sie nicht Bescheid wußte, während ihre Freundin ihre völlige Unkenntnis vieler Dinge mit rührender Naivetät offen eingestand. Ja, am Theetisch schien Fannys Temperament das der Freundin weit zu überragen, denn dann

war alles an ihr Geist, Bewegung, Leben; allein Beo sah wohl, daß dieses Temperament seinen Sitz nur in den Nerven und nicht im Blut hatte, daß sie im innersten Kern eine kluge, kühle, vorsichtige Natur war. Er würde nie eine Frau lieben können, sagte er, von der er wüßte, daß sie nie in ihrem Leben im Stande sei, um seinetwillen auch einen Fehltritt zu begehen.

„Also, leichtsinnig muß eine Frau sein, um Dir zu gefallen,“ fragte Albert, „und Amöne ist von dieser Sorte?“

„Nicht leichtsinnig, Gott behüte; mißverstehe mich nicht!“ entgegnete Beo. „Gerade die Zurückhaltung, das Schwärmerische, Insichgekehrte, das verhaltene Temperament ists, was mir an jener Frau so gefällt. Du weißt, ich dachte einst anders von den Frauen, mein weibliches Ideal sah einst anders aus: Du entsinnst Dich noch Herminens, mit der ich vor sechs Jahren verlobt war. Eine Amazone, die beste Reiterin in ganz Berlin; sie schwamm, schoß, ruderte vortrefflich, auf dem Billard gab sie jedem von uns 25 Points vor, und ihr Vater hatte jährlich ein kleines Vermögen an Schmerzensgeldern zu zahlen für die Dienerschaft, die sie geschlagen. Du weißt, wie sie starb: als sie unvorsichtig ein kleines Mädchen retten wollte, das im Eise eingebrochen war, ging sie mit demselben unter. Sie war schön, sie war edlen Charakters — wie liebte ich sie! Aber mein weibliches Ideal ist

seit jener Zeit ein anderes geworden. Frauen wie Amöne begehen keine solche Extravaganzen; himmlische Stille und Ergebung scheint über ihren Charakter ausgegossen, aber das geheime Aufleuchten ihrer Augen lehrt, daß, wenn sie einmal eine große, verzehrende Leidenschaft packen, diese dann auch keine Grenzen kennen würde. Sie fragte nicht nach Sitte, nicht nach Gesetz, sie strebte nur nach ihrer eigenen Befriedigung, sie wäre unwiderstehlich. Sei Du ruhig, ich habe nicht die Absicht, eine solche Flamme in Amönens Seele zu entzünden, ich weide mich nur an dem Bewußtsein, daß ich es — vielleicht könnte. Ich bin klug genug, zu wissen, daß sie ja doch vergeblich wäre, daß ich bei meinem Leutnantsgehalt an ausführbare Zwecke ja doch nicht denken könnte — und ich bin wirklich so altmodisch — Nuschwitz würde darüber lachen — Frauen gegenüber immer den Punkt der Heirat im Auge zu behalten. Übrigens brauchte jene Leidenschaft, von der ich sprach, durchaus nicht die der Liebe zu sein: es könnte ebensogut eine religiöse, eine politische sein. In Rußland würde diese Frau vielleicht eine Nihilistin werden, in England eine Spiritistin, in Amerika vielleicht eine Temperenzlerin. In Deutschland bleibt sie eine ruhige, gute Hausfrau und verzehrt sich langsam an ihrem eigenen verborgenen Feuer." —

Für Amöne schienen jene Kaffee- oder Theestunden zu dreien eine wahre Erholung zu sein, denn nur dann schien sie aufzuatmen, nur dann in der

Gegenwart zu leben, nur dann Interesse an der Welt, an ihren Mitmenschen zu nehmen. Allein versank sie sofort in Schwermut, blieb halbe Tage lang auf dem Friedhof, saß zu Hause stundenlang, den Kopf in die Hand gestützt, am Fenster, gedankenlos auf die Straße starrend oder in ein geistliches Buch und darüber hinwegschauend. Und wenn nur Fanny anwesend war, begann sie von ihrem Manne zu sprechen, seinen vortrefflichen Eigenschaften, ihrer Verlassenheit, und wagte sich wohl gar auf metaphysische oder religiöse Gebiete. Dann blickte Fanny sehnsüchtig nach der Thür, ob nicht Beo bald durch dieselbe eintreten und durch sein festes, kerniges, ganz in der Wirklichkeit haftendes Wesen diese Gespenster zerstreuen würde — denn sie selbst hatte einen guten Teil ihrer Macht über Amöne eingebüßt, das erkannte sie wohl, und alle jene äußeren Zeichen verhüllten nur den schweren Zwist, der in der Seele Amönens, ihr selbst vielleicht unbewußt, zum Ausbruch gekommen war. Fanny war klug genug, die gute Miene aufzustecken und Amöne zuzureden, auf die freundlichen Angebote einzugehen, welche Beo den Damen machte. Die Trauer, die den Gemütszustand der schönen Frau verdüsterte, ging ihm nahe, er wollte sie dem Leben wiedergeben, der Kavalier der Damen sein und sie auf kleinen Partien und Ausflügen begleiten. So sah man die drei jetzt öfters gemeinsam beim Wettrennen in Charlottenburg, an den

Donnerstag-Nachmittagen im Zoologischen Garten, bei ernsten klassischen Vorstellungen im Schauspielhause — nur solche wollte Amöne vorläufig besuchen, da sie noch immer in Halbtrauer war — bei Denkmalseinweihungen und ähnlichen Gelegenheiten. Das sonderbare Kleeblatt, dessen drei Teile von einander so grundverschiedenen Charakter zeigten, erregte bald Aufsehen genug, und namentlich Beos Kameraden verschonten diesen gelegentlich nicht mit kleinen Witzen und Sticheleien, die er jedoch gewandt parierte oder sich, wenn sie einer gewissen Grenze nahe kamen, energisch verbat.

Onkel Riemer hatte von den neuen Beziehungen seiner Nichte natürlich bald Kunde. In voller Aufregung war er zuerst zu Amöne gestürzt und hatte sie angeherrscht: das sei wohl wieder eine neue Sache, die sie ihrer Freundin Fanny verdanke. Sie möge sich vor dieser Frau ohne Lebensart doch endlich in acht nehmen, denn sie werde sie noch kompromitieren. Offizieren gegenüber könnte man nicht vorsichtig genug sein, er wisse, wie diese Herren es machten. Die einen hätten überhaupt keine ehrenhaften Absichten Frauen gegenüber, und die andern seien nicht in der Lage, solche durchzuführen. Es schien, er wollte seiner Nichte überhaupt jeden Verkehr mit der Außenwelt untersagen und sie ganz und gar auf ihr Zimmer beschränken. Aber mit einem Male schlug sein Benehmen ins gerade Gegenteil um. Seine

rücksichtslose Grobheit wurde zu katzenhafter Freundlichkeit, ein liebenswürdiges Grinsen umspielte seinen breiten Mund. Hatte er bis dahin absichtlich vermieden, mit Beo zusammenzutreffen, so suchte er die Gelegenheit dazu jetzt sichtlich auf, er ließ sich unterrichten, wann dieser in der Regel zu kommen pflegte, erschien dann auch, sagte dem Offizier leere Schmeicheleien, gab sich für einen großen Militärfreund aus und sprach mit besonderer Hervorhebung von seiner Dienstzeit. Beo schien dies alles ziemlich gleichgültig zu lassen, er behandelte ihn höflich, aber mit unläugbarer Kälte. Amöne gegenüber machte weder er noch Fanny aus ihrer Abneigung gegen Riemer ein Hehl, und die letztere forderte ihre Freundin auf, sich verleugnen zu lassen, sobald er ihre Gemütlichkeit wieder zu stören käme. Allein obwohl Amöne selbst von Riemers Anwesenheit peinlich berührt wurde, wagte sie diesen Schritt doch nicht, aus Furcht, der Onkel möchte es übel aufnehmen — und er wäre doch immer ihr Oheim.

Arthur und Fritz hatten sich eng aneinander angeschlossen, Riemer wünschte dies, damit der wilde Arthur von seinem artigen Fritz gute Manieren lerne. Eines Tages kam auch Fritz zu Arthur, ihn zu besuchen. Er fand ihn in großer Betrübnis, denn Arthur hatte auf eines seiner Schulbücher eben unversehens einen großen Klecks gemacht. Von Hause aus an Reinlichkeit gewöhnt, im Gegensatz zu Fritz, an dessen

Fingern stets Tinte klebte — Onkel Riemer nannte das: Zeichen des Fleißes — war Arthur in großer Sorge um das Buch und noch mehr um die Ausschelte seitens der Mutter. „Kannst Du die Seite nicht herausreißen?“ fragte Fritz. „Nein, das geht nicht,“ erwiderte Arthur. — „So sage doch, das Dienstmädchen habe Dir den Klecks gemacht.“ — „Aber das geht noch weniger. Ich kann doch die Mama nicht belügen und das Dienstmädchen nicht ungerecht verklatschen?“ — „Bah, die Mama wird doch Dir mehr glauben, als dem Dienstmädchen? Übrigens — das werden wir schon machen.“ Und Fritz rief das Mädchen herein. „Wir kriegen hier die Schublade nicht auf,“ sagte er, „öffnen Sie doch, bitte!“ Während sich nun das Mädchen über das Schreibpult beugte, stieß Fritz mit einer kaum merkbaren Bewegung des Fingers das Tintenfaß um, daß der schwarze Inhalt über das Pult weg an der Schürze des Mädchens herunterlief. „Aber sind Sie ungeschickt, Auguste,“ rief Fritz jetzt voll Entrüstung, „dem Arthur das ganze Buch zu ruinieren!“ Das Mädchen war so verblüfft, daß sie nur einige verlegene Worte stammeln konnte, und sich selbst für schuldig haltend, sich eiligst entfernte. Arthur war über und über errötet, halb schämte er sich, halb freute er sich — und beschloß, es das nächste Mal aus freien Stücken ebenso zu machen. So wirkte Fritz erziehlich auf Arthur ein. — —

Eines Nachmittags hatte das Kleeblatt, wie sie sich selbst scherzweise nannten, einen Ausflug nach dem Grunewald unternommen. Beo hatte Urlaub erhalten und Zivilkleidung angelegt. Man fuhr bis zur Station Grunewald, schlenderte durch den am Wochentag stillen Wald nach dem friedlich daliegenden Hundekehlensee und plauderte lustig zum Nachmittagskaffee, indes von Zeit zu Zeit vornehme Wagen vorüberfuhren und kleine Kavalkaden die Landstraße nach Paulsborn zu einhersprengten. Da gab es kaum einen die drei interessierenden Gegenstand, den man nicht vorgenommen und mit harmlosem Spott durchgehechelt hätte. Dazwischen mußte Beo erzählen von den politischen Aussichten, von der emsigen Arbeit im Generalstab, in den Ministerien, von der Aufregung, dem Zweifel, der Ungewißheit, die allenthalben herrschte, selbst in den höchsten Kreisen. Beo mahnte zeitig zum Aufbruch: er hatte für den Abend noch eine wichtige Verabredung, die er nicht versäumen wollte. Kaum daß sie am andern Ende des Sees angelangt waren, erscholl schon drüben, vom Bahnhof her das Glockenzeichen. Nun stürzten sie Hals über Kopf der Bahn zu, Fanny in ihrem lebhaften Temperament voran, Beo hielt sich zu Amöne. Da erscholl wieder das Zeichen . . . keuchend, fast atemlos stürzte Fanny auf den ersten Wagenschlag zu, sprang hinein, und rief den ein wenig zurückgebliebenen Freunden ein „Hierher! schnell!“ zu. Aber da ertönte ein schriller Pfiff,

der Schaffner schlug die Thür des Wagenschlags zu und der Zug dampfte von dannen. Das zurückgebliebene Paar sah einander an, erst unmutig, dann in lautes Lachen ausbrechend. „Hier läßt sich nichts thun," sagte Beo, „wir müssen eine Stunde warten." Fanny winkte unterdes mit dem Taschentuch zum Wagenfenster hinaus. „Hier, auf dem öden, langweiligen Bahnhof?" sagte Amöne.

„So lassen Sie uns dicht bei im Walde warten." — Sie schritten zurück, ließen sich auf dem Rasen nieder und blickten in die Ferne. Die Sonne verklärte das Moos am Boden mit goldigem Schein und zeichnete die Formen der Fichten und Kiefern in schwarzen Strichen auf dem Teppich nach. Von drüben glänzte wie geschmolzenes Silber, die Augen blendend, der Spiegel des stillen Sees. Krystallklar leuchtete der Himmel darein und mit munterem Grün umsäumten ihn Wald und Buschwerk. Hundebellen und Pferdegetrappel scholl leise aus der Ferne herüber, sonst war's still und heimlich wie in einem leeren Gotteshause, durch dessen bunte Glasfenster die Morgensonne blickt. „Es ist schön hier," sagte Beo. „Ja!" entgegnete Amöne leise; es klang wie ein unterdrückter Seufzer, und unbeweglich starrte sie hinüber über den See. Kaum fühlbar strich ein Windhauch durch die Föhren. „Was wird Fanny sagen?" begann sie endlich, doch plötzlich unterbrach sie sich mit einem lauten,

lustigen: „Ach, eine Erdbeere!“ und mit jener naiven Fröhlichkeit, welche der Berliner stets beim Entdecken einer Blume, einer Beere, eines Schmetterlings vor der Stadt empfindet, beugte sie sich zum Boden nieder, um sie zu pflücken und zum Munde zu führen. „Es müssen ihrer hier viele wachsen,“ sagte Beo, „die Sonne steht des Mittags hier über diesem Platze.“ „So lassen Sie uns suchen,“ entgegnete Amöne und klatschte in die Hände, „ach ja, bitte. Aber Sie dürfen keine essen, wir wollen sie zusammenbinden und Fanny mitbringen. Dann weiß sie, wie wir die Zeit ausgefüllt und daß wir nur an sie gedacht haben!“ Und die beiden großen Leute rutschten auf den Knieen im Grase umher und suchten Beeren und jeder verkündete es mit lautem Jubelruf, so oft er eine gefunden. „Ach sehen Sie nur, diese große, ganz dunkelrote, die muß ich aber verzehren, sonst fällt sie ab — doch nur die eine.“ Aber da sie ihr außerordentlich schmeckte, begann sie nach kurzem Zögern eine nach der andern abzurupfen und Beo meinte lachend: „Böse Beispiele verderben gute Sitten“ und that desgleichen. Und dabei war er, gleichzeitig nach neuen suchend, auf seinen Knieen immer näher an sie herangekommen, und jetzt blickten sie einander dicht in die lachenden Augen, Amönes Atem vermischte sich mit dem seinen, und er bewunderte ihre heut zum ersten Mal freudig glühenden Wangen, ihre schwellenden

Lippen, und plötzlich kam es über ihn, er wußte nicht wie, und er rief: „Ach, diese große, rote Erdbeere!“ — „Wo, wo?“ rief Amöne eilig und beugte sich nieder, sie ihm schnell vor den Augen wegzupflücken, „wo, wo?“ suchte sie. „Hier!“ sagte er lachend und schlang einen Arm um ihren Gürtel und küßte sie auf die roten Erdbeerlippen. Sofort sprang sie auf; blutrot und zitternd stand sie da, keines Wortes mächtig. Er lag noch auf beiden Knieen vor ihr, streckte die Arme nach ihr aus und sagte nichts als „Amöne!“ Sie schlug die Hände vors Gesicht, und wollte davonstürzen, aber mit einem Satze sprang er auf und war neben ihr und hielt sie fest, und löste ihr sanft die Hand vom Antlitz und drückte noch einen Kuß auf ihre wie im Fieber glühende Wange. Ihre Kniee drohten zu brechen, sie schwankte, sie glaubte, jeden Augenblick müßten die Pulsadern die Haut an der Schläfe sprengen. Sie stieß ein, zwei unverständliche Silben hervor, sie schien Beo abwehren zu wollen, aber kein Laut drang aus der Kehle, die Stimmbänder schienen den Dienst zu versagen. Da legte sie still den Kopf auf seine Schulter.

Indessen wartete Fanny in der Wohnung der Freundin auf die Ankunft der letzteren und erdachte manchen Scherz, mit dem sie jene beiden empfangen wollte: sie mußten ja mit dem nächsten Zuge kommen. Als aber schon der Abend zu dämmern begann,

und Amöne und Beo noch nicht zurückgekehrt waren, sprach sie bei sich: „Da ist entweder ein Eisenbahnunfall vorgegangen oder eine Erklärung. Nun, ich kann in dem einen Falle so wenig dazu thun wie in dem andern.“ Und so ging sie nach Hause.

IV.

Es war Nacht und ein friedliches Lächeln umspielte die Züge der schlafenden Amöne, auf welche das brennende Lämpchen einen rosigen Schimmer hauchte. Sie träumte süß, von Blumen und Engeln, welche ihr wohlduftende Kränze reichten. Da auf einmal ein kurzes, heftiges Zucken der Gesichtsmuskeln, die Augen öffneten sich und starrten wie gläsern in das Leere. Urplötzlich, durch eine vom Willen nicht beeinflußte Thätigkeit der Einbildungskraft hervorgerufen, durchbebte sie die Empfindung: ‚Was hast Du gethan? Was ist vorgefallen? Du hast einem fremden Manne Gehör gegeben, der Dir seine Liebe gestanden, Du hast ihm erwidert, daß auch Du — Unglückliche!' So schien's mit leiser, aber scharfer und eindringlicher Stimme von der Thür her zu rufen. Über ihrer Brust empfand sie einen spannenden Druck, als säße ein riesiger Alp darauf, sie holte

mit Anstrengung tief Atem, ihre Augenlider bewegten sich auf und nieder und auf ihrem Herzen lastete eine fürchterliche, unerklärliche, aber nicht wegzuschaffende Schwere; ohne daß sie wußte, woher es käme, übermannte sie mit einem Male das Gefühl einer unbestimmten, aber namenlosen Angst. Es trieb sie aus dem Bette. Kaum fand sie Kraft in das Nachtgewand zu schlüpfen, sie schloß es nicht, es hing nur lose um ihren Leib. Sie trat ans Bett ihres Kindes: Arthur schlief fest und ruhig. Nichts, nichts Ungewöhnliches war im Zimmer, was sie hätte erschrecken können. Und doch, jenes dunkle Gefühl wich nicht, es drückte gegen die Brust, gegen die Stirn — es war kein Schmerz, es war nur eine peinigende, geheimnisvolle Erregung. Und wie sie sich jetzt halb auf den Rand des Bettes lehnend stützte, die Augen fest auf den Boden geheftet, als wolle sie die Veranlassung dieses unerklärlichen, nie empfundenen Zustandes von da heraufziehen — da wurde ihr plötzlich alles klar; wie springende Fluten begann es in ihr aufzustürmen, und von der Thür her schien eine mächtige Sturzwoge gegen sie heranzuprallen, sie sank zur Seite und barg, um nicht laut aufzuschluchzen und ihr Kind nicht zu wecken, ihr Haupt unter den Kissen.

Das war eine traurige, klägliche Nacht, die sie jetzt verbrachte. Es wollte und wollte ihr nicht aus dem Sinn: ihr Gelöbnis, das Wort, das sie ihrem

sterbenden Gatten verpfändet — sie war im Begriff, es zu brechen. Und je mehr sie zum Bewußtsein ihrer Schuld kam, je tiefer sie erkannte, wie sehr sie sich schon vergangen, indem sie Beo nur angehört hatte, wie dies der erste Schritt zum Bruch ihres Gelöbnisses gewesen: um so klarer und klarer wurde es ihr, wie heiß und glühend sie diesen Mann liebte, wie teuer er ihr war, wie sie nie von ihm würde lassen können. Sie hatte ja bis zu dieser Stunde noch nicht gewußt, was Liebe war, sie war ja ein Kind gewesen, das keine Ahnung von Liebe gehabt, eine Puppe, mit der jener alte Mann gespielt hatte, den sie ihren Gatten genannt. Was war das für ein Verhältnis gewesen, in dem sie zu ihm gestanden? Es kam ihr in diesem Augenblick fast unsittlich vor. Ihm, ihm hatte sie alles geopfert, an ihn hatte sie sich gekettet mit einer Fessel bis übers Grab hinaus, einer Fessel, die sie nie abstreifen konnte, nicht wenn sie hundert Jahre alt würde und wenn sie alle Gewalt der Erde zusammen riefe! Wo hatte sie ihre Sinne gehabt? Und jetzt sprach zum ersten Male das Leben zu ihr mit seinen vollen, natürlichen Lauten, leuchtete ihr zum ersten Mal in seinen echten, glühenden Farben, und sie hatte sich selbst blind und taub gemacht! Sie liebte Beo, liebte ihn leidenschaftlich, liebte ihn wahnsinnig, das ward ihr klarer von Augenblick zu Augenblick, sie konnte nicht leben ohne ihn, sie dürstete nach ihm — wo waren seine Arme,

daß sie sich hineinstürzte? Ihr Herz brannte auf, wie ein Kornspeicher, in den eine Flamme gefallen, ihre Lippen glühten, in jedem Äderchen wallte und hämmerte es, jeder Nerv zuckte ihm entgegen, mit ihm vereinigt zu sein, schien ihr höchstes Glück, und sie wollte es endlich einmal packen und genießen, da es ihr zum ersten Mal nahe gekommen war. Sie malte sich mit den glühendsten Farben ihrer Einbildungskraft das Paradies aus, das sie in seinen Armen zu finden hoffte, viel lebhafter und glühender, als es in Wirklichkeit eines auf der Erde gab, aber sie glaubte fest und innig an die Wahrheit dieser Bilder, und wollte es besitzen, und sie setzte den Fuß auf, um zu seinem Besitz zu gelangen, und der schmale graue Streifen zwischen ihr und dem Paradies, den sie bisher kaum beachtet, ward plötzlich breiter und breiter und dunkler und wogte auf und nieder, und wie sie hinzusah, war es ein endloses, wüstes, sturmgepeitschtes, unpassierbares Meer, über das keine Straße, kein Schiff führte, in dem nur die Wogen rastlos hintrieben nach der einen Richtung, entgegen dem unerhörtesten Verbrechen, dem unentrinnbaren Untergang. Sie hätte laut aufschluchzen, sich ausweinen mögen, das hätte ihr einige Erleichterungen geboten: aber neben ihr schlief ihr Knabe, er lag hingegossen wie ein aus Wachs gebildeter Engel, den zartesten, rosigen Anflug auf den Wangen: und wie hätte sie das geliebte Wesen in seiner Ruhe stören und zum Zeugen ihres Jammers

machen mögen? So barg sie auf der Lehne der Lagerstatt sitzend den Kopf zwischen den Kissen und grub die Zähne in die Spitzenkanten, um nicht laut aufzuschreien. Stunde verrann auf Stunde, die Nacht schien kein Ende zu nehmen. Nach und nach erblaßte endlich das Dunkel und fahle Dämmerung stahl sich zwischen den Vorhängen hindurch. Sie lauschte, wie der Morgenwind in den Holzstäben des herniedergelassenen Fenstergitters raschelte und klapperte, lauschte auf jeden Tritt, der von der Straße heraufscholl, sich näherte, stark erklang und langsam wieder in der Ferne verhallte, auf das Rollen der Wagen, die ersten Glockenzeichen der Pferdebahn. Unruhig, an nichts Bestimmtes denkend, ging sie im Zimmer umher, bald hier, bald da ein Möbelstück leise zurechtrückend, dann das Nachtlämpchen auslöschend, dann legte sie sich wieder auf das Lager, doch ohne sich in die Decke zu hüllen. Im Halbschlaf, nicht wach, nicht schlummernd, ruhte sie so längere Zeit, ab und zu auffahrend, von wirren Vorstellungen gepeinigt. Auf einmal war ihr's, als träte jemand in das Zimmer. Sie schlug die Augen auf, da stand das Dienstmädchen vor ihr, einen riesigen Strauß aufblühender roter Rosenknospen in der Hand. Beo's Bursche hatte ihn soeben gebracht, Amöne sollte ihn beim Erwachen finden. Und wie sie ihn zur Hand nahm und mit Zärtlichkeit des Geliebten gedachte, begannen ihre Thränen aufs neue zu fließen und regneten hernieder

auf die Blumen und erglänzten zwischen den Rosenblättern wie frische Tautropfen. Und da erwachte der Knabe, rieb sich den Schlaf aus den Augen, streckte die Ärmchen aus und rief: „Mutter! Mutter!" —

Es war sonst nicht Beos Art, seine Freunde mit seinen persönlichen Angelegenheiten zu belästigen und das Kapitel „Frauengunst" war dasjenige im Buche seines Lebens, in welches er auch den allerintimsten unter seinen Genossen nur selten Einblick gewährte. Aber das Glück des vorigen Tages war zu groß, als daß er's allein hätte tragen können, und so mußte er wenigstens Albert davon Mitteilung machen. Dieser schüttelte den Kopf: „Schade! schade!" sagte er, „Einer wie Du, dem die glänzendste Carriere offen steht! So wirst Du also Deinen Abschied nehmen?" — „Abschied nehmen? Ich denke nicht daran!" entgegnete Beo. — „Ja, aber wie denn?" gab Albert erstaunt zur Antwort, „ich meine, Du sagtest mir einmal, Frau Amöne habe anscheinend nur ein kleines Vermögen, und da Du doch fest entschlossen scheinst, sie zu Deiner Frau zu machen — aber was ist Dir?" fügte er verwundert hinzu, als er sah, daß Beo plötzlich purpurrot wurde und zum Fenster schritt, um seine Stirn fest an die Glasscheiben zu drücken.

Seinen Abschied nehmen müssen! Daran hatte er noch nicht im Traum gedacht. Es war ihm so selbstverständlich gewesen, daß Amöne die Gattin eines

schmucken, schneidigen Generalstabsoffiziers wurde ... und nun ... freilich war ihr Vermögen nur gering, und das seinige ... Du lieber Gott, der Zuschuß, den ihm sein Vater zahlen konnte, reichte knapp hin, die jährliche Rechnung des Handschuhmachers zu begleichen und er gehörte vollauf zur Klasse jener armen Offiziere, deren ganzes Leben nicht selten nur ihren ganz dünn mit Gold plattierten nickelnen Uhrketten gleicht. Er würde den Konsens zur Heirat nie erlangen, das wußte er ... woher hätte er die geforderte Höhe des Heiratsguts nachweisen sollen? ... Und er hatte gelebt und geschwelgt in dem beglückenden Gedanken, das einzig geliebte Weib die Seine zu nennen und an ihrer Brust die Wonne der seligsten Liebe zu genießen! Alles, alles hätte er gethan für dieses Weib ... er hätte um ihretwillen am Nordpol überwintert oder wäre, um sie zu erringen, an der Spitze einer Reiterschwadron gegen die Reihen eines Carrés gestürmt, dem sicheren Tode entgegen ... aber entsagen, entsagen dem Berufe, in dem er von Jugend an gelebt, zu dem er schon im Elternhause auferzogen, den er für den edelsten, höchsten der Welt ansah, für den einzigen, den er eines echten Mannes, eines deutschen Adligen würdig hielt, den er nicht um die Schätze des Landes mit einem anderen vertauscht hätte ... nein, nein, das war zu viel, das ging über seine Kraft, vor diesen Kreuzweg hatte ihn nur ein Teufel stellen können.

Und noch dazu jetzt, in einem Augenblicke, da vielleicht schon in der nächsten Zeit sein Kaiser den Mut und die Tüchtigkeit seiner Offiziere zur Vertretung der heiligsten Interessen des Vaterlandes anrufen konnte, da es galt zu zeigen, was man zu leisten imstande war und den Ruhm des deutschen Heeres, seines Standes und seines Hauses aufrecht zu erhalten und zu vermehren — hatte das letztere doch dem Herrscherhause und dem Vaterlande eine lange Reihe tüchtiger Offiziere geschenkt! In diesem Augenblicke hätte er vor seinen Vorgesetzten treten und seinen Abschied verlangen sollen? An dem Geist seiner Familie hätte er gefrevelt, seine Verwandten und Kameraden hätten mit Fingern auf ihn gewiesen, sein Vorgesetzter hätte ihn einen Feigling nennen dürfen, und er hätte kein Recht gehabt, auch nur mit den Augenbrauen zu zucken, wenn er in dieser Zeit seinen Degen hätte abschnallen wollen — um eines Weibes willen. Und doch — welch ein Weib war das! Wie liebte er sie, wie glühte er danach, sie zu besitzen, wie malte er sich das Glück an ihrer Seite mit den wärmsten Farben aus, wie trachtete er mit allen seinen Sinnen nur nach dem einen Ziele. Und alles das hatte er bis zu dieser Stunde nicht bedacht, nicht gesehen, blind war er auf den Rachen der fürchterlichsten Verzweiflung zugelaufen, den er für die Pforte zum Eden gehalten, an einer üppigen Tafel hatte er selig zu schwelgen geglaubt —

und jetzt schlug die Glocke Eins und er sah sich bei einem Totenmahl, und grinsende Lemuren schaukelten sich auf seinen Knieen und fletschten ihm die Zähne entgegen. Was war er für ein Kind gewesen, des Lebens unkundig und der Welt!

Er murmelte, sich zu Albert wendend, ein paar Worte und eilte dann hinaus zum Zimmer. Wie betäubt wankte er durch die stilleren Nebenstraßen. Das Herz war ihm so übervoll zum Zerspringen, die Menschen erschienen ihm alle wie Scheusale, und er hätte jedem von ihnen heut am liebsten die Reitpeitsche zu kosten gegeben, er wäre froh gewesen, hätte er sie nicht zu sehen brauchen — und nun mußte er ängstlich darauf achten, ob ihm ein Kamerad oder Vorgesetzter begegnete, um ja nicht die Pflichten des militärischen Grußes zu verletzen. Wie erbärmlich erschien ihm in diesem Augenblick bei seinen seelischen Qualen alle Etikette, aller berufliche Zwang einer unempfundenen Höflichkeit! Wie gern wäre er allein gewesen mit seinem Schmerz, in der Einsamkeit mit ihm zu ringen und zu versuchen, ob er seiner Herr zu werden vermochte. Nur in der Einsamkeit, fühlte er, konnte er alle Kräfte der Seele, die er besaß, zusammenfassen und zum Entscheidungskampfe gegen den einen Punkt lenken, an dem der Kampf in ihm am wildesten tobte. Und jetzt mußte er hinein in das lange rote Gebäude, in dessen weitläufigen Sälen und Zimmern noch nie der Aufschrei eines ge-

quälten Menschenherzens gehört worden war, wo man nichts von dem Dinge wußte, das da drinnen, unterhalb des linken Lungenflügels saß, wo unheimliche Stille brütete und von Tischen und Regalen, aus Kasten und Aktenbündeln, nur ein hartes, finsteres geschlechtsloses Wesen in Erz gekleidet, mit ehernen, nie bewegten Zügen herabblickte: die Subordination. Sein namenloses Weh in der Brust, wie das Schicksal zweier Menschen sich entscheiden sollte, die einander anzugehören brannten und nicht durften, mußte er über langatmigen mathematischen Formeln und Gleichungen brüten und endlose Berechnungen anstellen über die Anlage von Erdwällen an bestimmten Punkten und den Umfang des Gebietes, den die Geschütze hinter denselben bestrichen, Pläne, gerichtet auf Mord und Verwüstung. Kaum wollte es gehen, und den Schnurrbart zwischen den Lippen murmelte er immer wieder aufs neue ingrimmig: „log sin α + log sin β — log tang γ . . .“

Doch endlich schlug die Stunde der Erlösung, und aufatmend griff er zur Mütze und eilte davon. Und dann, kaum daß er ein kleines Mahl eingenommen, zum Pferdeverleiher und aufs Roß gesprungen, und hinaus gejagt vors Thor, vorbei am Zoologischen Garten, und die schnurgerade Straße nach dem Grunewald zu im eiligsten Galopp, an den Charlottenburger, im dichten Grün versteckten Villen, an Hecken und Feldern und weiten Spargelbeeten, an dem im

Sonnenlicht glitzernden Halensee vorüber hinein in den Grunewald, und da erst wieder den wütenden Galopp zum energischen Trab gemäßigt. Ruhig lag der weite Forst da, kein Mensch war in der Runde zu sehen, nur von Zeit zu Zeit holperte ihm ein Bauernwagen entgegen, flog auf schlankem Zweirad ein geschickter Fahrer an ihm vorüber. Der würzige Duft der Nadelbäume mischte sich mit dem des Haidekrauts und regte die Nerven an. Ab und zu traten wohl auch ein paar Spaziergänger aus dem Dunkel der Bäume hervor, oder ein paar Kinder balgten sich zur Seite des Weges und warfen einander mit dürren Kienäpfeln. Eine Berliner Familie lag hier und da unter den Bäumen im Moose, ein Tuch war über den Boden gebreitet, darauf allerlei genießbare Dinge standen — die Männer spielten Karten, die Frauen strickten und schwatzten — und über dem allen lag eine milde, noch nicht zu heiß herniederbrennende, fröhliche Junisonne. Da begann die schwere Spannung sich hin und her zu schieben und zu lösen, die über Beos Seele lag. Inmitten dieser stillen friedlichen Natur tobte in ihm der Kampf der Pflicht und der Liebe aufs neue, und kein Ende dieses fürchterlichen Streites schien abzusehen. Sollte er zum Verräter werden an den Überlieferungen seines Hauses und als Feigling erscheinen vor den Berufsgenossen? Einen Beruf aufgeben, der ihm so ans Herz gewachsen war, daß er sich in keinem anderen auch nur

hätte denken können! Er war Soldat und nichts als Soldat, und der Stand des Offiziers dünkte ihm der schönste nnd edelste von der Welt. Und ihm war's, als wäre das weite Land, drin er reite, Feindesland, und er ritte auf Patrouille dem Feinde entgegen, und er wolle ihn auskundschaften, wolle beitragen zu seiner Niederwerfung, seiner Besiegung – und da käme ihm von drüben, vom Waldessaum, ein feindlicher Reiter entgegen, und nun begänne ein ritterliches Ringen auf Leben und Tod . . . und seine Brust hob sich höher, er richtete sich stolz auf und atmete tiefer in dieser herben, nadelduftgeschwängerten Luft . . . Wie, diesen Rock sollte er ablegen, mit dem er beinah auf die Welt gekommen, den er trug, so lange er überhaupt eines Gedächtnisses fähig war, in dem er seine schönsten, freudigsten Stunden verlebt, in dem er zu sterben gedachte, sei es daheim bei seinen Lieben, sei es draußen auf dem dröhnenden Felde der Ehre? Nie, nie! Und wenn er es nicht thut, dann . . . dann . . . o, er dachte den Gedanken nicht aus, er stieß dem Roß nur die Sporen in die Weichen, daß es sich vor Schmerz wiehernd kerzengerade aufbäumte . . . Er, Beo von Histropp, im Zivilrock, vielleicht als Vertrauensperson einer Versicherungsgesellschaft oder etwas Ähnliches . . . nein, er mußte laut auflachen dabei, so wenig heiter ihm auch zu Mute war.

Und dann am Abend, ein großer, hell erleuchteter

Saal, und im Glanz der goldigen Glühlichter hunderte von bunten Uniformen, sterngeschmückt, durcheinander wogend, und zwischen ihnen Beo. Und so mancher Träger derselben kennt ihn und drückt ihm kameradschaftlich die Hand, und wohin er jetzt an den langen Tafeln schaut, reinherzige Begeisterung, inniges Zusammenhalten, strenges Pflichtbewußtsein, die ganze Versammlung von einem Geiste der Treue und Zuneigung erfüllt . . . und da erhebt sich der ernste Greis mit dem gefurchten Adlerantlitz oben am Ende der Tafel, in reckenhafter Haltung, das Glas in der Hand, und bringt ein Hoch aus auf den erlauchten Landesherrn, „unter dessen siegreicher Führung die Armee vielleicht in nicht zu ferner Zeit wieder berufen sein dürfte zu zeigen, ob sie noch dieselbe ist, die auf den Feldern Böhmens und der Champagne den an Zahl überlegenen Gegner bis zur Vernichtung schlug“, und ein brausendes „Hoch“ als Antwort, ob dessen Gewalt die Wände zu beben scheinen . . . und wohin Beo blickt, Todesbegeisterung, Aufopferungsfreudigkeit . . . und er allein sollte unter allen diesen fehlen, wenn wirklich der große Ruf ergehen sollte . . . nein, wie hätte er das ertragen können? vor dem erbärmlichsten Rekruten hätte er ja die Augen niederschlagen und die Mütze ziehen müssen, der ihm später einmal sagen würde: „Ich war dabei, damals, als wir für Kaiser und Reich gestritten — und Du — wo warst Du?“

Und als er durch die Nacht nach Hause ging, durch die von Menschen erfüllten Gassen, in denen die Menge wogte, sich des herrlichen Sommerabends zu erfreuen, leuchteten ihm aus dem bläulich schillernden und glänzenden Dunkel zwei rote Lippen entgegen, voller und roter wie die üppigste Rose, und leuchteten stärker und dufteten immer süßer und berauschender, und wenn er ihnen nahe zu kommen und sie mit den seinen zu berühren trachtete, wichen sie immer weiter zurück in jenes geheimnisvolle Halbdunkel, das Nacht und doch nicht Nacht war — und so die ganze Siegesallee hinunter bis an sein Haus. Und da stand er still und blickte hinauf zu den Fenstern von Amönens Heim, hinter denen kein Lichtstrahl hervordrang. „Sie ist glücklich," dachte er bei sich, sie weiß sich geliebt, von dem, welchem ihr Herz zugethan ist, und weiß nicht, daß auch der Liebe Schranken und Sperrwälle gesetzt sind" — und ahnte selbst nicht, daß oben, auf thränenbenetzten Polstern ein Weib mit ihrem Herzen rang, so heftig wie er, und ihm gleich wenig obzusiegen vermochte wie er.

V.

Wenn die beiden nun beisammen waren, und von einer Glut getrieben, die Lohe der Leidenschaft in ihnen emporwallte, wenn sie einander in den Armen lagen und heiße Liebesworte stammelten und Lippe auf Lippe, Arm in Arm ruhte und eine Leidenschaft sich an der anderen entzündete . . . welch wahnsinniger Schmerz, wenn dann plötzlich in diesen Wonnerausch hinein das gewaltsam unterdrückte Wehgefühl ihrer fürchterlichen Lage in beide Seelen brach. Dann war's jedem von beiden, als wären alle ihre Adern mit einem Male jäh unterbunden, als ginge durch ihre Nerven ein plötzlicher Riß, als fühlten sie bei vollem Bewußtsein, wie ihnen das Blut stromweise aus dem Körper entwich. Und dieses drückende Gefühl namenloser Angst, dieser betäubende Wunsch, ewig einander so umschlungen zu halten und der süßen Gewißheit der Liebe so bald als möglich die

förmliche und natürliche Vereinigung zu geben, das verzehrende Verlangen nach einander, in dem beide Seelen zusammenflossen, und das quälende Bewußtsein der Unmöglichkeit dieser Vereinigung, das jeder sorgfältig, mit wahnsinniger Furcht vor dem anderen zu bewahren bemüht war! Denn um keinen Preis hätte sich einer von ihnen überwunden, jetzt davon zu reden, wie die Verhältnisse in Wahrheit lagen, so schmerzlich sich jeder der Unredlichkeit bewußt war, in deren Netz er sich tiefer und tiefer hinein verstrickte, so verhaßt ihnen beiden jegliche Unredlichkeit auch war. Amöne empfand so gut wie Beo, daß es hier natürliche Pflicht wäre zu reden und sofortige Trennung zu bewirken, und hundertmal des Tages beschloß es die eine wie der andere fest und sicher. „Gewiß . . . es ist meine Pflicht, ehrlich und offen zu sein, und dem, der mich liebt — und der, welche mir ihr Herz geöffnet — frank und redlich zu gestehen, wie alles liegt, daß und warum die Verhältnisse eine Vereinigung für immer verbieten — daß ein Gelübde mich bis an den Rand des Grabes für immer gefesselt hält — — daß meine Ehre mir verbietet, meinen Soldatenberuf aufzugeben und ich, ohne dies zu thun, eine Frau ohne Vermögen nicht heimführen darf — das nächste Mal, so wie wir zusammentreffen, spreche ich sofort mit ihm — er muß einsehen, daß ich ein Gelübde nicht brechen darf — sie muß zugeben, daß die Ehre höher steht als das Glück“

— so wogte es in ihren Seelen auf. Aber dann kamen wieder die Vorstellungen des namenlosen Leides über sie, in das die Erkenntnis der wirklichen Verhältnisse des einen den anderen stürzen würde und jeder sah im Geist den anderen vor sich bleich, weinend, verhärmt, und fragte sich, ob er es verantworten könne, mit einem Schlage roh das Lebensglück des Geliebten zu vernichten, ihn von einem Gipfel herabzustürzen, auf den er ihn selbst geführt, Hoffnungen zu brechen, die er selbst gesäet und gepflegt — und glaubte die Verpflichtung zu besitzen, den anderen wenigstens erst langsam und schonend auf das Verhängnis vorzubereiten. Und so ward die Erklärung stets von einem Tage auf den nächsten verschoben. Und wenn sie dann einander in den Armen lagen und die Wonnen seliger Liebe genossen und nur die Gegenwart für sie ein Recht des Daseins zu haben schien, — wie, dann hätten sie mutwillig diese höchste aller Erdenfreuden selbst zerstören und sich in den Abgrund der Verzweiflung stürzen sollen? Nie und nimmer! Dann gab es keine Zukunft mehr für sie, dann gab es nur den Genuß des Augenblicks, dessen melodisches Rauschen alles andere in ihnen übertönte, und wenn wohl ab und zu ganz leise die Wahrheit an die kleine Thür der Herzenskammer pochte, so hörte sie niemand, oder die Freude des Augenblicks wies sie schnell mit einem barschen Wink von dannen. Nur manchmal, manchmal, scheinbar ohne jede Ver-

anlassung, oder auf ein zufällig hingeworfenes Wort brannte es plötzlich in einem von ihnen dämonisch auf, und schwere Rauchwolken quollen empor, — und ein ungeheurer Schmerz fing an im Herzen zu fressen, als nagte eine Ratte daran, nnd eine fürchterliche Spannung legte sich über die Brust, und wäre nicht der andere zugegen gewesen, so hätte jeder am liebsten das Oberkleid weit auseinandergerissen, um sich Luft zu machen. Und dann ließ Amöne wohl plötzlich den Arm, der eben noch in sanfter Umschlingung auf Beos Schultern geruht, auf ihren Schoß herniedersinken, fahle Blässe überzog ihr Gesicht und wie entgeistet blickte sie starr auf die Wand gegenüber und vermochte nur schweigend den Kopf zu schütteln, wenn Beo sie teilnahmsvoll fragte: „Was ist Dir so plötzlich, Geliebte, fehlt Dir etwas?“ Und gewaltsam unterdrückte sie das Aufstöhnen und Schluchzen. Und Beo, wenn es so über ihn kam, löste sich dann plötzlich aus ihren Armen, und stürmte von dannen, unfähig sich anderen Antlitzes zu zeigen als seiner Seele zu Mute war, unter einer gleichgültigen, kurz herausgestoßenen Entschuldigung, der Dienst rufe ihn nun oder ähnliches, so daß sie ihm voll Verwundern nachsah. Und so zwischen leidenschaftlichen Liebesausbrüchen im Genuß der Gegenwart und fürchterlicher Verzweiflung im Vorgedenken der Zukunft, zwischen dem Trieb zur Wahrheit und den Hemmungen des Mitleids und der Freude am

Dasein wurden die beiden hin- und hergeschleudert, wie im Sturm ein Schiff, mit dem zwei Riesenwellen ihr unheimliches Spiel treiben, und dazwischen durch tausend Nadelstiche verletzt und gepeinigt, durch die qualvolle Öde schwieriger Alltagsbeschäftigung und die Pein zahlloser unbeabsichtigter Anspielungen, wie sie im Gespräch zu fallen pflegen. Und immer weiter wurden sie fort getrieben von den Punkten, an denen für sie doch allein Befreiung — und Erlösung wohnen konnte: dem Entschluß zu rückhaltslosem Aussprechen und entsagungsvoller Unterordnung unter die Verhältnisse oder rücksichtslosem Durchbrechen der selbstgeschaffenen Schranken.

Amöne litt unsagbar. Wenn sie des Tags über in ihrer Wirtschaft herumhantierte, Besorgungen machte, sich unter Menschen bewegte, so ging es wohl noch an — allein dann kam die Nacht und sie lag einsam in ihrem Zimmer, nur ihr schlummernder Knabe in der Nähe, und jeder Nerv zitterte hin und her, von den Stürmen erschüttert, die in ihrem Gehirn wüteten, und die Aufregung ihres Geistes teilte sich jedem Gliede bis zum kleinsten mit und rüttelte es wie in einem brennenden Fieber, ein Gedanke verjagte immer den früheren, ein Bild, eine Vorstellung die andere, aber jede ließ einen schmerzlichen, quälenden Eindruck zurück. Keine Hoffnung auf Schlaf, nur immer Angst und Furcht und Scham und Reue wild durcheinander stürmend und gleichsam

Fangball mit ihr spielend, und dazwischen meteorartig, unbewußt, ungerufen, ein wilder, verbrecherischer Wunsch auftauchend und verschwindend! Bald erhob sie sich und ging die Hände ringend im Nachtgewand im Zimmer umher, vergeblich ihre innere Aufregung zu bemeistern suchend, dann stand sie wieder lange am Fenster und wünschte sich droben auf einem der vielen, kalt herniederglänzenden Sterne, auf denen es keine Menschen gab und keine Teufel, die sie verlockten und plagten — denn zuweilen glaubte sie, daß ein böser Geist ihr diese Liebe eingeflößt, um sie zu peinigen und zu versuchen, sie glaubte mit ihm ringen und ihn niederwerfen zu müssen, und dabei verspürte sie in ihrem Innern die Hitze der Hölle, und der Schweiß trat in Perlen auf ihre Stirn. Und gleich darauf empfand sie wieder den Anhauch eisiger Kälte und ihr Oberkörper bebte hin und her und die Arme preßten sich dicht an den Leib. Dann seufzte sie: „War's ein Verbrechen, daß ich meinem sterbenden Gatten ewige Witwenschaft gelobte! Habe ich an der göttlichen Bestimmung des Weibes gefrevelt? Nein, nein, ich mußte ja so handeln! Konnte ich denn meinen armen Mann in Unruhe und Verzweiflung sterben lassen, einen Fluch gegen mich auf den Lippen? Oder war's Sünde, daß ich den anderen erhörte? Gott im Himmel, Du weißt, es stand nicht in meiner Macht, ihn fortzuweisen, Du weißt, wie es übermächtig über mich kam, wie es mir Denken

und Erinnern und alles benahm — so mächtig, so gewaltig — das kannst Du nur selbst geschickt haben! Und was soll ich jetzt thun? Großer Gott, gieb mir einen Rat! erleuchte mich. Muß ich denn mein Gelöbnis erfüllen? Darf ich denn die Ruhe des Toten im Grabe stören — denn er kann nicht ruhig schlummern, er hat es selbst gesagt, wenn er erfährt, daß ich ihn verraten! Und soll ich für ewig allem Glück entsagen? Warum soll ich allein von allen Menschen kein Anrecht darauf haben, warum sollen tausend andere glücklich sein, ihrem Herzen folgen dürfen, die nicht besser sind als ich? Und kann ich denn noch zurück? Wenn er erführe, daß ich nur mit ihm gespielt — ich glaube, er würde mich töten! Herr und Vater, Du hast das über mich kommen lassen, Du mußt mir Erleuchtung schicken, Du mußt, Du mußt, sonst gehe ich unter!" So flehte sie thränenüberströmt in heißem Ringen, so sah sie beinah Nacht um Nacht die Sterne einen nach dem anderen auftauchen und wieder erbleichen, und wenn die ersten Strahlen der Morgensonne die Dachreiter und die Essen der gegenüberliegenden Häuser mit goldigem Glanz überhauchten und draußen auf den Gassen und um sie in den Zimmern das Leben sich langsam zu regen begann, erst dann wichen die Schreckbilder und Herzensqualen und Angstgefühle langsam und stückweis, wie wogende Morgennebel in den Bergen. Und kam Beo zu ihr und schüttelte den

Kopf und fragte sie verwundert: „Was ist Dir? Du siehst heute wieder so verstört aus? Fehlt Dir etwas? Sage es mir doch, mein Lieb," da wandte sie wohl unruhig das Haupt zur Seite und hielt mit der Willenskraft einer Riesin den lauten Ausbruch des Jammers zurück.

Der unaufhörliche Kummer bewirkte, daß Amöne sich auch seit der jüngsten Zeit weniger als vorher mit ihrem Knaben beschäftigte. Sie konnte, so sehr sie sich auch zu beherrschen suchte, unmöglich seinen Schularbeiten, seinen kleinen Sorgen die nötige Teilnahme entgegenbringen, sie verließ sich auf die Sorgfalt ihres Mädchens, auf die gesunde und gute Natur des Knaben und auf den Umgang mit dem Musterkinde Fritz, den sein eigener Vater so rühmte, und der ihn sicherlich vor jedem falschen Schritt behüten würde, denn die beiden steckten ja fast den ganzen Tag zusammen. Die fortwährenden Lobpreisungen Riemers, die tausend Entschuldigungen, die er für die Verweisung des Knaben von der Schule hatte, die Anklagen, die er deshalb gegen die Lehrer schleuderte, mußten sie schließlich zu der Überzeugung bringen, Fritz sei ein Musterknabe. Ein oder zweimal hatte sie Arthur freilich anscheinend zufällig auf einer Unwahrheit ertappt, allein sie tröstete sich mit dem Satze, daß ja jedes Kind gelegentlich Neigung zur Lüge habe, auch das beste, und bat Fritz, ein wenig auf den kleinen Vetter acht zu geben. Seit einiger Zeit

war er ihr öfters in nicht zu weiten Zwischenräumen mit der Bitte um Geld gekommen zu gewissen Anschaffungen, die angeblich von der Schule aus vorgeschrieben seien. Jetzt kam er wieder mit der Behauptung, er brauche ein neues Lesebuch. „Nenn' mir den Titel," sagte die Mutter, ein wenig stutzig gemacht durch die Häufung der angeblichen Anschaffungen, „ich werde es selbst kaufen." — „Ach was," entgegnete der Kleine mit einem häßlichen wegwerfenden Tone, „davon verstehst Du doch nichts, Mutter, gieb mir nur das Geld — der Fritz weiß, daß ich's brauche, das genügt!" Amöne fühlte, daß auf diese Ungezogenheit ein Schlag die richtige Antwort gewesen wäre, allein sie war zu schwach dazu und gab ihm das Geld, sie wollte die Thränen, das Schreien, den Lärm vermeiden, der sie nervös machte, und ihr Herz bäumte sich dagegen auf, ein Kind zu schlagen. Sie klagte den Vorfall dem Onkel Riemer. Aber der entgegnete mit großer Entrüstung: „Wenn der Fritz davon weiß, dann ist's gut, dann kannst Du Dich so drauf verlassen, als ob ich's selbst gesagt hätte; mein Fritz ist ein Musterjunge."

Um sich ein wenig zu zerstreuen, den Blick und die Gedanken von diesen Herzensqualen abzulenken, suchte sie, wo es anging, Bewegung auf den Straßen, fuhr aus, machte Ausflüge und achtete auf das Leben und Treiben rings um sich. Der Lärm der Großstadt übertönte dann immer die Stimme des Herzens

für einige Zeit — bis sie sich wieder allein in ihrem Gemache befand. Nur nicht allein sein, das war ihr hauptsächlichstes Verlangen, denn so wie sie sich allein befand, war's, als seien alle bösen Geister auf sie losgelassen, dann fand sie keine Ruhe, dann trieb es sie unaufhörlich hin und her und beugte sie nieder. Bald ging sie mit Arthur aus, bald mit ihrer Freundin Fanny, von Zeit zu Zeit ließ sie sich auch durch das Mädchen begleiten; ihr freundschaftliches Verhältnis zu Fanny Rosenthal schien in den letzten Wochen nicht mehr ganz das alte geblieben zu sein. Die beiden waren viel beisammen, gingen gemeinsam aus, besuchten einander — aber von den tiefen Qualen, die Amöne durchschütterten, hatte diese der Freundin nichts mitgeteilt. Es wäre ihr wie eine Entweihung ihres höchsten Heiligtums erschienen, davon zu einem anderen Menschen zu sprechen, sie hätte kein Wort davon über die Lippen gebracht, und wenn Fanny leise und vorsichtig eine Anspielung auf ihre Beziehungen zu Beo wagte, war sie ausgewichen; einmal hatte sie die Freundin sogar ausdrücklich gebeten, diesen Punkt für immer ruhen zu lassen, sie könne mit keinem dritten darüber sprechen, es gehe ihr zu nahe, und dergleichen müsse von einem allein ausgetragen werden. Sonst redselig, mitteilsam und nur zu leicht vertraulich, fühlte sie, daß ihr Herz hier sich eher um und um wenden würde, als daß sie laut über diese Dinge reden könnte. Und Fanny

war eine viel zu vernünftige Frau, als daß sie den verwundbaren Punkt im Gemüte ihrer Freundin nicht geschont hätte, so sehr ihr Schweigen sie auch schmerzte. Sie vermutete, daß ihrer Liebe, von deren Bestehen sie ja wußte, sich Hindernisse entgegenstellten, kam aber nicht darauf, von welcher Seite, und weibliche Neugier, die am stärksten ist, wenn es sich um Herzensdinge handelt, und der Wunsch der Freundin, zu raten und zu helfen, stritten in ihr bisweilen ziemlich heftig mit dem angeborenen und erworbenen Takt und der menschlichen Schonung.

Eines Nachmittags, nachdem Amöne wieder einen Anfall ihrer Seelenkämpfe ausgehalten hatte, die heut heftiger getobt als je und mit ihrer fürchterlichen Wucht sie beinah zur Erde gedrückt hatten, erschien sie bei Fanny. „Fanny, ich bin heut wieder so nervös verstimmt, ich muß mich zerstreuen, kommen Sie, wir wollen aus.“ — „Unmöglich, liebe Freundin, ich habe heut keine Zeit!“ — „Ein Stündchen nur — wenigstens zu Kranzler — ich will Menschen sehen, um auf andere Gedanken zu kommen.“ — „Unmöglich, so leid es mir thut. Wir haben morgen Feiertag, unseren höchsten, Versöhnungsfest — und einmal im Jahre muß ich doch wenigstens in den Tempel, heut am Vorabend und morgen.“ — „Auch gut. So begleite ich Sie!“ — „Sie?“ — „Ja. Weshalb nicht? Man wird mich nicht hinausweisen, nicht wahr? Ich wollte mir schon immer einmal

euren Tempel und euren Gottesdienst ansehen, viele meiner Bekannten waren auch schon da, es soll ja sehr feierlich sein. Das ist mir neu, das wird mich zerstreuen.“ Amöne bestand auf ihrem Willen, und Fanny gab nach. So machten sie sich nach der Oranienburger Straße auf den Weg.

Welch neues, überraschendes, fesselndes Bild nahm ihre Sinne gefangen, als sie nun droben auf dem Empore saß. Der Lichterglanz, der sich in den bunten Scheiben der Fenster brach, verklärte die Züge aller Anwesenden und der festliche Putz, das bewegte Flüstern von Mund zu Mund, die Weihe des Abends gaben dem Orte und seinen Besuchern ein feierliches Gepräge, und trotz aller Feierlichkeit schien die ganze Versammlung doch nur aus einer Familie gebildet, welche zu frohen Dienst sich hier vereinigt hatte. Und dann der Blick in die Tiefe! Getrennt von ihren Frauen eine ungezählte, dichtgedrängte Männerschaar, mit bedeckten Häuptern, in weißen, goldgezierten Mänteln. Das Summen und Verneigen allenthalben, der Glanz der Lichter, der Klang der Orgel, der bald einzeln, bald im Chor ertönende Gesang, die seltsame Gestalt des Altars, die ihr unbekannte Sprache, aus dem Munde von Leuten, mit denen sie täglich zu verkehren gewohnt war. — Alles das ähnlich dem, wie sie es in ihrer Kirche von Kindesbeinen an gewohnt war, und doch wieder so ganz anders, wieder gar nicht ähnlich, und trotz-

dem — sie konnte sich dem Eindruck nicht entziehen — feierlich und ergreifend. Wie regte sie all das Neue mächtig an, wie gab sie gespannt Obacht, wie entflohen ihr schnell die Gedanken an ihr alltägliches Leid, wie lebte sie nur noch dem sonderbar-rührenden Eindruck des Augenblicks. Sie kam sich vor, als sei sie in eine fremde Welt versetzt, deren Eigenheit jeden Vergleich mit der ihr bekannten von vornherein abwies, und doch nicht einsam, nicht verlassen. Und so schienen auch alle ihr Umsitzenden, über die sie jetzt, nachdem sie das erste Staunen überwunden, ihr Auge der Reihe nach wandern ließ, ihr etwas seltsam Fremdes und doch Anziehendes und Gefälliges zu haben. Sie bemerkte, wie zwei Damen in ihrer Nähe, schöne, üppige Gestalten mit scharf hervortretenden Profilen und dunklen, brennenden Augen, beide in prachtvollen Mänteln, auf dem Kopf die modischsten und kostbarsten Hüte, die Gebetbücher geöffnet niederlegten, mit den flachen Händen darüberstrichen, damit die Blätter nicht umschlügen, und sich dann leise sprechend näher zu einander beugten. Amönens Neugier erwachte, sie hätte gern gewußt, ob diese Damen auch in der fremden Sprache redeten, die von allen Seiten an ihr Ohr schlug, und ob sie dann nicht ein Sterbenswörtchen von denselben verstehen könnte. Sie versuchte zu lauschen — und richtig, sie hörte, die Damen sprachen jetzt das reinste Deutsch. „Eine entzückende Gans," sagte die eine, „sie wog zehn Pfund —

ich habe sie in der Klosterstraße gekauft . . ." „Und ich," entgegnete die Nachbarin, „hatte eine Pute . . . ich sage Ihnen so zart und mürbe . . . meine Leute haben gar nicht aufhören wollen zu essen . . ." „Und dann hatte ich noch Hecht mit Klößen . . ." fiel hier wieder die erstere in scharfem Flüsterton ein und griff gleichzeitig wieder nach dem Gebetbuch, um in ihrer unterbrochenen Bitte um Sündenvergebung fortzufahren. Amöne wandte sich ab: Mein Gott, das ist ja ganz wie bei uns, dachte sie. Da erklang von drüben, vom Altar her, der Gesang einer Melodie, so weich, so herzbewegend, so rührend, eine Mischung von Himmelssehnsucht und Erdenschmerz, so voll milder Ergebung, und doch nicht ohne den Ton männlicher, entschlossener Entsagung, sie klang, wie aus den innersten Tiefen eines menschlichen Herzens hervorquellend, daß Amönens Auge von Thränen gefüllt war, ehe sie deren Aufsteigen spürte. „Ah, das ist schön," wandte sie sich leise an ihre Freundin, „das ist wirklich schön. Was ist das für ein Lied?" — „Ein Gebet," gab Fanny ebenso leise zurück, man nennt es das Kolnidreï-Gebet." — „So . . . und was erfleht Ihr darin?" — „Eh . . . nun . . . der Anfang lautet," erwiderte Fanny ahnungslos, „alle Eide und Gelöbnisse, die wir uns selbst vor unserm eigenen Gewissen im Laufe des kommenden Jahres schwören, sollen für nichtig erklärt werden . . ." Vor Amönens Augen begannen dunkle Flocken zu flittern, die sich zu einer schwarzen

Wolke verdichteten — ihr däuchte, daß ihr Haar brenne . . . Herr im Himmel, mußte sie denn überall und überall daran erinnert werden, ihr das fürchterliche Wort „Gelöbnis" selbst da vom Zufall gesandt schaudererregend entgegentreten, wohin sie gegangen war, in der Absicht ihm zu entfliehen . . . gab es denn gar keine Ruhe für sie? Der Tempel, die Menschen um sie erschienen ihr plötzlich düster, fahl; sie haßte sie; die Mauern schienen sich zu nähern, einander zu umarmen und sie erdrücken zu wollen . . . die Menschen lachten sie höhnisch an, besonders die beiden dicken Weiber mit den Gänsen und Puten . . . sie stand auf, sie rannte hinaus, „Platz! Platz! ich bitte!" rief sie ängstlich, alles flimmerte und tanzte vor ihr, Bänke, Menschen, Gebetbücher, sie that ein, zwei Schritte . . . und sank mit einem leisen „Mein Gott! Mein Gott!" besinnungslos zu Boden. Die Dienerinnen schafften sie sofort nach dem Vorflur, Fanny folgte in höchster Bestürzung. Im nächsten Augenblick war der Fall bereits unten bei den Männern bekannt geworden. „Was giebts? Was giebts?" flüsterte einer neugierig dem andern zu. „Hm, eine Dame oben ist ohnmächtig geworden," sagte ein Tuchfabrikant aus der Spandauer Straße mit Achselzucken, „das kommt öfter vor." — „Sie wird sich zu eng geschnürt haben," flötete ein Kandidat der Theologie, den lange pechschwarze Haare und eingefallene Wangen eben zu keinem Schönheitsgotte machten.

„Oder sie hat sich heut Abend den Magen überladen," meinte lächend ein dicker Börsianer, indem er mit seiner Uhrkette spielte. Und gleichmütig wandten sich alle wieder ihren Gebetpulten zu. —

Und von dieser Stunde an war es gänzlich dahin mit Amönens Frieden. Wohin sie ging, was sie that, wo sie sich bewegte — alles mahnte sie an ihren Schwur, überall hörte sie das fürchterliche Wort „Gelöbnis" ihr entgegenschallen. Die Glocken vom Kirchturm riefen es ihr zu, die Klingeln der Pferdebahnen schienen es ihr entgegenzuläuten, auf jedem Firmenschild, zwischen den Zeilen der Zeitung las sie es geschrieben, die Verkäufer der Extrablätter auf den Straßen, die umherziehenden Scheerenschleifer, die Grünkramhändler schrieen es aus, und die Militärkapellen, die vor dem Schlosse aufziehende Wachparade schienen nur jene Melodie zu spielen, die sie in dem Tempel gehört hatte, und der Text, den sie genau zu vernehmen meinte, lautete „Wahr' Dein Gelöbnis! Halt' Deinen Schwur!" Sie konnte dagegen nicht ankämpfen, ihr Verhängnis war stärker als sie, es überwältigte sie, es spielte mit ihr. Sie fluchte der unglückseligen Stunde, die sie zu jener Fahrt nach der Oranienburger Straße verleitet, ja es zog selbst etwas wie Mißtrauen, ein ganz leiser Hauch der Abneigung gegen Fanny, die an jenem Vorfall unbewußte Schuld trug, in ihre Seele, es war ihr, als läge doch ein unsichtbarer aber nicht zu über-

drückender Abgrund zwischen ihnen beiden. Oft, und tausendmal verjagt und doch mit der Hartnäckigkeit einer Bremse immer wiederkehrend, bemächtigte sich ihrer der Gedanke: „Und wenn ich ihn nun bräche, meinen Schwur — was dann? War sie nicht ein Weib, besaß sie nicht das ewige Menschenrecht, einmal wenigstens in ihrem Leben glücklich zu sein, es sein zu dürfen, durch die echte, heiße, leidenschaftliche Liebe, die jetzt jeden ihrer Blutstropfen sieden machte, und die sie vordem an der Seite eines älteren, zurückhaltenden Mannes nie gekannt? Aber da trat bleich und schwermütig aus dem Grauen der Dämmerung die abgezehrte Gestalt ihres ersten Gatten an ihr Bett und wurde immer größer und größer und sprach mit hohler, beweglicher Stimme: „Willst Du mich verraten, Amöne? ist das der Dank für all die Güte, die ich Dir entgegengebracht, soll ich armer Schatten, von Eifersucht gequält, ewig ruhelos umherirren?" Und da ächzte sie auf: „Nein, nein, ich darf ja nicht! Ich werds nicht thun, nur geh, geh wieder!" — daß der schlummernde Knabe aufschreckte und verträumt fragte: „Was ist Dir, Mutter?" Da schwand der düstere Alp und sie lag wieder ruhig zwischen ihren Kissen, befreit — aber verzweifelnd.

Nichts konnte ihr mehr Teilnahme abgewinnen, so lange ihre Herzensqual nicht zu einem Schluß geführt war. Sie las die Zeitungen, aber sie wußte nicht, was sie enthielten, sie sah nur die Buchstaben,

sie hatte nicht einmal eine Ahnung, ob die Aussichten gerade kriegerisch oder freundlich waren, sie gab ihrem Mädchen die widersprechendsten Befehle, und wenn diese sie fragte, was sie für den Mittagstisch herrichten sollte, so antwortete sie: „Was Du willst!“ oder „Frage Arthur!“

Riemer erschien bei ihr und begann, nach mehrmaligen Glucksen und Schlucken — seine jüngste üble Angewohnheit, mit denen er vierteljährlich wechselte — mit den Fingern auf den Cylinderhut trommelnd: „Ich habe Dir eine üble Mittheilung zu machen, ma chère. Ich habe als Arthurs Vormund sein Erbteil in observation“ — er mischte seit kurzer Zeit französische Worte und Wendungen in das Gespräch, gleichgültig ob sie dahin paßten oder nicht und ob sie überhaupt richtig waren — „ich habe es natürlich in den sichersten Papieren angelegt, das kannst Du Dir denken — aber in den letzten Tagen herrschte infolge der wieder stärkeren Kriegsgerüchte eine solche panique an der Börse — Du hast wohl davon gelesen — mais sans doute —“ er räusperte sich stark — „daß selbst preußische Consols wichen — es ist unerhört . . . auch wir haben verloren . . . j'en suis inconsolable — Consols — inconsolable — guter Witz, was? erzähl' ich morgen an der Börse . . . aber sei sicher, wir holen es wieder ein, ganz bestimmt, ich garantiere Dir dafür . . . na, also ma chère . . . hem! hem . . . Mahlzeit“ . . . etwas,

was wie die Marseillaise klang, pfeifend und dazu auf dem Cylinderhut trommelnd, verließ er das Zimmer. Amöne wußte sich außer stande, Riemers geschäftliche Vornahmen zu übersehen, sie verstand nichts davon, sie hatte auch in dieser Zeit keine Teilnahme dafür, und wäre ihr und Arthurs ganzes Vermögen in Rauch aufgegangen, und sie fühlte doch, wie notwendig es gewesen wäre, Riemer ein wenig zu überwachen, wenigstens das Bewußtsein in ihm zu erregen, daß er überwacht wurde und mit fremden Besitz nicht willkürlich schalten könne, denn ihr bangte für Arthurs Zukunft und Besitz. Ja, wäre Beo ihr Gatte gewesen! Dann hatte sie nicht nötig, sich um alle diese Dinge zu bekümmern, von denen sie so gar nichts verstand. —

Aber ein wenig bunt erschien es ihr doch, als sie bald darauf von einem notwendigen Ausgang heimkehrend und unbemerkt in das Zimmer tretend, die beiden Knaben, Arthur und Fritz, überraschte, wie sie gerade brennende Zigarretten zum Munde führten. Sie blieb erschrocken im Zimmer stehen, indes Arthur halb verlegen, halb trotzig zur Seite blickte und Fritz auf einem Schleichwege die Thür zu gewinnen suchte. Amöne fühlte die Notwendigkeit deutlich, hier endlich einmal als Mutter aufzutreten: „Woher hast Du das Geld für dieses Zeug?" fragte sie. „Gespart," stieß Arthur zwischen Trotz und Furcht heraus, den Blick nicht vom Boden erhebend.

In Amönen dämmerte es auf: „Wo hast Du das Buch, zu dessen Ankauf ich Dir gestern das Geld gegeben? Ich will es sehen.“ — „Ich habe es,“ stotterte der Knabe. — „So zeige es mir!“ — Hinter Amöne stand Fritz, Arthur mit den Augen lebhafte Zeichen gebend, aber sonst anscheinend ruhig — die Zigarrette hatte er sofort verschwinden lassen. „Nein, ich will nicht,“ sagte Arthur jetzt mit glühendem Gesicht hinüber zu Fritz blickend. „Ich befehle es Dir,“ sagte die Mutter sich zur Energie zwingend. Eine kleine Pause, dann fuhr der Knabe, über und über rot und durch Fritzens unablässiges Zublinzeln angestachelt auf: „Nein, das geht Dich gar nichts an! Ich will nicht! Gerade nicht!“ Erbittert über diese Ungezogenheit holte Amöne aus und gab dem Knaben einen Schlag auf die Wange — und dieser hob in der leidenschaftlichen Erregung des Augenblicks, voll Scham, in Gegenwart seines Kameraden eine Züchtigung erhalten zu haben, die Hand und traf Amönens Oberarm. Und der Mutter versagte in diesem Augenblick die Willenskraft . . . ihre Energie war nur ein nervöses Auflodern gewesen und schlug jetzt bei ihrem gereizten Gemütszustande in das Gegenteil um . . . sie schrie auf, ein Frost schüttelte sie, die Thränen schossen stromweis über die Wangen, „mein Kind! mein Kind!“ rief sie und stürzte aus dem Zimmer, aus dem sich Fritz schon vorher heimlich, im Augenblick des Schlages, entfernt hatte.

Da trat gerade Beo ein, um ihr seinen gewöhnlichen Morgenbesuch zu machen, die übliche Rose in der Hand. Weinend flog sie ihm entgegen und klagte ihm in Hast, was geschehen. „Einen Augenblick, gnädige Frau," — so sprach er Amöne stets in Gegenwart anderer, auch Arthurs an — „den kleinen Burschen werden wir bald weich bekommen." Und nun zog er den widerstrebenden Buben herbei und machte ihm in wenigen Worten sein Vergehen so klar und wußte ihn durch seinen festen Blick und seine eindringliche und ernste Rede so zu bändigen, daß derselbe ganz weichmütig die „liebe Mama" um Verzeihung bat und Besserung versprach. Amöne wußte, daß er dies Versprechen bei erstbester Gelegenheit übertreten würde, allein die Kunde der größten Heldenthat, die Verleihung des eisernen Kreuzes hätte Beo in ihren Augen in diesem Augenblick nicht mit einem strahlenderen Glanze umgeben können als diese kleine Erziehungsprobe. Er wäre ein Vater, ein Erzieher gewesen, wie der wilde Knabe ihn brauchte, ihm hätte er gehorchen gelernt, er war der rechte Mann, das sah sie an diesem kleinen Beispiel, während ihr, sie gestand es sich selbst, im Drange dieser wilden Herzenskämpfe die Kraft verloren ging, ihrem Kinde Gehorsam, Fleiß und alle kindlichen Tugenden einzuprägen. Und ihn, der wie vom Himmel für sie geschaffen schien, der bereit war, sie auf seinen Händen durchs Leben zu tragen, dessen starker Arm ihr,

einem schwachen, so vieler unentbehrlichen Dinge unkundigen Weibe, aus so zahlreichen Gründen dringend Not that — ihm sollte sie nicht angehören dürfen um des Rechtes eines Toten willen? Ach, war denn nicht dieses ganze Leben ein klägliches Narrenspiel? —

Im Laufe des Nachmittags erschien Fanny. Sie erkundigte sich, ob der Unfall ohne weitere Folgen vorüber gegangen — sie hatte die bewußtlose Amöne nach ihrer Wohnung gebracht und Klara nach dem Arzt geschickt, und als sie darüber beruhigt worden fuhr sie fort, nun wollte sie aber auch die eigentliche Ursache wissen, denn ein zufälliges Unwohlsein wäre das nicht gewesen, das hätte sie sehr wohl erkannt, und Freundinnen seien einander Offenheit schuldig. Amöne hatte es schon längst schmerzlich empfunden, daß sie nicht einen Menschen besaß, mit dem sie sich redlich aussprechen durfte, gegen den sie sich ihr Unglück von der Seele reden konnte, ihr Herz erleichtern konnte — aber so oft sie auch die Zunge zur Erklärung angesetzt, stets war es ihr wie ein Knebel aus der Kehle heraufgestiegen und hatte ihr das Wort wieder heruntergedrückt. Aber sie wollte sich überwinden, sie mußte endlich einmal reden und die Meinung einer anderen Frau hören, die sich leicht in ihre Lage zu versetzen vermochte und die sie charakterstark und als bewährte Freundin kannte. So beichtete sie ihr denn, wie alles lag. Fanny war ja nicht

blind gewesen, sie war klug und verständig, sie hatte sich die meisten der Thatsachen, die ihr Amöne mitgeteilt, selbst schon vorher zusammengereimt, aber sie hatte keine Ahnung geschöpft, daß dieser Schmerz, diese Herzensqual sich so tief in die Brust der Freundin eingewühlt hatten, daß sie ihr ganzes Lebensmark, ihre Willenskraft, ihr Denken zu verzehren drohten, und das tiefste Mitleid erfüllte sie mit dieser ausharrenden Dulderin, die sich Mühe gegeben hatte, selbst noch auf dem Rost zu lächeln, und deren ganzes Seelenleiden in einer ihr unfaßbar erscheinenden Anschauung von der Treue und in den das Gehirn beeinflussenden Resten einer anerzogenen übersinnlichen Furcht zu wurzeln schien. „Aber wie können Sie sich nur an solche Phantastereien klammern," sagte sie, „die so sehr der klaren Vernunft widerstreiten. Ihr Gelöbnis ist null und nichtig, es ist nie gültig gewesen. Es hatte den Zweck, Ihrem Gatten ein friedliches, kummerloses Ende zu ermöglichen, den Zweck hat es vollauf erfüllt — eine andere Absicht können Sie nicht damit verbunden haben! Haben Sie in jener verhängnisvollen Stunde an etwas anderes gedacht, als Ihrem Gatten den Abschied möglichst zu erleichtern? Hätte er Sie in jener Stunde um ein Glas Champagner gebeten, Sie hätten es ihm gereicht, eben so gut gelobten Sie ihm, was er nur sonst verlangte — nicht wahr?"

„Weiß ich selbst, was ich in jener fürchterlichen

Stunde gedacht? Ich hatte damals keinen Verstand mehr, ich wäre in einen Teich kochenden Wassers gesprungen, hätte er's verlangt."

„Um so mehr. Sie waren Ihrer Sinne nicht mächtig. Wie kann ein Eid, bewußtlos geleistet, ohne daß man sich die verhängnisvollen Folgen desselben klar gemacht, ohne daß man seine Bedeutung bis in die äußersten Konsequenzen erwogen, ewige Gültigkeit haben? Das Gelöbnis war nur für eine Person gethan und ist erloschen mit dem Abschied derselben aus dem Leben. Gewiß, natürlich! Es wäre ja zu entsetzlich — es wäre nicht auszudenken, daß ein Toter, ein Haufen Asche, faulendes Fleisch und bleichende Knochen, eine Hand voll Erde, Gewalt und Recht haben sollte, das Glück, die Ruhe, das ganze Leben zweier lebendigen Menschen zu verhindern und zu vernichten. Das wäre ja ein Hohn auf alle Vorsehung, auf alles, was sich ewige Gerechtigkeit nennt!" —

„Ja, das wäre es!" jammerte Amöne in herzzerreißenden Lauten auf. „Entsetzlich! Entsetzlich! Sie haben recht!" und schlug die Hände vors Gesicht.

„Nun also, erkennen Sie die Thorheit?" fuhr Fanny fort, „und werden Sie sich bessern, und thun, was allein die Vernunft gebietet — Ihren Leutnant heiraten? Werden Sie?"

„Aber ich kann ja nicht," schrie Amöne auf, vom

Sofa emporspringend, „ich kann ja nicht. Wenn er es erführe und im Grabe keine Ruhe fände . . .“

Nun stand Fanny gleichfalls auf. „Was denken Sie sich eigentlich bei diesen Worten?“ fragte sie.

„Ich weiß es ja nicht,“ entgegnete Amöne schluchzend, „aber man kann sich dabei so viel denken, was uns ängstigt und quält . . . und er hat es selbst gesagt . . . o Gott, wie unglücklich bin ich . . . Sterben ist nichts, aber lieben, heiß lieben, und einander nicht angehören dürfen . . . nicht dürfen . . . das ist Hölle auf Erden. O Gott, wie gern möcht' ich sterben.“

„Sie sind ein Kind,“ fuhr Fanny eindringlich fort, „ein reines Kind sind Sie, wahrhaftig. Sie sollen leben und glücklich sein und erst anfangen Ihr Leben zu genießen an der Seite eines geliebten Mannes. Aber Mut müssen Sie haben, den Mut der gesunden Vernunft und mit allen Vorurteilen brechen . . .“

„Was nennen Sie Vorurteile? Treue ist Treue, Schwur ist Schwur . . . ob einem Toten geleistet oder einem Lebenden, das ändert nichts. Wenn ich Ihnen folgte . . . nein, nein, sein Schatten würde mich überallhin verfolgen . . . in der Kirche am Altar stände er neben mir und erhöbe drohend den Finger in dem Augenblick, da ich auf die Frage des Priesters das Jawort spräche . . . bei Tisch wären wir unserer drei und er reichte mir wie gewöhnlich

seinen Teller hin zum Füllen und stieße den Arm meines Gatten zurück und spräche: „Mir zuerst, ich habe ältere Rechte" . . . ich würde ihn hören, ich würde ihn sehen, ich würde auf dem hochzeitlichen Lager seinen Schatten zwischen mir und meinem Gatten fühlen . . . Ich kann mein Gelöbnis nicht brechen, ich kann es nicht . . . Denken Sie, die Strafe . . . und ich will es nicht . . . bedenken Sie, die Ruhe eines Toten . . . das sind keine Vorurteile . . ."

„Aber Ihre — nun, ich hätte bald gesagt was für eine — Gespensterfurcht ist eines, ein fürchterliches. Wohin soll Sie das noch führen? Lassen Sie die Toten ruhen, die stört nichts mehr . . . denen ist wohl, denn sie wissen von nichts, die kümmern sich nicht um unsere Heiraten, unsere Ehelosigkeit — und wenn Ihr Beo Sie liebt und Sie Gewißheit haben, daß er Sie immer lieben wird . . . was für eine Strafe fürchten Sie da? Wann stand auf Liebe Strafe? . . ."

„Und wenn ich ihm nun begegne da . . . da da oben . . . und er mich fragt: hast Du auch Deinen Schwur gehalten, den Du mir gelobt — Fanny, was sollte ich da antworten?"

„Um Gott," rief Fanny halb ungläubig, „Sie meinen wirklich, daß Tugend und Frevel auch anderwärts bestraft würden, als auf dieser Welt in unsern eigenen Geschicken, in denen unserer Kinder . . ."

„Fanny?“ schrie Amöne wie von einem Schlage getroffen auf und streckte die Hände abwehrend vor, ließ jedoch gleich darauf die eine sinken und strich mit der anderen flach über die Stirn. „Ach so . . . ja . . . ganz recht . . .“ sagte sie leise, „Sie sind ja . . . ganz recht . . . freilich da . . . da werden wir uns nie verstehen . . .“

Fanny war totenblaß, aber ruhig wie immer. „Ich glaube es jetzt selbst,“ sagte sie.

„Und jetzt erkenn ichs,“ sagte Amöne leise mit tiefem Atemholen, . . . „wir haben einander auch nie verstanden . . .“

„Aber das wird eben Ihr Unglück sein, daß Sie mich nicht verstehen,“ bemerkte Fanny.

„Das lassen Sie mich tragen,“ erwiderte die Arme tonlos. „Ich kann's allein und ich werd's.“

„Ich begreife,“ entgegnete Fanny achselzuckend und einen langen Blick voll Mitleid auf ihr ruhen lassend. „So leben Sie denn wohl und niemand wünscht Ihnen aus vollerem Herzen eine glückliche Zukunft als ich.“

„Leben Sie wohl!“ sagte Amöne und berührte mit den Fingerspitzen die ihr entgegengestreckte Hand Fannys. Diese wandte sich zur Thür und sagte im Hinausgehen: „Und vergessen Sie nicht, daß Großbeerenstraße 97 eine Frau wohnt, die noch nie ihr Kommen verweigert hat, wenn eine Freundin in Bedrängnis nach ihr gesendet.“ Ruhig zog sie den

zweiten Handschuh an und ging. Amöne hörte die Thür ins Schloß fallen und ihre bisherige Freundin langsam die Treppenstufen hinuntersteigen. Dann trat sie ans Fenster, sah, wie jene an der Ecke einen Wagen nahm, sah diesen davon rollen . . . und wie er in die Potsdamer Straße eingebogen war, spürte sie das fürchterliche Gefühl der Einsamkeit, der Verlassenheit in ihre Brust einziehen, wie es der Amerikawanderer empfindet, wenn die roten Kanten Helgolands langsam am Horizont verschwinden, wenn die Nußschale, in der er sich befindet, auf dem ungeheueren Weltmeer tanzt und der Kapitän, auf ein Wölkchen am Horizont deutend, sagt: „Heut Nacht giebt's Sturm!“ . . .

VI.

Beo schritt, aus dem Generalstabsgebäude kommend, die Siegesallee hinunter. Er wanderte gern zwischen diesen riesigen grünen Mauern, deren smaragdene Gleichfarbigkeit heut schon an zahlreichen Stellen durch das rötliche Gelb des Herbstes unterbrochen wurde. Diese Farbenstimmung paßte gerade zu seiner Gemütslage. Gleichgültig ließ er seine Augen über das elegante Treiben zu Fuß, zu Wagen und zu Pferd auf diesem beständigen Korso streifen und weidete mit Entzücken den Blick an einigen seitwärts stehenden Baumgruppen, deren Zweige und gelbrote Blätter von einem ungesehen einfallenden Sonnenstrahl getroffen, wie von innen heraus glühten, indes die Leuchtkraft und die Farbentöne sich nach allen Richtungen hin von Ast zu Ast minderten und veränderten. Da hörte er hinter sich seinen Titel und Namen rufen. Er wandte sich um und bemerkte

Riemer, der auf ihn zukeuchte und ihn mit einer Fülle von Begrüßungen und Höflichkeiten überschüttete. „Parole d'honneur — hm, hm, bin wahrhaftig ganz entzückt, Sie zu sehen — aber jetzt müssen Sie mir auch die Ehre erweisen, mich ein Stück zu begleiten und einmal meinen bescheidenen Salon in Augenschein nehmen." Beon war Riemer stets unangenehm gewesen und erschien ihm seit der jüngsten Zeit, in der er ihm stets mit einer wahren Katzenfreundlichkeit entgegentrat, der man die Unechtheit auf weite Entfernung anmerkte, noch unangenehmer. Er entschuldigte sich, allein Riemer ließ nicht nach: der Herr Leutnant müsse ihm durchaus die Ehre erweisen, ein Gläschen Likör bei ihm zu nehmen, er habe echten französischen Champagnerkognak erhalten, keinen gefälschten deutschen Fusel, er bestehe darauf, er wolle ihm auch die alten seltenen Waffen zeigen, von denen er ihm kürzlich gesprochen. Nur um den unangenehmen Menschen los zu werden, gab Beo nach und ging mit ihm. Unterwegs begann Riemer ein politisches Gespräch, er brachte die Rede auf die Kriegsgerüchte und suchte Beo von der Grundlosigkeit derselben zu überzeugen. Er behauptete ganz genaue Nachrichten aus Frankreich zu haben, welche bewiesen, daß die Franzosen selbst durchaus keinen Krieg wünschten. Fortwährend begann er von militärischen Dingen zu sprechen und that sich als großer Kenner derselben auf, allein Beo merkte sofort, daß er tiefere

Kenntnisse durchaus nicht besaß. Riemers Salon war prächtig eingerichtet, fast zu prächtig für einen bürgerlichen Haushalt, wie Riemer denn überhaupt in der letzten Zeit einen großen Aufwand machte, der in gar keinem Verhältnis zu seiner Lage stand. Dabei jammerte er fortwährend über Verluste an der Börse. Das Arbeitszimmer war mit orientalischen Teppichen und militärischen Trophäen, Waffen u. dergl. reich ausgestattet. Dennoch fühlte Beo sich hier nicht behaglich, über dem allen lag ein merkwürdiger scharfer und kalter, halb chlor-, halb moderartiger Duft, der abstoßend auf die Nerven wirkte. Riemer holte Kognak, Rotwein, Zigarren herbei und war von einer beinahe aufdringlichen Liebenswürdigkeit — er nötigte Beo unaufhörlich zu trinken und dieser wehrte nur mit Mühe ab. Dabei sprach Riemer fortwährend von Krieg, Taktik, Waffenkunde, als sei er der erste Militärverständige Europas und seine Rede klang durch diese Einmischung technischer und französischer Worte und Wendungen höchst sonderbar. Beo fühlte sich immer weniger behaglich. Endlich, als er durchaus nicht mehr zum Bleiben zu bewegen war, warf Riemer leicht hin: „Eh bien . . . wenn Sie durchaus fort müssen, es wäre unhöflich, Sie festzuhalten, also — à revoir . . . tiens . . . pardon, noch eins. Sie wissen, ich bin ein großer Waffenfreund, ich interessiere mich ungeheuer dafür! Haben Sie in Ihrem Ressort mit der Einführung des neuen Ge-

wehrs zu thun, von der jetzt alle Welt spricht? Ich wäre Ihnen aufs äußerste dankbar, wenn Sie selbst oder durch Vermittelung eines in diesem Ressort thätigen Freundes mir das Modell einmal . . . so bald als möglich . . . vor der Einführung auf ein paar Tage zugänglich machen könnten . . . parbleu, ich bin rein närrisch darauf. . . . Sie begreifen, ein alter Soldat . . ."

„Herr", fuhr Beo erregt auf, wie können Sie wagen, mir eine Dienstverletzung zuzumuten . . . was sage ich, ein Verbrechen . . . Sie wissen, mit welchem Namen man das bezeichnet, was Sie soeben ausgesprochen haben . . ."

„Pst! Pst! Nur nicht so hitzig!" rief Riemer beschwichtigend. „Was glauben Sie von mir? Wie käme mir so etwas in den Sinn? Ich bitte Sie um eine kleine Gefälligkeit. In wenigen Wochen wird die Konstruktion öffentliches Geheimnis sein! Und ich möchte der Glückliche sein, der dieses Geheimnis mit unter den Ersten kennt. Auch einer meiner besten Freunde interessiert sich, wie ich, aufs leidenschaftlichste dafür . . . ebenfalls ein alter Militär . . . und er würde sich ein Vergnügen daraus machen, Ihnen jeden Gegendienst, den Sie je bedürfen sollten . . . in jeder Verlegenheit . . . und Sie begreifen, daß ich auch bei meiner Nichte . . . comprenez?"

„Herr!" donnerte Beo und griff mechanisch nach seinem Degen. Dann faßte er Riemers Schulter,

blickte ihm fest ins Auge, daß dieser den Blick abwenden mußte, und sagte, ihn heftig hin- und herschüttelnd, indes sich Riemer vergeblich zu wehren bemühte: „Halten Sie mich für einen Verrückten, daß ich das erbärmliche Spiel nicht durchschauen sollte, welches Sie mit mir spielen möchten? Noch ein Wort und ich stoße Ihnen den Degen in den Leib. Aber merken Sie es sich: vom heutigen Tage an stehen Sie unter meiner schärfsten Kontrolle, und findet sich nur noch das leiseste Zeichen für meinen Verdacht, so wird mich auch die eifrigste Verehrung für Ihre Frau Nichte nicht abhalten, alsdann meine Pflicht zu thun und Sie Ihrem Richter zu übergeben. Ja, ich verehre Ihre Nichte heiß und innig, ich läugne es nicht — aber wenn Sie durch Vorspiegelung auch des begehrenswertesten Lohnes von der Seite von einem deutschen Offizier Beihilfe zu einem Bubenstück erwarten, so soll Ihnen der Teufel ein besseres Licht aufstecken!" Und ohne den kaum halbverständliche Entschuldigungen und Beteuerungen herausstotternden Riemer nur eines Blickes zu würdigen, ging er aus dem Zimmer.

Zu all den Kümmernissen und fortwährenden Erregungen der letzten Zeit auch noch das Bewußtsein, Amöne in den Händen solcher Menschen zu wissen, die auch der schlimmsten Schandthaten fähig waren! Wenn es gelang, die Unerfahrene in ein ähnliches Komplott hineinzuziehen, oder wenn man ihr

auf andere Weise zu nahe zu treten suchte! Wie konnte er sie warnen, welches Recht hatte er, sie mit Mißtrauen gegen ihren Onkel zu erfüllen? Und wenn ihr Unrecht geschah — er konnte kaum für sie eintreten, denn man hätte ihn zunächst gefragt: Welches Anrecht haben Sie, den Beschützer dieser Dame zu spielen? Sind Sie ihr Gatte, ihr Verlobter? Wie durfte er sich als den letzteren öffentlich erklären, wenn es ihm unmöglich war, sein Wort einzulösen? Wie peinlich, ja wie beinah unmöglich erschien ein fernerer Verkehr zwischen ihnen beiden! Welch endlose Verlegenheiten in Gegenwart dritter? Er sagte es sich selbst, daß ein fernerer Verkehr mit Amöne diese vor ihrer Familie, ihren Bekannten, vor aller Welt bloßstellen müsse. Es gab keine Form, unter der ein junger Leutnant neben einer jungen Witwe vor der Öffentlichkeit erscheinen konnte, ohne Mißdeutungen hervorzurufen, wenn nicht als Verwandter oder Verlobter. Was also thun? Nur heimlich mit ihr zusammenkommen? Auf eine Lüge das ganze Leben bauen, ewig auf Hintertreppen schleichen, da der unerwartete Zufall jeden Augenblick das Gewebe zerstören und Amönens Ehre für immer vernichten konnte? den Verkehr aufgeben, sich verhalten, als hätte nie eine Amöne gelebt? Er hätte keinen Tropfen Blutes besitzen müssen, wenn er dies hätte vermögen sollen. Oder endlich — seinen Beruf aufgeben und Amöne heiraten? Das hieß einen Selbst-

mord von ihm verlangen! Er sollte sich das Herz aus der Brust reißen, um ungestört seinem Herzen nach zu leben! Er wußte nicht, was er auf der Welt sollte, wenn nicht als Soldat; an der Spitze einer Kompanie gegen eine Batterie stürmen schien eine bessere Zukunftsaussicht, als den zweifarbigen Rock ablegen. Und schließlich der praktische Gesichtspunkt: wovon die Familie ernähren, selbst wenn er den Abschied eingereicht? Nimmer hätte er ertragen, daß sein Weib und ihr Kind Entbehrungen litten, der Gedanke, daß ein geliebtes Weib um seinetwillen leide, daß er seinen Lieben nicht Brot schaffen könne, hätte ihn zuletzt ins Tollhaus oder zur Rumflasche geführt. Und wenn der Himmel ihm selbst Kinder schenkte — wie dann erst! Tag um Tag sah er die abschreckendsten Beispiele vor Augen, von abgedankten Offizieren, die ohne Pension entlassen worden: wie sie stellungs- und verdienstlos umherlungerten, den Kameraden zur Last fielen, und oft durch die kläglichsten Hantierungen ihr Leben fristeten. Ihm graute, wenn er Blicke in dieses Elend hinein that und „lieber ein Lot Blei ins Gehirn als eine solche Znkunft," rief er aus. Und mit Schmerzen gedachte er, wie die Welt stets Worte der Bewunderung und Anerkennung habe für Heldenthaten im Felde, im Kampfe, und sie mit Lorbeern und Orden lohne, wie sie aber lautlos und achtlos vorübergehe an den Märtyrern des täglichen Lebens im Frieden, deren duldendes Helden-

tum oft hundertmal größer und schwerer sei, als der brutale Heroismus, der Schanzen stürmt und Minen gräbt und nichts aufs Spiel setze, als sein bischen Leben. Was war ihm das jetzt? Hätte sein König morgen zu den Waffen gerufen — mit schwellenden Herzen wäre er ins Feld geeilt, und die wirbelndem Trommeln, die dröhnenden Geschütze hätten seinen Schmerz übertönt und er hätte geschwiegen. Mit welcher Spannung las er Morgen um Morgen die Zeitungen, ob denn nicht bald der erste Schuß fallen wollte! Er verwünschte den Frieden, den ewigen, langweiligen, schon sechzehn Jahre währenden Frieden mit seinem widerwärtigen, kleinlichen Parteigezänk, seiner Vergiftung der Gesellschaft, seiner Verrohung der Charaktere, seinem trostlosen Alltagstreiben, er dachte nicht an die Opfer eines Krieges, nicht an die Ströme fließenden Blutes, nicht an die Wunden, den Jammer, die Verluste.

Eines Abends wurden die Aussichten der Zukunft wieder einmal bei einer Bowle Punsch in der Wohnung eines Kameraden besprochen. „Kinder", sagte Nuschwitz, der mit aufgeknöpftem Waffenrock sich rücklings in einen Lehnstuhl geworfen hatte, „Krieg ist ja das einzige wahre, aber was sollen unsere Weiber anfangen, wenn wir im Felde sind — sollen dann solch erbärmliche Zivilhechte unsere Plätze einnehmen?" — „Na, so mach' es doch bei Deiner Ballettratte, wie die alten Ritter der Kreuzzüge," sagte

Beo, der an diesem Abend wieder einmal seit langem ein wenig zum Scherzen angelegt war. „Du weißt ja, daß sie vor keiner Grausamkeit zurückschreckten, um sich der Treue ihrer Liebsten zu versichern.“ „Aha,“ wieherte Ruschwitz, „Du sprichst wohl so mit Rücksicht auf Deine Donna.“ — Beo erhob sich: „Was soll das — wem gilt dieser Ausdruck?“ fragte er, plötzlich wieder sehr ernst geworden. „Na — der Dingsda, Deiner Witwe,“ näselte Ruschwitz, seinen Ton so leicht als möglich nehmend. — „Ein solcher Ausdruck von einer Dame gebraucht, durch den Du sie auf eine Stufe mit Deiner Ballettense stellst, ist eine Unverschämtheit, und Du wirst ihn zurücknehmen!“ — Eine furchtbare Aufregung entstand, die Kameraden drängten dazwischen, man suchte den einen vor dem andern mit der erhöhten Stimmung des Abends zu entschuldigen, allein Ruschwitz krähte in seiner Angetrunkenheit wie ein Hahn, das ließe er sich nie und nimmer bieten, er müsse Blut sehen, und Beo erwiderte mit ruhiger und fester Stimme, er werde sich natürlich den Konsequenzen seines Wortes nicht entziehen . . . .

Ein stiller, heiterer Herbstmorgen lachte über der weiten, dunklen Fläche des Müggelsees, die Sonne warf goldene und silberne Tupfen auf die kleinen und kurzen Wellen, in denen die Oberfläche ununterbrochen auf und niederrollte. Sie warf auch glänzende Streifen in die Lichtungen des Forsts von

Friedrichshagen, auf deren einer einander soeben zwei Männer zu blutigem Zweikampf entgegentraten. Ein letzter vergeblicher Versöhnungsversuch . . . dann lautlose Stille, nur unterbrochen durch den Flügelschlag einiger die Luft durchziehenden Krähen . . dann ein lautes Kommando wie auf dem Exerzierplatz: „Eins — zwei — drei!“ — Knall . . Rauch, Feuer . . und in demselben Augenblick sinkt der lange fade Blonde dort drüben zurück, in die Arme der schnell herbeispringenden Sekundanten, die Kugel hat seinen Arm getroffen, — er ist kampfunfähig, aber er wird nicht daran sterben. Der Arzt legt seinen Verband an — lautlos wie vorher geht's zu den in der Nähe haltenden Wagen, Offiziersburschen in Zivilkleidern, die heut die Kutscher ersetzen, schwingen sich auf den Bock . . . und menschenleer und verlassen liegt wieder die sandige Lichtung, und die kleinen Wellen des nahen See's plätschern wie vordem näschig an die Ufer. —

Das Geheimnis bleibt, getreu der Verpflichtung aller Beteiligten gut gewahrt, und vergeblich bemüht sich die vorgesetzte Behörde, ausfindig zu machen, wem Leutnant von Nuschwitz seine mehrwöchentliche Dienstunfähigkeit verdankt. Aber was behutsam und geschickt den amtlichen Weg zu kreuzen vermeidet, schleicht doch die Hintertreppe der Häuser hinauf, teilt sich vom Offiziersburschen den Dienstmädchen, vom Dienstboten der Herrin mit. Und Amöne weiß, daß Beo für ihre Ehre vor der Pistole des Gegners gestanden, und sie

fühlt, wie sich immerfort Glied um Glied zu der fürchterlichen Kette schmiedet, die sie beide an einander bindet, wie Leidenschaft, Bedrängnis, Sorge für ihr Kind, Einsamkeit, Dankbarkeit sich die Hände reichen, sie in ihren Kreis nehmen und sie dahin drängen, wo sie sich der furchtbarsten Sünde, die sie kennt, unrettbar gegenüber sieht. Allein und verlassen sieht sie sich, ohne Schutz, ohne Rat, jetzt auch ohne Freundin. Ihr kommt ins Gedächtnis, was sie von dem fürchterlichen Wasserfall im fernen Westen gelesen: wie der Indianer in seinem Kanoe die glatte Stromfläche dahingleitend, an einzelnen Stößen, an der Schnelligkeit der Strömung die Nähe des furchtbaren Falles immer deutlicher und deutlicher verspürt . . . noch ist es Zeit, sich durch ein schnelles und geschicktes Zurseitesteuern zu retten . . . aber eine unerklärliche dämonische Macht hält seine Hand zurück, zieht ihn magnetisch immer gewaltiger dem fernher brausenden Sturz entgegen . . . und er kann nicht mehr seitwärts, und nun hat ihn der Strudel erfaßt . . . und der Nachen treibt immer schneller und dreht sich und kreist . . . und jetzt . . . ein lauter Schrei . . . und hinunter stürzen Mann und Kahn in die Tiefe. Und immer lebendiger und farbiger und greifbarer, wie ein Panorama tritt dieses fürchterliche Bild ihr entgegen, und sie sieht den dunklen Strom und den Strudel und den Kahn und sich darin sitzen, sich . . . und ihr Haar sprüht Funken und wie elektrische Schläge

fährt es durch ihren Leib, sie bebt, die Augen öffnen sich weit, die Pupille wird groß wie ein Rad, der Puls geht wie im Fieber, die Brust ringt nach Atem, auf der Lunge liegt's wie ein Zentnergewicht . . . eine namenlose Angst erfaßt sie und erzeugt ein Gefühl des sich wütend aufbäumenden Trotzes: „Nein . . . nein . . . gerade nicht . . . und ich will nicht, und ich will nicht . . . ich will frei sein!" schreit sie mit heiserer Stimme und reißt sein Bild, das er ihr gegeben, aus dem Album und pflückt es in tausend Stücke, . . . „ich will ihn nicht mehr sehen . . . ich will nichts mehr von ihm wissen . . . fort aus dieser Gegend, wo ich ihm täglich begegne . . . ich hasse sein Gesicht . . . ich will in ein anderes Berlin, wo er nicht hinkommt, wo mich niemand kennt, wo mich nichts an ihn erinnert!" Der Wirt hat schon längst auf ihre Wohnung ein Auge geworfen, er wünscht sie für eine Schwester geräumt, deren Gatte nach Berlin versetzt worden, sie hatte abgelehnt, ihn aus dem Vertrage zu entlassen, ihres Kindes wegen, das von hier bequemen Weg zur Schule hatte — jetzt wirft sie in fliegender Hast ein paar Zeilen hin und erklärt ihm ihr Einverständnis mit seinem Anerbieten Und morgen wird sie hinauswandern nach dem Norden vor das Landsberger Thor, in ein fremde Gegend, die sie nie betreten, eine neue Stadt, und sich dort ein anderes Heim suchen.

Und indes sitzt Beo vor seiner Theemaschine

und starrt in die blauen, rothäuptigen Flammen und lauscht dem Summen und Singen, das aus dem Apparat klingt. Und wie sein Auge immer starrer und starrer in die den Leib der Maschine umtänzelnden Fammen blickt, als könne er sich gar nicht von ihnen losreißen und seinen Glanz immer mehr verliert, scheinen die Stimmen des aufbrodelnden Wassers immer lauter und schriller zu tönen und nehmen immer deutlicher menschlichen Klang an — und jetzt unterscheidet er Buchstaben und Silben . . . und Worte und es surrt: „fort . . . fort . . . fort . . . prr . . . prr . . . schnell . . . schnell . . .“ und vor sich sieht er die Lichtung im Kiefernwald und einen blutenden Kameraden am Boden liegen . . . und blaue Augen und blonde Locken tauchen aus den Wasserdämpfen auf, die zum Schnabel der Maschine herausdringen . . . und die Flammen zischen wieder: „nie . . . nie . . . nie . . .“ und ihm ist, als durchzitterten Trommelwirbel und Trompetentöne die Luft, als riefe das Heimchen drüben aus der Ecke in einem fort: „Krieg! Krieg!“, und ein Stechen da unten in der linken Seite der Brust sagt ihm, daß sie nie die Seine werden kann . . . und immer lauter zischeln die Flammen ihr „Fort! Fort!“ und zornig schleudert die kochende Masse den Deckel empor und wallt über die Brennschale und den Tisch dahin . . . Und da springt er auf, und in seinem Gemüt ist's entschieden . . . einen letzten Versuch will er machen, will all

seine Manneskraft zusammennehmen, sich von den Banden zu befreien, die sich immer enger und enger um seinen Nacken legen — wenn's ihm auch ist, wie in einem bösen Traum, wo man von tausend Rachegeistern geplagt wird, gestochen und verwundet, und alles sieht und fühlt und nicht den Arm gegen sie zu erheben vermag — — —

Amöne schreitet die lange, einförmige Friedensstraße auf und nieder. Zur linken Seite der sanft ansteigende Friedrichshain im bunten Herbstschmuck prangend, rechts die endlose Häuserzeile, eine dieser nüchternen, düsteren, schmucklosen Mietskasernen der andern gleich, und vor den Thüren, in den Hausfluren, hinter den Kneipenfenstern, auf den Straßendämmen umherlungernd, das Berliner Proletariat, das sie im feinen Westen nie kennen gelernt . . . hungrige abgezehrte Gestalten in zerrissener Kleidung, Arbeiter in schmierigen Röcken, die Frauen in schlampichten Gewändern, ohne im geringsten auf ihre äußere Erscheinung zu achten, sich roh balgende Knaben, so strömen sie jetzt um die Mittagsstunde über die Gasse. Und aus einzelnen der Häuser ein Duft — sie wendet sich schnell ab . . . und hinter ihr her rohe verletzende Scherze über die feine Dame . . . Hier soll sie künftig wohnen, hier ihr Knabe Zucht und gute Sitte lernen? Sie wandert die Straße hinauf und wieder zurück und kann sich nicht entschließen, in eins der Häuser zu treten . . . und immer wieder

schickt sie die Blicke nach einem freundlicheren, reicher verzierten Gebäude aus, das einen wohnlichen Eindruck macht . . . und wie sie jetzt schon halb verzweifelt in die Landsbergerstraße einbiegt, um sich wenigstens einer belebteren Gegend zuzuwenden, einer Schlagader, die zum Herzen der Stadt führt, sieht sie vor sich eine große, schlanke Gestalt im Militärmantel, die an den Häusern entlang schreitet und die Aushängezettel der zu vermietenden Zimmer studiert . . . Und sie kennt die Gestalt . . . Da schlägt sie ein Lachen auf, gezwungen trocken, grell, so grell, daß der in der Nähe stehende Schutzmann sich aufmerksam umschaut . . . und schnell steigt sie in eine gerade des Weges daherkommende Droschke und befiehlt ihr rascheste Fahrt und murmelt: „Es soll nicht sein . . . es ist Bestimmung“ . . . Auch Beo hatte sich umgewandt. Hatte er sie bemerkt? Er blickte nach keinem Wohnungszettel mehr.

VII.

Es sollte nicht sein — es war Bestimmung. . . . Seit diesem Tage war Amöne felsenfest überzeugt, daß die Vorsehung selbst ihr die Karten mischte. Es erfüllte sie mit Grauen und doch blitzte ihr durch dieses Grauen ob der Unabänderlichkeit ihres Schicksals ein Hoffnungsstrahl. Wie, wenn es ihr selbst gelänge, sich mit der Vorsehung in Verbindung zu setzen? Nur von jener Welt, in der man alles wußte und erkannte, was hier auf Erden geschah, und doch über den Dingen stand — nur von dort her konnte ihr Rettung kommen, das wußte sie . . . ließ diese sie im Stich, so war sie rettungslos verloren, denn dieser unglückliche Herzenskampf zehrte an ihrem Leben, ihrem Mark, sog ihre Kräfte auf und machte ihre Nerven zu unbedingten Herren ihres Willens. Er nagte an ihrem Gehirn, er warf die natürliche Ordnung ihrer Willenszentren durch einander, und oft

war sie nicht mehr imstande, einen einfachen Gedanken zu Ende zu denken. Oft ließ sie ihr Gedächtnis im Stich, wenn sie das Haushaltungsbuch ihres Mädchens kontrollieren wollte, manchmal vergaß sie wichtige Aufzeichnungen, die Rechtschreibung einfacher Worte entfiel ihr und bisweilen zwangen sie die heftigsten Stiche in den Schläfen, die Niederschrift eines kurzen Briefes zu unterbrechen. Dann legte sie die Feder fort und weinte über ihre Schwäche, über den plötzlich ausbleibenden Mangel an Gedanken, und konnte sich doch nicht helfen. Und wie? . . . ihr Gatte, dessen seliger Geist jetzt vielleicht in fernen Regionen weilte, sollte von all dem Gram, dem sie verfallen, um seinetwillen verfallen war, keine Ahnung haben? Er mußte von ihrem Leben, von ihren Qualen wissen — denn war er unwissend, verband kein geistiger Strom diese Welt mit jener unsichtbaren, so war ja ihr ganzes Entsagen, ihr fürchterlicher Kampf mit sich selbst nutzlos, eine Schwärmerthorheit. Und nur für jene Wesen sollte ein Einblick in beide Welten offen stehen, und für sie und ihresgleichen, für alle, welche hier grausam litten um ihrer Lieben in jener Welt willen, sollte keine Brücke in das andre, unbekannte Reich führen . . .? Unmöglich! Je mehr sie darüber nachsann, je tiefer ihr die Ungerechtigkeit einer solchen Weltordnung einleuchtete, desto gewisser erschien ihr das Vorhandensein einer solchen Brücke.

Aber wie sie finden? — —

Sie betete und weinte Nächte lang, ihre Augen waren rot und entzündet . . . umsonst . . . kein Lichtstrahl führte sie auf den ersehnten Weg. Und er mußte vorhanden sein, er mußte! . . .

Seit Wochen las sie bereits alles, was sie über Spiritismus erlangen konnte, über diese Frage des Tages, welche gerade in dieser Zeit allgemeines Aufsehen erregte und in allen Gesellschaftskreisen einen Hauptgegenstand der Unterhaltung bildete. Jede Notiz, deren sie in einer Zeitung habhaft werden konnte, schnitt sie aus und klebte alle in ein Heft. Welch wunderliche Geschichten kamen da zusammen! Wie viel Hohn, Spott, Verachtung auf der einen, wie viel Staunen, halbe Anerkennung oder rückhaltlose Bewunderung auf der andern Seite! Und eins reizte sie mehr als das andere. Wenn sie wenigstens einmal Genaueres, Umfassenderes darüber hätte erfahren können. Sie mußte sich Kenntnis verschaffen um jeden Preis. Wenn das doch die Brücke war, die sie so heiß suchte? Gerade die Ungewißheit, der Zweifel, die Erwartung spannten ihre Gedanken aufs höchste an.

Eines Tages stand sie am Ladentische der großen Leihbibliothek, welche sie beständig benutzte. „Womit kann ich heute dienen, gnädige Frau?“ fragte Herr Hutten, der alte Geschäftsführer mit dem, von weißem Haupt- und Barthaar umrahmten, blühend roten Gesicht. „Können Sie mir . . . ein Buch über . . . Spiritismus geben?“ fragte Amöne nicht ohne Zagen.

„Spiritismus?“ entgegnete der Geschäftsführer, der, auf seine langjährige Erfahrung gestützt, sich als den natürlichen litterarischen Berater seiner Kundinnen betrachtete und ein Recht zu haben glaubte, die Auswahl der Bücher für diese zu treffen. „Gnädige Frau werden doch nicht auch damit anfangen?“ fuhr er in seiner derben Ehrlichkeit fort: „Das ist ja alles Unsinn!“ — „Ich bitte Sie aber darum. Ich interessiere mich dafür.“ — „Ih, gnädige Frau, wahrhaftig,“ entgegnete der originelle Mann, den die Ablehnung seines Rates fast verletzte, „nein, so etwas gebe ich Ihnen nicht, denn — denn, so etwas schaffe ich überhaupt nicht an. Dazu wäre mir das Geld zu schade. Hier, nehmen gnädige Frau nur den neuesten Roman von Spielhagen, und lesen Sie Bücher von jenem Schlage lieber gar nicht!“ Amöne, obwohl gekränkt, mußte über den wunderlichen alten Herrn, der in förmlichen Eifer geriet, fast lachen. Eine kleine, zierliche Dame, mit hübschem, etwas magerem Gesicht und kohlschwarzem, krausem, kurz abgeschnittenem Haar, und schwarzen, glänzenden Augen, die neben ihr gestanden, hatte aufmerksam zugehört und wandte sich, als Hutten sich an den Bücherregalen zu schaffen machte, mit der leisen Frage an Amöne: „Gnädige Frau interessieren sich für Spiritismus?“ „Ja, sehr!“ entgegnete Amöne und fügte hinzu, diese Frage habe sie seit längerer Zeit so eingenommen, daß sie an nichts anderes mehr denken könne. Die

andere Dame erwiderte, sie beschäftige sich ebenfalls mit diesem Gegenstande aufs lebhafteste und die beiden verließen, einmal ins Plaudern gekommen, zusammen die Bibliothek. Ein Wort gab, indes sie gemeinsam die Kronenstraße hinaufwandelten, das andere, Amöne gestand, daß sie nicht eher Ruhe fände, bis sie Gewißheit über das Wesen und die Erfolge des Spiritismus und die Möglichkeit einer Verbindung mit der Geisterwelt habe, und die Dame, die sich Agathe Zabel nannte, berichtete, sie habe sich während eines jahrelangen Aufenthalts in England aufs eingehendste mit diesen Dingen beschäftigt und sich eine ziemliche Kenntnis in denselben erworben. Auf Amönens halb zweifelnde, halb neugierige Fragen entgegnete sie mit wahrer Begeisterung, sie besitze die untrüglichste Gewißheit von dem Bestehen einer vierten Dimension und der Möglichkeit, durch besonders begnadete Wesen mit ihr in direkte Verbindung zu treten. Sie berichtete schnell einige wunderbare, nur durch die Einwirkung der Geisterwelt zu erklärende Thatsachen und sprach sich in feurige Erregung hinein. Ihre Augen sprühten, sie redete wie die überzeugteste Prophetin, die kleine Gestalt schien fast zu wachsen. Amöne hörte mit offenem Munde zu, und jedes Wort traf in den Kern ihrer Seele. Ja, ihr Sehnen mußte auf dem rechten Wege sein, ihr Ahnen konnte sie nicht täuschen: sie war gewonnen, bevor sie noch Beweise gesehen.

Alleinstehend, ohne Freundin, ohne Berater, der Verzweiflung gegenüber, klammerte sie sich mit Leidenschaft an den einzigen Strohhalm, den sie zu erblicken glaubte und der ihr vielleicht zum Rettungsseil werden konnte. Eng und enger schloß sie sich an Agathe Zabel an. Diese, allein und unabhängig dastehend, war im Besitze eines großen Vermögens, welches ihr erlaubte, gänzlich nach eigener Laune zu leben. Von armer Familie, war sie lange Erzieherin in einem englischen Hause gewesen, dann war ihr eines Tages, gänzlich unerwartet, wie ein Blitz aus heiterm Himmel, die große Erbschaft eines lange verschollen geglaubten, in Brasilien verstorbenen Oheims zugefallen. Sofort war sie zurück in ihre Heimat gekehrt, um hier gänzlich ihrer Neigung, dem Spiritismus zu leben, zu dem sie sich in England bekehrt hatte. Sie war eines der seltsamsten Geschöpfe, das Amöne je kennen gelernt hatte. Klein und mager, von nahezu gelber Hautfarbe, dabei gar nicht ohne persönliche Reize — ihre Glieder wenigstens erschienen fast gedrechselt zart — schien sie aus einem einzigen Nervengewebe zu bestehen. Alles an ihr war Nerv, die geringste Kleinigkeit, ein rasselnder Wagen, die schreiende Farbe eines Kleides, versetzten sie nicht selten in die größte Unruhe. Ein vorübergehender hübscher Mann konnte sie zu Ausrufen des Entzückens veranlassen. An einem Orte längere Zeit still zu sitzen war ihr unmöglich, umhergehen und sprechen schien ihre liebste

Beschäftigung. Wie paßte dazu Amönens stilles Wesen, die stundenlang an einem Platze sitzen konnte, ohne ein Wort zu reden, und sich in der aufmerksam hörenden Rolle ganz zu genügen schien. Wenn Agathe auf den Spiritismus zu sprechen kam, so erglühte sie, die Farbe ihrer sonst braunen Wangen schien dunkelrot, sie sprach sich in die lodernste Begeisterung hinein und ihre Auseinandersetzungen fanden kein Ende. Sie konnte Amönen stundenlang erzählen von der Zweck- und Wertlosigkeit der modernen Naturwissenschaft, auf die sie einen fürchterlichen Haß geworfen zu haben schien, von der Unfähigkeit derselben, die Rätsel des Daseins zu lösen, da sie nicht einmal die gegenseitigen Beziehungen und das Wesen der einfachsten sichtbaren physiologischen Vorgänge zu erklären vermöge und schließlich nur auf ein großes allgemeines Leugnen hinauslaufe — von der Notwendigkeit, die Lösung der Welträtsel auf übersinnlichen Wegen zu suchen. Sie bemühte sich, ihr die Notwendigkeit der Annahme einer höheren Welt, als dieser gemeinen Erde, klarzulegen, sie wußte unzählige der wunderbarsten, scheinbar unerklärlichen Vorgänge aus alter und neuer Zeit zu berichten, und jedem Zweifel, jeder Frage Amönens sogleich durch lange Auseinandersetzungen, durch Anführungen von Äußerungen der berühmtesten Männer aller Zeiten zu begegnen. Es gab keinen Einwurf, auf den sie nicht sofort eine befriedigende Antwort auf der Zunge

hatte, ja oft lockte sie gewisse Einwendungen absichtlich hervor, um ihre besten Trümpfe auszuspielen, so daß nach ihrer Meinung für jeden Denkenden das Bestehen einer vierten Dimension und die Möglichkeit mit dieser in Verbindung zu treten, klar dargethan sein mußte. Und jeden ihrer von Leidenschaft durchglühten Vorträge schloß sie mit den Worten: „Nun, sind Sie überzeugt?“ Was sollte Amöne sagen? Sie verstand so wenig von diesen Dingen, ihre naturwissenschaftlichen Kenntnisse hatte sie seit ihrem Abgang von der Schule nie zu vermehren versucht, und schon damals waren sie nicht sehr bedeutend gewesen. Alles was Agathe sagte, klang so natürlich, so wahrscheinlich, es schien so gar kein Sprung in ihren Reden, und die begeisterte Überzeugtheit ihrer Rede wirkte überzeugend. Und wie stimmte alles das, was sie aus ihrem Munde hörte, zu ihren Hoffnungen, ihren Wünschen! Welchen Grund hätte Agathe gehabt, sie zu täuschen und irre zu führen?

Sie mußte sie oft besuchen, im ferneren Verlauf ihrer Bekanntschaft fast täglich; schließlich verlangte Agathe von ihr, daß sie immer mehrere Tage bei ihr verweile. Welch ein sonderbares Heim war das! Am äußersten Ende des Lützowufers war es gelegen, hart am Rande des Tiergartens, eine einsame, einstöckige Villa in einem mit hohen Bäumen bestandenen Garten, die sie fast gänzlich dem vorübergehenden

Spaziergänger verdeckten. Die Rollvorhänge waren beständig herabgelassen, im ganzen Hause herrschte stets eine nur durch Wachskerzen mit ihrem eigenartigen, rötlich-strahlenden Licht erhellte Nacht. Ein Zettel an der Eingangsthür, welcher die Abwesenheit der Besitzerin meldete, wurde niemals entfernt. Kein Fremder durfte das Haus betreten, ohne am Gitter das strengste Verhör eines alten, weißhaarigen Pförtners bestanden zu haben. Dicke Teppiche und Läufer machten jeden Schritt im Innern des Hauses unhörbar. Die Wohnräume waren prachtvoll eingerichtet, überall die kostbarsten und gediegensten Stoffe verwendet, allein die hellste Farbe, welche zur Verwendung gekommen, war ein warmes Rotbraun. Die Möbel waren fast ohne Ausnahme aus Palisander, die Bilder an den Wänden fast ausschließlich Kopieen nach Rembrandt, dazwischen Stiche und Drucke nach Gabriel Max. War Amöne im Hause als Gast, so mußte sie sich der Hausordnung fügen. Der Tag war dem Schlaf gewidmet. Mit dem Aufgehen des Abendsternes erhob sich Agathe, kleidete sich an und nahm das Frühstück ein. Alsdann begann für sie der Tag. Nur einmal in der Woche, am Mittwoch, fuhr Agathe behufs notwendiger Besorgungen zur Stadt, und nur an diesem Tage war sie für Fremde zu sprechen. So große Lebhaftigkeit sie selbst besaß, so sehr mißfiel sie ihr bei anderen, und niemand vom Dienstpersonal, welches sie glänzend bezahlte,

durfte in ihrer Gegenwart, beim Auftragen oder Abräumen der Speisen, unbefragt auch nur ein Wort sprechen. War Amöne da, so nahmen die Frauen gemeinsam das Mahl, und dann öffnete Agathe einen Fenstervorhang, setzte sich an den Flügel und spielte, nachdem sie die Lichter im Zimmer ausgelöscht, so daß nur der Vollmond geisterhaft hereinschien und ihr Haupt mit verklärendem Schimmer umgoß, Beethoven und Wagner, oft halbe Nächte lang. Kein Wort wurde alsdann im Zimmer gesprochen, und nur der Nachtwind sang draußen im Gezweig leise Klagen zu den bald wild aufbrausenden, bald in weihevoller unendlicher Melodie dahinströmenden Harmonieen. Amöne schloß indes die Augen und fühlte sich wie dieser Welt entrückt und auf dem Wege zu einer neuen, schöneren, in der es keinen Unterschied mehr zwischen Tod und Leben gab, in der Leben Tod und Tod der Anfang des echten Lebens war.

Dann sprachen sie wieder vom Spiritismus, von den Beziehungen zur Geisterwelt, oder Agathe las ihr aus Hoffmann, Turgenjeff und Poë vor. Sie gab ihr Zeitschriften, Hefte, Bücher mit nach Hause, in denen — es waren zumeist englische — sie alles bestätigt, weiter ausgeführt und bewiesen fand, wovon ihr Agathe stets sprach: es waren Professoren, die gelehrtesten Männer mit den berühmtesten Namen, die sich offen zu dieser Sache bekannten. Wenn solch hervorragende Leute in so großer Anzahl ihren festen

Glauben an jene Lehren rückhaltlos aussprachen — wie hätte sie an ihnen zweifeln dürfen? Und Agathe bewies ihr ja die Wahrheit ihrer Anschauungen auch durch die That. Da war eine Dienerin, eine Engländerin: die ließ Agathe hereinkommen und versetzte sie durch ihren bloßen Anblick, durch das Bestreichen mit den Fingerspitzen in Schlaf, und zwang sie durch ihr Wort, in diesem Zustande alles zu thun, was sie ihr befahl und machte sich ihren Geist völlig unterthan, ließ sie, die kein Wort deutsch verstand, lange deutsche Sätze nachsprechen, zwang sie, Kartoffeln für Orangen zu essen und bohrte ihr Nadeln ins Fleisch, ohne daß jene den geringsten Schmerz empfand. Und gelang es ihr nicht, sie selbst in diesen magnetischen Zustand zu versetzen, in dem sie nichts von der Welt, nichts von sich selbst wußte und nachher staunend vernahm, was sie alles in ihm auf Agathens Befehl gethan hatte? Wie konnte sie solch nicht hinwegleugbaren Zeichen gegenüber ohne Glauben bleiben? Es mußte eine höhere, geistige Welt über dieser irdischen geben! Und dabei bekannte Agathe selbst, daß sie nur ein schwaches, untergeordnetes Medium sei, dem nur geringe Kräfte verliehen wären, und fügte auf Amönens Fragen hinzu, daß demnächst wohl ein Größerer von England nach Deutschland kommen werde, dem Gewalt gegeben sei über die Geister der vierten Dimension, der Mann, durch den sie selbst einst zum wahren Glauben be-

kehrt worden sei. Nach einer solch sichtbaren und unwiderlegbaren Beweisführung wäre es ein Verbrechen gewesen, noch länger Bedenken zu tragen, und Amöne stürzte der neugewonnenen Freundin weinend und schluchzend zu Füßen und schüttete ihr ihr Herz bis auf die letzte Falte aus. Agathe riß sie stürmisch zu sich empor und küßte sie. „Wohl Ihnen", rief sie, „daß Sie aus dem Rat der Gottlosen übergetreten sind in den der Erleuchteten. Ihnen wird der herrlichste Lohn werden. Warten Sie bis Mister Shrew nach Berlin herüberkommt, durch seine mächtige Vermittelung werden Sie den sprechen, nach dem Ihr Herz sich härmt und er wird ihn zwingen, auf alle Fragen zu antworten, die er ihm in Ihrem Namen vorlegen wird."

War es möglich, diese letzte, die einzige Hoffnung, sollte sie nicht betrügen? Sie sollte sich doch nicht umsonst gehärmt und getrauert und dieses fürchterliche Spiel getrieben haben, Monate lang? Alles konnte sich noch zum guten wenden und sie die Gattin dessen werden, den sie liebte? Es war wenigstens eine Aussicht eröffnet, und sie flehte Nacht für Nacht zum Himmel, ihr diese offen zu lassen, sie ihr zu erfüllen! Sie ging in der fürchterlichsten Aufregung umher, sie schlief kaum ein, zwei Stunden des Nachts, sie konnte den Tag kaum erwarten, an dem der berühmte Spiritist ankommen würde, ihr Kopf war keines anderen Gedankens mehr fähig, sie vernach-

lässigte alles neben diesem, ihr Dasein war ein einziges Fieber, jeder Nerv befand sich in fortwährendem Zittern, das kleinste Geräusch verursachte ihr Pein — und diese unaufhörlich stechenden Kopfschmerzen! Die Tassen, die Gläser, welche sie in den Händen hielt, zitterten, und oft sah sie in der Luft vor sich tanzende Punkte, Flocken und Figuren. Sie konnte kaum mehr in der Pferdebahn fahren, das Klingeln, das Rollen, das Anhalten, die bloße Anwesenheit und der Wechsel fremder Menschen erregten sie furchtbar. Denn wenn diese letzte Hoffnung fehl schlug, war sie für ewige Zeiten rettungslos verloren. Aber wenn sie Agathens Siegesgewißheit sah, so sagte sie sich: es muß gelingen.

Beo sah sie in dieser Zeit fast gar nicht. So oft er an ihrer Thür klingelte, erhielt er den Bescheid, die gnädige Frau sei ausgegangen, oder noch beim Ankleiden, oder sei unpäßlich, und dergleichen. Zuletzt schrieb sie ihm einen Brief: sie stehe vermutlich an einer großen Wendung ihres Lebens, sie bedürfe zu derselben vieler und reiflicher Überlegung, die sie allein pflegen müsse, sie wende sich an seine Ritterlichkeit, er möge sie so lange mit ihr selbst ungestört lassen, bis sie ihm wieder Nachricht zukommen lassen würde. Der Brief war mit zitternden, schwer leserlichen Buchstaben geschrieben, die Zeilen gingen bergauf und bergab. Beo bezog seinen Inhalt nur auf ihr Verhältnis und die endgültige, öffentliche Verlobung

und brachte ihn mit dem bevorstehenden Ende des Trauerjahres in Verbindung, und da es ihm selbst lieb war, eine Zeitlang mit sich selbst zu Rate gehen zu können, ehrte er in schweigendem Gehorsam Amönens Wunsch. Stundenlang schloß er sich in sein Zimmer ein und ließ niemanden zu sich. Noch einmal erwog er alle Umstände bis auf den kleinsten mit der eingehendsten Ausführlichkeit. Er suchte so ruhig als möglich zu bleiben, er trank ganze Flaschen Wasser, um sich zur künstlichen Ruhe zu zwingen, er sagte sich, daß eine so tief in sein Leben einschneidende Frage nicht mit dem Mute eines verliebten, leidenschaftlichen Jünglings, sondern mit der Besonnenheit eines nüchternen, reifen Mannes erwogen werden müsse. Aber von welchem Standpunkte er die Sache auch betrachtete, stets fand er sich so weit gegangen, daß er entweder sich öffentlich mit Amöne verloben und seine Laufbahn aufgeben oder den Vorwurf einer unredlichen Handlungsweise gegen eine Frau ertragen müsse, daß er jetzt nicht mehr zurücktreten könne. Und Amöne durfte nicht einmal ahnen, wie viel ihm der erstere Entschluß kostete. So erhob er sich denn eines Morgen mit bleichem Antlitz, um den entscheidenden Schritt zu thun. Er wollte seinen Abschied nehmen und sich mit Amöne verloben, die Heirat sollte folgen, sobald er sich eine neue gesicherte Existenz geschaffen hatte. In welcher Richtung diese lag — der Himmel mochte es wissen. Vor ihm lag ein

unbekanntes, uferloses Meer voller Untiefen, Klippen und Stürme, und nur eines tröstete ihn: daß er bei sich im Schiffe führte, was ihm das einzig Liebste war auf Erden.

Er machte aus seinem Vorhaben vor seinen Kameraden kein Hehl, und so erfuhr auch sein Oberst davon und bemühte sich demselben zuvorzukommen, denn der Verlust eines so tüchtigen Offiziers ging ihm nahe. Er ließ ihn privatim zu sich kommen und befragte ihn um die Wahrheit jenes Gerüchts. Beo versuchte es durchaus nicht abzuleugnen. Der Oberst fragte ihn, ob er sich denn nicht schäme, in diesem Augenblick aus dem Heere zu treten, da der Kaiser jeden Tag an die Tüchtigkeit seiner Offiziere appellieren, jede Stunde ein Krieg ausbrechen könne — denn die Kriegsaussichten hatten jüngst wieder weites Feld gewonnen. — Durch Beos Seele ging ein Kampf, als er von einem nahen Kriege hörte, das Blut stieg ihm ins Antlitz über den Argwohn, daß ihn Feigheit davontreibe — aber sein Entschluß stand fest, und er wich nicht. —

Eilig, fast atemlos stürzte Agathe in Amönens Zimmer. „Er ist hier ... gestern ist er angekommen“, stieß sie mit Anstrengung hervor. „Mister Shrew?“ fragte Amöne erbleichend. „Ja, er, das große Medium! Nun freuen Sie sich ... bald naht auch für Sie die Stunde der Entscheidung. Er wird die Geister befragen, durch seine Vermittelung werden

sie zu uns reden.“ Agathe war außer sich, indeß Amöne unaufhörlich die Farbe wechselte. „Übermorgen Abend ist Sitzung ... in meinem Hause ... denken Sie die ganze Zeit über nur an das, was bevorsteht, hören Sie ... die Geister offenbaren sich nur, wenn man sie zwingt.“ — „Und Sie glauben bestimmt, daß sie erscheinen werden?“ — „Erscheinen? Wie? die Geister erscheinen nicht, alle sogenannten Geistererscheinungen sind Schwindel, gemacht, um unsere erhabene Sache in die Lächerlichkeit zu ziehen. Die Geister schreiben nur ... und man spürt ihr Wesen, ihre Berührung. Doch jetzt genug ... ich muß fort ... ich muß einige Gesinnungsgenossen benachrichtigen ... leben Sie wohl ...“ bei diesen Worten war die nervöse Dame schon wieder auf dem Flur.

Amöne schloß in diesen Tagen kein Auge. Wenn es möglich war, daß Botschaft aus jenen Höhen zu ihr dringen sollte! ... und es mußte ja möglich sein. Wie würde sie lauten? Würde ihr Erlösung winken von all den entsetzlichen Qualen, oder sollte ihr Unglück erst jetzt beginnen? Und was sollte sie thun, wenn der Bescheid der Geister sie zu ewiger Sclaverei verdammte? Hatte denn dann ihr Leben auch nur noch den geringsten Zweck? So stürmten die Fragen durch ihr Gehirn und marterten und quälten sie ohne Unterlaß. Sie erhielt in diesen Tagen einen langen Brief ohne Unterschrift zugesandt: man sei

von ihrem Umgang mit Agathe Zabel unterrichtet und warne sie in ihrem eignen Interesse vor dieser exzentrischen Person, welche bereits mehrmalige Aufenthalte in Kaltwasserheilanstalten hinter sich habe und eifrig bestrebt sei, auch andere Menschen mit ihren thörichten Anschauungen zu vergiften. Der Spiritismus sei die größte und gefährlichste Albernheit unserer Zeit, und der Weg, den sie einzuschlagen im Begriff stehe, könne nicht zu einem guten Ziele führen. Der Brief war warm und im Tone echter Freundschaft geschrieben, er konnte, trotz der unbekannten Handschrift, nur von Fanny herrühren.

Amöne warf ihn achtlos in die Ecke, sie glaubte an Agathe, sie wollte an ihre Sache glauben.

So kam der für die Sitzung bestimmte Abend heran. In dem durch rötlich strahlende Wachskerzen festlich erleuchteten Salon der Frau Zabel hatte sich eine kleine Gesellschaft zusammengefunden, fast ausschließlich Mitglieder der höchsten Stände. Da sprach eine alte Excellenz mit weißem Hauptthaar und Backenbart, ein ehemaliger Militär, der sein früheres ausschweifendes Leben jetzt durch die übertriebenste Bigotterie wieder gut zu machen suchte, mit einer kleinen alten Dame mit langen, herabhängenden, grauen Locken, die in die Tracht der fünfziger Jahre gekleidet war — sie war noch Hoffräulein der Königin Elisabeth gewesen. Hier drehte ein abgedankter Diplomat seine Koteletten, da begrüßte die Frau vom Hause

eine ältere französische Dichterin, drüben saßen zwei Engländerinnen mit kurz abgeschnittenen Haaren, während hier ein sehr langer und hagerer, in Jäger'scher Normalkleidung steckender Herr, ein eifriger Verfechter des Wagnertums, mit einem blondlockigen jüngeren Maler, einem Schüler Böcklins und einem älteren, ungeheuer reichen Russen sprach, der aus Liebhaberei philosophischen Studien an der Berliner Universität oblag. Alle Anwesenden waren in tiefes Schwarz gekleidet. Die Unterhaltung wurde im leisesten Flüstertone geführt — nur manchmal drangen abgerissene Worte oder einzelne Namen, wie „Zöllner" — „Wallace" — „nein, dieser Eduard von Hartmann" lauter hervor. Auf jedem Antlitz, war es nun bleich oder rot, lag der Ausdruck der fieberhaftesten Spannung, der aufs höchste gesteigerten Erwartung, er verriet sich in den unruhig hin und hergehenden Augen, indes die Hände von Zeit zu Zeit über die Stuhllehnen oder an den Tischrändern hin und her wanderten. Schließlich fand sich auch noch ein bekannter Journalist ein, der sich, den Kneifer auf der Nase, bemühte, ein ernsthaftes Gesicht zu machen. Allein um seine Mundwinkel zuckte es von Zeit zu Zeit bedenklich und aus den Bemerkungen, mit denen er sich gelegentlich an einige der Anwesenden wandte, schien der mühsam unterdrückte Hohn herauszuklingen.

Nach langem, langem Warten — die Anwesenden wurden ersichtlich immer ungeduldiger — erschien

Mr. Shrew, eine stattliche, blühende, blonde Erscheinung mit keck gedrehtem Schnurrbart, an der nicht der geringste geisterhafte oder auch nur geistige Zug zu bemerken war, die viel eher auf einen Sportsman deutete. Er sprach leise, mit den besten Manieren, auf englisch ein paar Worte der Begrüßung und bat dann die Anwesenden Platz zu nehmen und eine Kette zu bilden. Alsdann ließ er sich an Armen und Beinen auf einem Stuhl mit starken Stricken festbinden und ersuchte, als dies geschehen war, die Lichter zu verlöschen. Grabesnacht und Grabesstille herrschte im Zimmer, und jedes Herz pochte mit mächtigen Schlägen an die Rippen. Amöne sah tausend rotfarbige Kreise vor ihren Augen sich in der Luft durcheinanderdrehen, eine Schlinge schien sich um ihren Hals zu legen und ihr den Atem zu rauben. — Töne ließen sich vernehmen, als würde auf einer Violine gespielt, dann ein Gepolter wie von durcheinander geworfenen Stühlen, verschiedene schwach phosphorisch leuchtende Gegenstände flogen über die Köpfe der Anwesenden hinweg, dann erfolgte plötzlich ein fürchterlicher Krach und darauf wieder Grabesstille. Die Lichter wurden von neuem angesteckt, Mr. Shrew saß auf seinem Stuhle wie vorher, aber die mächtige eichene Platte eines in einer entfernten Ecke stehenden Tisches fand sich gegen die Faser mitten durchgebrochen — ein Werk, das die Kräfte eines Riesen erforderte. Die Fesseln Shrews

wurden untersucht, und die Anwesenden raunten einander flüsternd Worte des Staunens zu. Agathe trat zu Shrew und sagte ihm ganz leise einige Worte, an den Seitenblicken, die auf Amöne fielen, erkannte diese, daß von ihr die Rede war. Jetzt, jetzt sollte also der große Augenblick kommen! Es überlief sie abwechselnd heiß und kalt, ihr war, als würde sie fortwährend mit Nadeln gestochen, das ganze Zimmer schien auf- und niederzutanzen. In jeder ihrer Adern hämmerte es mit fürchterlicher Gewalt, das Blut schien die dünne Haut an den Schläfen sprengen zu wollen. Nur mit Zuhilfenahme der letzten Kräfte hielt sie sich aufrecht, denn selbst ihr Sessel schien ihr nicht mehr festzustehen, sie hatte die Empfindung, auf dem Deck eines Schiffes bei hohem Seegang zu stehen. In ihren Ohren brauste es wie ein Meer.

Eine Schiefertafel ward hereingebracht und ein winziges Stückchen Graphit. Wieder herrschte Finsternis im Zimmer. Amöne glaubte den Graphit auf der Tafel knirschen zu hören ... jetzt wurde ihr Schicksal entschieden ... sie strengte ihr Auge an, um durch die Dunkelheit hindurch nur einen Schimmer von dem zu sehen, was in der Stube vorging, so daß der Augapfel fast aus der Höhle trat, sie keuchte; Teile ihres Gehirns schienen sich von der Masse abzulösen und unter der Hirnschale sich hin und her zu bewegen, ... sie hatte sich halb von ihrem Sitze erhoben ... Gegenwart und Zukunft ... Jammer

und Wonne ... Alles drehte sich in wüstem Taumel durcheinander ... und da ... da fühlte sie es, wie eine kalte Hand ihre Stirn, ihren Nacken berührte ... ein kalter Schauder überlief sie ... war das ein Gruß aus jener fernen Welt? ... noch einmal dieselbe Berührung, deutlich der Druck einer kalten, marmornen Hand ... und Blutströme stürzten nach der berührten Stelle zu ... ein Schrei, entsetzlich, markerschütternd drang aus ihrem Munde — so mochten die Seelen schreien, die zum ersten Mal hineingestürzt wurden in den brennenden See der Verdammnis — ein dumpfer Fall ... einige gebrochene Laute ... und alles fuhr in größter Bestürzung durcheinander. Man zündete die Lichter an... Amöne lag wie leblos am Boden... — — — ... —

Mit schweren Herzen stieg in den Abendstunden desselben Tages Beo die Treppen des Hauses in der Steglitzer-Straße empor. Ein finsterer Ernst, eine übermenschliche Entschlossenheit lag auf seinen Zügen. Seine Zukunft war entschieden, er hatte an diesem Tage sein Abschiedsgesuch abgesandt ... er hatte seine Schiffe hinter sich verbrannt. Jetzt hieß es vorwärts, so gut es eben ging ... Amöne hatte ihm noch nicht geschrieben, aber er mußte sie sprechen, er mußte ihr alles sagen ... sie hatte bis jetzt noch nicht geahnt, welch schweren Kampf er um ihretwillen gekämpft ... jetzt sollte sie es erfahren, nachdem er entschieden war, jetzt sollte sie wissen, daß er von

nun ab nur ihr allein angehören werde. Er zog die Glocke — sie gab keinen Ton, der Klöppel war unterbunden. Was bedeutete das? Das Mädchen erschien, den Finger an den Lippen: „St!, Herr Leutenant, ich bitte! — „Was geht hier vor? Ist die gnädige Frau zu sprechen?“ — „Die gnädige Frau ist sehr krank, Herr Leutnant . . . der Arzt ist drinnen . . . er sagt, es sei sehr gefährlich . . . ein nervöses Fieber, glaube ich . . . es darf niemand hinein . . . strengster Befehl des Arztes, Herr Leutnant — — —“

Derweilen sprach man im Salon Agathens von dem unvorhergesehenen peinlichen Zwischenfall. „Sie ist noch nicht reif, nicht vorbereitet genug,“ sagte Agathe, „wir hätten es noch nicht mit ihr wagen dürfen, ich mache mir Vorwürfe . . . sie ist noch nicht würdig, das große Licht der Wahrheit zu ertragen . . . ihre Nerven scheinen übrigens nicht die stärksten zu sein . . .“ Die unterbrochene Sitzung wurde nach diesem Vorfall nicht wieder aufgenommen. —

VIII.

Wochen waren vergangen. — Mit leisem Finger pochte Beo an die Thür der Wohnung Amönens, denn Tag um Tag fragte er nach ihrem Zustande, bevor er vom Ausgang heimkehrend sein Heim betrat. Vorsichtig wurde die Thür geöffnet und Fannys feingeschnittener, ovaler Kopf erschien in der Spalte. „Wie stehts?" fragte Beo hastig, „darf ich heute?" — „St! — sie schläft gerade, kommen Sie herein, Herr Leutnant," flüsterte Fanny und führte ihn, indem beide auf den Zehen einherschritten, in ein Hinterzimmer. „Heut noch nicht," sagte Fanny, nachdem beide sich gesetzt hatten, „der Arzt meint, es sei doch ratsam, noch zwei Tage zu warten." — „Wie ich diesen Arzt hasse!" — „Ich begreife Ihre Ungeduld durchaus, Herr von Histropp, aber ich bitte Sie herzlich, sie zu zügeln, bedenken Sie, es ist zum Vorteil für unsere Kranke. Und der Arzt versteht

seine Sache sehr wohl, wir hätten so leicht keinen geschickteren finden können. Ihm allein haben wir die schnelle Genesung Amönens zu danken." — „Nicht ihm allein!" sagte Beo mit warmer Empfindung, „ihm und Ihnen in gleichem Grade. Wo gäbe es in der Welt eine zweite freiwillige Krankenpflegerin von solcher Liebe, solcher Ausdauer, solcher Güte? Auf die erste Nachricht von Amönens Unglück eilten Sie, mit der sie sich erst kurz zuvor überworfen, sofort her an ihr Lager und wichen nicht vom Platze bis zu dieser Stunde! Wie soll Ihnen das jemals auf Erden gedankt werden?" — „Dank?" erwiderte Fanny leise lächelnd, „man übt sich ein wenig in der Krankenpflege. Das weibliche Samaritertum wird ja jetzt Mode — man macht die Mode eben mit!" — „Sie scherzen über sich selbst!" — „Glauben Sie nicht, daß ich es umsonst thue," fuhr Fanny fort, „ich fordere meinen Lohn. Das letzte Rezept muß mir Amöne für meine Autographensammlung geben. Das ist mein schönster Lohn!" Beo drückte warm Fannys Hand und dieser Druck und der Blick, der ihn begleitete, sprachen mehr, als die glühendsten Danksagungen vermocht hätten. Eine leichte Röte überflog Fannys Wangen, doch nur für einen Augenblick, sie senkte den Blick zu Boden und ließ ihn an ihrer Fußspitze haften, die sie hin und her bewegte. „Na, was ist das, zeigt sich denn hier niemand?" ertönte draußen im Flur Riemers unmelodische Stimme. „Um Himmels willen,

der?" fuhr Fanny auf und schnellte empor, nach der Thür zugehend, um den Eintritt des Polterers abzuwehren. Doch er hatte schon die Schwelle überschritten. „Na, wie steht's denn?" fragte er kurz, natürlich, ohne den Hut abzunehmen. „Schreien Sie hier nicht so!" entgegnete Fanny leise aber bestimmt. „Wer schreit? Ich schreie? Sie schreit, schreit sie —" — „Es zieht hier nicht," unterbrach ihn Fanny kurz mit verachtungsvoll herabgezogenen Mundwinkeln, und nahm ihm ohne weiteres den Hut vom Kopf, „und wenn Sie ihre alten Witze anbringen wollen, so ist das Bierhaus entschieden ein passenderer Ort als das Krankenzimmer." Riemer kniff ein paar Mal schnell hinter einander die Augen zusammen, dann wandte er sich im Tone kriechender Freundlichkeit an Beo: „Und wie befinden sich der Herr Leutnant? Bien?" Beo würdigte ihn nicht einmal eines Blickes. „Amöne schläft!" sagte jetzt Fanny mit einem Ausdruck, der keinen Zweifel über die Aufforderung ließ, welche darin lag. „Sehr gut! Sehr gut! erwiderte Riemer mit der größten Unverschämtheit, „sehen Sie, das ist der Fall, weil meine Nichte meiner Diätvorschrift gefolgt ist. Auch die Krankheit war bloß ein Diätfehler. Es kommt alles von der Diät. Na, also, wenn Sie mich brauchen, Sie wissen ja meine Wohnung." Damit ging er knarrenden Trittes hinaus. „Dieser Mensch!" sagte Fanny. „Aber sowie Amöne gesund ist, wird sich's mein Bruder mal angelegen sein lassen, nachzu-

forschen, wie es mit der Verwaltung von Arthurs Erbteil steht. Er ist Bankier und versteht sich auf Finanzdinge besser als wir. — Halt, ich glaube, die Kranke regt sich!" Beo hörte nichts, aber Fannys Ohr war so geschärft, daß sie den leisesten Atemzug im Nebenzimmer vernahm. „Und ich darf nicht zu ihr!" sagte Beo schmerzlich. — „In zwei Tagen, Herr Leutnant, in zwei Tagen. Üben Sie sich in Geduld!" — „Muß ich nicht? So leben Sie wohl, noch einmal, möge Ihnen der Himmel vergelten, was Sie für Amöne thun; Menschen sind dazu zu arm. Und möge der da drinnen jede Sekunde Besserung bringen!" Er reichte ihr noch einmal die Hand und drückte warm die ihre. Dann ging er. Sie blieb stehen, bis sie vernommen, wie er drüben die Flurthür geöffnet und wieder geschlossen hatte, dann ging sie, als raffte sie sich plötzlich auf, mit einem leisen, kaum merklichen Kopfschütteln hinein ins Krankenzimmer.

Und der Tag des Wiedersehns kam. Im Vorflur empfahl Fanny auf Geheiß des Arztes Beo, noch einmal alles zu vermeiden, was die Kranke irgendwie aufregen könnte und bat ihn, den Besuch so viel als möglich abzukürzen, da Amöne noch immer der größten Schonung bedürfe und jede größere Erregung ihr tödlich werden könne. Beo war so furchtbar ergriffen, sein Herz klopfte so stark und schnell, daß er nicht antworten, sondern zum Zeichen des Einverständ-

nisses nur mit dem Haupte nicken konnte. Ein Augenblick des Zögerns an der Thürschwelle . . . ein Aufhorchen, ob sich drinnen etwas rege . . . ein leiser Druck auf die Klinke . . . und in demselben Augenblick kniete er bereits an ihrem Lager, ruhte sein Haupt an ihrer Brust, schlangen sich Amönens Arme um seinen Hals. Einer lauschte den Atemzügen, den Pulsschlägen des andern — lange sprachen sie kein Wort . . . Thränen standen in den Augen Amönens, und selbst aus der Brust des eisernen Mannes drangen Laute eines mühsam unterdrückten Schluchzens. Beo fühlte, wie ein Zucken und Beben durch ihre Glieder ging. — „Um Himmels willen, nur ruhig," flehte er, errege Dich nur nicht, mein Lieb, ich beschwöre Dich!" — „Großer Gott," sagte Amöne tief atemholend, „wie dank ich Dir, daß Du mich diesen Tag noch hast erleben lassen!" Und ihre Thränen strömten jetzt reichlich! „Mein armes süßes Weib — was hast Du leiden müssen und ertragen," begann Beo. „Wie haben wir alle um Dich gezittert!" — „Nicht wahr, ich bin sehr krank gewesen, es stand sehr schlimm mit mir?" fragte Amöne. — „Freilich," entgegnete Beo, „Du lagst ja Wochen hindurch ohne Bewußtsein, und in den wilden Fieberphantasieen sprachst Du die wirresten Dinge durcheinander — von Gelöbnissen und Geistern, denke nur, solche Thorheiten. Aber jetzt, jetzt bist Du ja wieder außer aller Gefahr — nun ist ja alles gut." Amöne griff mit einer raschen

Bewegung nach ihrem Haupt und ihre Augen blickten weitgeöffnet im Zimmer umher. Beo fuhr dies bemerkend fort: „Was hast Du, Amöne? denke nicht mehr daran!“ — „Ah, nichts . . . “ entgegnete die Kranke mit leichter Handbewegung abwehrend, . . . „ich denke auch nicht dran . . . sage mir . . . ich bin wohl recht häßlich geworden, wie? Du erkennst Deine Amöne wohl gar nicht wieder?“ — „Was häßlich!“ sprach Beo weiter, sich in einen Ton der Begeisterung hineinsprechend, „gieb nur acht, wie schnell Du wieder aufblühen wirst! In wenigen Tagen wird Dir an meiner Seite die alte Kraft, die alte Lebenslust zurückgegeben sein. Denn, Amöne, jetzt heißt es für uns: „leben und genießen!“ Ja, ja, blicke mich nur staunend an — Du sollst Dinge hören, daß Dir das Herz vor Freude hüpfen soll! Noch im Laufe dieses Winters, sobald als möglich, soll unsere Hochzeit sein! Schau' mich einmal an! Bemerkst Du nichts an mir?“ Amönens Blick glitt seltsam scheu an ihm hernieder. „Na, sehe ich denn wirklich noch wie ein Soldat aus?“ fuhr Beo fort. „Wahrhaftig, ich werde in kurzem keiner mehr sein!“ — „Wie?“ — „Ja, Amöne, große Dinge bereiten sich vor in der Welt. Ich hatte Dir bisher noch nichts gesagt von der Unmöglichkeit, Dich zur Gattin eines preußischen Premierleutnants zu machen — unmöglich auf Grund unserer Vermögensverhältnisse — verzeih', daß ich in dieser Stunde von solchen Dingen rede — nichts von den

furchtbaren Kämpfen in meiner Brust, den mir so teuern Beruf aufzugeben . . . nun, jetzt, da alles vorbei ist, darf ich's Dir ja sagen: ich bin um meinen Abschied eingekommen, hab' mich mit meiner ganzen Familie überworfen, die natürlich davon nichts wissen wollte — sie besteht nur aus Soldaten — aber mag sie der und jener holen, wenn ich Dich nur habe. Ich werde mich um eine Zivilstellung bewerben . . wir werden auch glücklich sein in bescheidenen Verhältnissen — nicht wahr, süßes Leben? Deine Liebe wird mir Heer und Kameradschaft und die Gnade meines Königs und Familie und alles ersetzen? und wir — aber, mein Gott, was ist Dir, Amöne . . .?" — Mit weit aufgerissenen Augen stierte ihn Amöne an, dann warf sie plötzlich ihren Oberkörper empor, fuhr sich in die Haare und rief mit einem schrillen herzzerreißenden Tone: „Beo! das hast Du gethan! Und ich . . . ich schlechtes Weib . . . ich Unglückliche . . . o mein Gott, mein Gott . . ." und wie leblos sank sie zurück in die Kissen. — „Aber erkläre mir nur," sprach Beo mit Besorgnis, „was hast Du denn . . . weshalb . . ." Wieder richtete sich Amöne empor: „Geh, geh," sprach sie wie mit beschwörender Stimme, „ich bitte Dich . . . ich Lügnerin, ich Heuchlerin . . . ich habe Dich getäuscht . . . ich habe ein freveles Spiel mit Dir gespielt . . . Beo ich kann nimmer die Deine werden!" — Beo erhob sich und trat einen Schritt zurück: „Wie . . . . was . . .

was heißt das . . . nimmer die Meine werden . . . . was bedeutet das . . .?" — „Ich habe ja meinem Gatten auf seinem Totenlager geloben . . . mit einem Eide geloben müssen, keinem Manne anzugehören nach ihm . . . Beo, ich kann meinen Eid nicht brechen . . ." — „Amöne! Ach!" schrie Beo auf, „das . . . das ist . . . das kann nicht wahr sein" — er fiel in einen Sessel, sprang aber sogleich wieder auf und rief: „Sage mir, daß es nicht wahr ist, sage es mir!" — Amöne atmete schwer, unheimlich lohte es in ihren Augen. „Es ist wahr, ach, es ist wahr," sagte sie unter Seufzen, „und es kann nimmer geändert werden." — „Gelöbnis?" fuhr Beo auf, „Das war's wovon Du in Deinen Phantasieen sprachst . . .," „Ja, fiel Amöne laut schluchzend ein, „das war's . . . das war's auch, was mich zu jenen Menschen trieb . . . ach, Beo vergieb mir, ich bin unglücklicher als Du . . . Beo, ich liebe Dich ja so heiß, so innig, all mein Glück ist nur in Dir . . . aber der Eid, der Eid . . . ich habe Dich getäuscht, Beo, aber ich habe ja zehnmal mehr gelitten als Du . . . jeder Deiner Küsse brannte mir bis in den Grund der Seele und warf mir meine Unredlichkeit vor . . . tausendmal des Tages hatte ich mir's vorgenommen, Dir alles zu gestehen . . . und dann kamst Du . . . ach, ich habe Dich zu sehr geliebt . . . ich wußte, wie ich Dich verwunden würde . . . ich fühlte, daß ich sterben

müßte, wenn Du von mir gingst . . . ich verschob's vom Abend zum Morgen und vom Tage zur Nacht . . . ach Beo, Beo, ich war schlecht, aber habe Mitleid mit mir . . . sieh mir ins Auge . . . sage mir, daß Du mir vergiebst . . . Beo, Einziger . . ." so jammerte sie, bald sich selbst beklagend, bald sich anklagend und die abgemagerten Hände gegen ihn ausstreckend; „Beo," fuhr sie fort, da dieser bleich und schweigend da stand, „sprich nur ein Wort, blicke nur nicht so finster und starr, komme, sage mir, ob Du mich nicht mehr liebst . . . stoße mich von Dir . . . nur sprich ein Wort. —"

Beo lachte grell und schneidend auf. „So ist's recht," rief er, „so habe ich's verdient, alle Etappen hinter mir eingezogen, nur auf einen Punkt gestürmt, des Sieges gewiß, und in einem erbärmlichen Hinterhalt vernichtet. Ich Narr, an Treue und Wahrheit zu glauben im Kriege des Lebens, im Kampf zwischen Mann und Weib!" — „Beo, so wahr diese Luft zwischen uns ist — seit dem ersten Tage, da wir uns sahen, bis zu diesem Augenblick, habe ich Dich geliebt und Dich allein." — „Aber wie hast Du das geloben können; das ist ja Wahnsinn, reiner, klarer Wahnsinn —" — „Es ist's, und ich war damals meiner Sinne nicht mächtig — es war die Sterbestunde meines Gatten; hätte er mein Blut zu trinken gefordert, so hätte ich's ihm gegeben . . . und kannte ich denn Dich zu jener Zeit?" — „Aber ein solch

wahnsinniges Gelöbnis ist ungültig; denn ungültig ist, was wider die Natur ist, und es ist ein Verdienst, es zu brechen, ein Verdienst um die gemißhandelte Vernunft!“ — „Aber seine Ruhe, seine Ruhe im Grabe, es wäre um ihn geschehen! . . . sie käme ihm nimmer wieder, und er raubte sie auch mir und Dir! . . .“ „Ach was!“ rief Beo in wahnwitziger, schmerzeingefressener Wut, „der liegt im Grabe und modert und weiß nichts von Deinen Eiden.“ — „Beo!“ schrie Amöne entsetzt auf, „nicht noch einmal das Wort, raube mir nicht noch meinen Glauben an ein Jenseits . . .“ — „Ungültig ist der Eid,“ rief Beo jetzt leidenschaftlich, die Hände von sich werfend, „ungültig vor Gott und der Welt, und unter meine Füße will ich ihn treten. Erschlichen und ergaunert ist er, Du warst unzurechnungsfähig vor Schmerz und Jammer, freventlich nutzte sein verfluchter Eigennutz Dein Weh aus . . . er gilt nicht . . . er gilt nicht, Du bist frei . . .“ — „Und flöh' ich von Meer zu Meer,“ stöhnte Amöne laut auf, „und hinaus über die Grenzen der Sonnenwelt, mein Eid, mein Eid jagte hinter mir her und packte mich beim Schopfe und schrie: halt an, halt an, mich wirst du nicht los . . . Beo, ich kann nicht.“ Mit der ganzen Gewalt, deren ihre Stimme fähig war, schrie sie noch einmal auf: „Ich kann nicht!“ und sank wie entseelt zurück in die Kissen. Beo drückte den Kopf gegen die Wand. „Keine Befreiung!“ murmelte er. Sie richtete sich mühsam

wieder auf: „Nur er selbst könnte mich davon erlösen!" Beo kehrte sich um und schlug ein Lachen auf, das ihr durch Mark und Bein ging: „Haha, Du schüttest Gruben mit Luft zu! Ich glaub's!" Er trat an ihr Bett und ergriff ihre beiden Arme: „Verzeihe Dir Gott, wie Du an einem ehrlichen Menschen handelst, der Dich treu und heiß geliebt hat!" — „Beo," beteuerte Amöne, „ich habe Dich nie heißer geliebt als heut — deckt denn der Sturm nicht mein Haus ab, so gut wie das Deine? Bei diesen Blättern, die der Novemberwind gegen die Fenster wirft: ich leide mehr als Du; denn kein Weib wird dich je wieder so lieben, wie ich Dich liebe, Beo!" — „Und doch hast Du nicht den Mut Deiner Liebe? Wie ist das möglich?" — „Ich bin feig, ich weiß es selbst, ich verachte mich . . . aber kann ich denn für mich selbst? . . . weiß ich denn, was das ist, was sich so in mir aufbäumt und wie eine eiserne Klammer um mein Herz legt? bin ich denn Herrin meiner selbst? Ach, Beo, wenn Du mich je geliebt hast, so habe Mitleid mit mir!" — Beo kniete an ihrem Lager nieder, faßte sie mit seinen Händen sanft an Kinn und Hinterkopf und sprach mit seinem sanftesten, liebreichsten Ton: „Bedarf es denn des Priesters Kutte und des Standesbeamten Frack, um zwei Menschen zusammen zu halten, die nicht von einander lassen können? Bist Du nicht imstande, Deiner Liebe auch ein Opfer zu bringen? Sieh, ich habe

doch alles für Dich hingegeben.“ — Amöne schloß die Augen und sagte mit einem tiefen, langen Seufzer: „Ach, verstehst Du mich denn nicht, Beo? Keinem andern Manne anzugehören, schwor ich!“ — „Aber Du weißt, daß Dein Versprechen thöricht und erschlichen war . . . und hast nicht den Mut, nach Deiner Erkenntnis zu handeln?“ — „Ist es mir denn um mich selbst zu thun? Beo, was denkst Du von mir — gern wollt ich um ein Jahr an Deiner Seite alle Qualen der Hölle tausendmal tausend Jahre mit dem wonneseligen Lächeln einer Braut ertragen — aber die Ruhe meines Mannes . . .“ — „Du hast nie Liebe für ihn gefühlt!“ — „Und habe ihm doch stets die Treue und den Eid vor dem Altare bei Lebzeiten gehalten . . . wie sollte ich sie ihm nach dem Tode brechen, da ich seiner Macht entzogen bin?“ — Jedes Glied bebte an Beos Leib, der Jammer eines verlorenen Daseins schüttelte ihn mit allen Schauern, der fürchterlichste Schmerz fraß an ihm, der einen Menschen ergreifen kann. „Amöne! Amöne! Amöne!“ kreischte er. Das Bewußtsein, um sein Lebensglück betrogen zu sein von dem Wesen, das er am meisten geliebt, dem er alles geopfert, — aufgeopfert einem Toten, nein, einer aberwitzigen Grille, — umsonst alles hingegeben zu haben, was er besaß; der Bruch mit einem Leben, für das ihn die Natur selbst bestimmt zu haben schien, der unwiederbringliche Verlust seiner höchsten Ideale, die leere, ausgebrannte, trost-

lose Öde vor ihm, die einzige Blume, die sie ihm zum Paradiese machen sollte, vergiftet und verdorben, der Zwiespalt mit seiner Familie, die Mißachtung seiner Vorgesetzten und Kameraden, alles das drängte sich ihm in einem Augenblick in eine nachtschwarze Wolke zusammengeballt, ins Hirn nnd schien ihm den Kopf sprengen zu wollen. Er griff nach Amönens Händen, riß sie hoch zu sich empor und blickte ihr ins Auge, so flammend, so wild, als wollte er sie verschlingen und knirschte: „Amöne . . . zum letzten Mal . . . bedenke Dich . . . sei vernünftig . . . mach mich nicht rasend . . . es handelt sich um Dein und mein Leben . . . liebst Du mich? . . . willst Du mein sein . . . sprich!" Er schüttelte und drückte sie, daß sie aufschrie. „Sei doch ruhig", stieß sie in pfeifenden Tönen höchster Seelenangst hervor . . . „ich beschwöre Dich, bleib' ruhig . . . kann man sich denn nicht auch so lieb haben? . . . warum willst Du nicht mein Freund sein? . . . versuch' es, es wird gehen . . ." Beo begann noch greller zu lachen als vorhin. „Freundschaft, das ist das Richtige!" rief er . . . „Lache nicht so," beschwor ihn Amöne, „wenn Du wüßtest, wie mich das kränkt . . ." „Püppchen!" schrie Beo, „zwei gefühlvolle Liebesleute! Du warst auch so gefühlvoll! Ach was . . . willst Du mein sein, ja oder nein? . . ." — „Beo, höre mich an! . . . — „Ja oder nein!" — „Beo, ich kann nicht . . . ich kann nicht . . ." — „Dann geh zum Teufel mit

Deinen Eiden und Deiner Freundschaft!" brüllte er in maßlos aufschäumender Wut und schleuderte die Kranke mit fürchterlicher Gewalt zurück, daß die Lagerstatt krachte und sich auseinanderthat und Amöne zur Erde stürzte. „Beo . . . Beo . . ." rief sie mit schwacher Stimme. Aber der war schon mit glühendem Antlitz zum Zimmer hinausgestürmt. „Herr von Histropp, um Himmels willen, was ist vorgefallen?" fragte ihn Fanny, die ihm im Flur entgegenkam. Ohne ihr Antwort zu geben, drängte er sie zur Seite und stürzte die Treppe hinunter.

Unten in der engen Hausthür vertrat ihm ein Dienstmann den Weg. „Verzeihen Sie, wohnt hier Frau Amöne Keller?" fragte er mit lallender Zunge, anscheinend schwer angetrunken. „Ich soll nämlich diesen Brief an Herrn Riemer abjeben, 's ist eilig." Dabei fuchtelte er Beo mit dem Briefe vor den Augen umher. Der Leutnant wollte ihn beiseite stoßen, dabei fiel jedoch sein Blick auf die Aufschrift des Briefes, sie lautete! A Monsieur Riemer. Eine dunkle Ahnung durchzuckte ihn, nur für einen Augenblick, denn eines festen Gedankens war er nicht fähig, er bedachte gar nicht, was er that, er folgte einem unwillkürlichen Drange und nahm dem Dienstmann den Brief aus der Hand mit den Worten: „Es ist gut! Geben Sie her!" — Der Dienstmann lallte: „So, Sie sind selber Herr Riemer, freut mich unjeheier, Herr Leitnant." Aber Beo hatte ihn bereits

zur Seite geschoben, den Brief in die Tasche gesteckt, und war im nächsten Augenblicke, ihn schon wieder vergessend, davon gestürmt. So eilte er die Straße auf und ab, weder an den Brief noch an die eben durchlebte Szene, noch überhaupt an irgend etwas denkend. In seinem Kopf war eine Einöde; alle Eindrücke, die er je empfangen, schienen mit einem Male ausgelöscht, die Häuser, die Menschen erschienen ihm nur wie gefärbte Flecke in der Natur, er wandelte umher wie ein Träumender. Der Herbstnebel legte sich über die Straßen, alles in seinen fahlen grauen Mantel einhüllend und selbst den Glanz der elektrischen Lichter dämpfend und schwächend. Ein leichter Schauer überlief ihn wohl, aber er schlug den Rockkragen in die Höhe und lief weiter, ohne zu wissen oder zu sehen wohin, mechanisch Entschuldigungen murmelnd, wenn er mit Entgegenkommenden zusammenstieß. Aber der naßkalte Nebel kühlte wenigstens sein Stirn. —

Blaß, verstört und erschöpft kam er erst spät am Abend wieder zu Hause an. Eines klaren Gedankens war er noch immer nicht fähig, wenn auch der entsetzliche Druck gegen die Stirnwand gewichen war und allmählich immer mehr das Bewußtsein in ihm die Oberhand gewann, daß alles entschieden und eben nicht mehr zu ändern sei, daß er alles auf eine Karte gesetzt, durch einen unglücklichen Zufall verloren habe und das Unglück nun ertragen

werden müsse. Jedenfalls war eine endliche Entscheidung besser als die fürchterliche lange Ungewißheit. Er saß, den Kopf in die Hände gestützt, wohl noch eine Stunde stumm vor sich hinbrütend am Tische, endlich erhob er sich und begann sich zu entkleiden. Der Bursche trug die Uniform hinaus, um sie am nächsten Morgen zu reinigen, da fiel aus einer Tasche ein Brief, den der Bursche sogleich seinem Herrn reichte. Erst jetzt betrachtete Beo ihn deutlich, er konnte sich anfangs gar nicht erinnern, wie derselbe in seine Tasche gelangt war. Endlich fiel es ihm ein. Die französische Aufschrift erschien ihm von Minute zu Minute verdächtiger, sollte sein Verdacht, den er gegen Riemer hegte — wahr sein und dieser nicht von seinen verbrecherischen Absichten gelassen haben? Er ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, und überlegte lange, ob er bei solchem Verdacht den Brief öffnen solle und dürfe. Endlich setzte er sich an den Schreibtisch und sandte ihn mit einigen hinzugefügten, seinen Verdacht darlegenden Zeilen an seinen Vorgesetzten. Der Bursche mußte das Schreiben auf der Stelle nach der Post bringen. — —

— — — Die Bestattung Amönens fand draußen auf dem Schöneberger Friedhof statt. Der Arzt hatte von Anfang an wenig Hoffnung gegeben, der Rückfall, der sich infolge der gewaltigen Gemütserregung eingestellt hatte, war zu schwer gewesen,

sie hatte mehrere Tage in den wildesten Phantasieen, völlig geistesabwesend gelegen und war dann verschieden. Am Grabe trafen sich Fanny und Beo. Sie sprachen leise von den Vorzügen und Tugenden der Toten — von den Schicksalen und Fügungen, die zu dieser Katastrophe geführt, sprachen sie nichts, denn jeder von ihnen fühlte, daß hier nicht gemeines Menschenlos zu beklagen sei, daß hier nicht einfach der gewöhnliche Lauf der irdischen Dinge sein alltägliches Ziel erreicht habe, sondern ganz andere Mächte ihre Hand in das Spiel gemischt hätten, dunkle unheimliche Gewalten, Verstrickungen des blinden Zufalls, und die letzten Schatten einer absterbenden Zeit, die noch einmal ihre Kraft erweisen wollten, bevor sie den Boten einer neuen weichen mußten, die nichts von den menschheitbeherrschenden Gewalten außerhalb dieser Welt wissen würde, noch von Rechten und Verpflichtungen über dieses Leben hinaus. Nein, es schien eine stillschweigende Übereinkunft zwischen ihnen festgesetzt zu sein, das Vergangene der Vergangenheit zu lassen und nicht den Finger in Wunden zu legen, die noch bluteten und die dem Berührenden gleichen Schmerz bereiten mußten wie dem Berührten. Sie sprachen von Riemers Abwesenheit, sprachen von Arthurs Erziehung. Der Knabe war ganz verwildert, er hatte nicht einmal am Totenlager der Mutter Ruhe gehalten und sich sogar geweigert, einen Flor um den Arm zu tragen. „Ich werde

ihn zu mir nehmen, und bin sicher, daß es keiner zu großen Arbeit bedarf, in dem Knaben die ursprüngliche gute Grundlage wieder aufzudecken. Er ist nur verwildert, nicht schlecht. Und dann, wenn wir die Auswüchse seines Charakters beschnitten haben, geben wir ihn, wie es festgesetzt war, nach Lichterfelde." — „O, Sie sind gut," entgegnete Beo, „und ich bin gewiß, Ihre ruhige Energie wird auch bei dem wilden Burschen alles erreichen. Die Mutter kann Ihnen nicht mehr Dank sagen, nehmen Sie daher den eines aufrichtigen Freundes, der Ihnen stets ergeben bleiben wird." — „Was wollen Sie?" entgegnete Fanny, „es ist nichts als Egoismus. Ich habe Amöne immer beneidet, daß sie ein Kind besitzt und meine Kinderlosigkeit war stets mein tiefster Schmerz, ich hätte alles darum gegeben, ein Kind zu besitzen. Nun hab' ich eins! Man befriedigt eben seine Wünsche!" Sie hatte zu scherzen versucht, aber durch den Ton ihrer Rede klang es wie gewaltsam verhaltener Schmerz „Wie können Sie so sprechen!" sagte Beo. Fanny schaute einen Augenblick zu Boden. „Da wartet mein Wagen," sagte sie plötzlich, „und Sie haben gewiß auch Geschäfte — leben Sie wohl!" Sie reichte ihm ihre Hand, eine zarte, schmale, fein bekleidete Hand, und wie er sie ergriff, fühlte er ein leises aber deutliches Zittern. Und als auch sie die Bewegung zu bemerken schien, die sie zu überkommen drohte, riß sie sich schnell los,

rief ihm zu: „Also ich sehe Sie öfters bei meinem Bruder?" und eilte dem Ausgang zu, ohne auf seine Begleitung zu warten. Beo blieb noch einen Augenblick in sich gekehrt stehen. In dieser Minute war ihm so manches, war ihm der ganze Charakter Fannys klar geworden. „Schicksal, Schicksal, dachte er bei sich, ob Du Dich als Schmerz, als Ehrgeiz, als Liebe bei uns einschleichst — wie spielst Du mit uns! — Hätte ich jene geliebt: ich wäre vielleicht so glücklich geworden." Dann nahm er einen Wagen und fuhr zu seinem Obersten.

Der war erstaunt, ihn bei sich eintreten zu sehen. „Kommen Sie, um sich Ihre Belobigung zu holen?" rief er ihm entgegen. „Sie haben dem Lande in der That einen nicht unbedeutenden Dienst geleistet. Dieser Riemer, der heut schon hinter Schloß und Riegel sitzt, war in der That ein niederträchtiger, erkaufter Spion, und das Reichsgericht wird sich im Lauf der nächsten Wochen eingehend mit ihm beschäftigen. Zum Glück hat er nicht viel zu verraten gehabt."

„Ich habe es geahnt," entgegnete Beo, „und nun wird mir meine Bitte, die ich auf dem Herzen habe, leichter werden. Die Verhältnisse haben es so gefügt, daß ich mein Abschiedsgesuch gern vernichtet wissen und im Heere Seiner Majestät weiter dienen möchte."

Der Oberst schnalzte mit den Fingern. „Brav,

sehr brav," sagte er, „daß Sie zur Überzeugung gekommen sind, ein guter Soldat dürfe bei der jetzigen politischen Lage nicht von seinem Posten weichen. Denn es rumort wieder fürchterlich im Osten und Westen. Aber Sie wissen, wie es mit dergleichen Fällen steht — das Abschiedsgesuch ist schon längst im Kabinet, jede Stunde kann der Bescheid kommen. Indessen — ich will sehen, was ich für Sie thun kann, ich will mich gern aufs lebhafteste für Sie verwenden — und Sie sind ja ein guter Soldat und wir sind Ihnen, wie gesagt, Dank schuldig — ich hoffe, es wird sich machen lassen."

So war denn auch dies erledigt — er würde wieder dem Heere angehören, dem Berufe zurückgegeben sein, von dem er sich so schwer getrennt hatte. — Alles war wieder in den früheren Stand zurückgesetzt und in Ordnung. Nein, nicht alles und nicht so ganz; er spürte es an einer klaffenden Leere da drinnen in der Brust, an einem unerklärlichen Gefühl der Unbefriedigung, einem nicht zu stillenden Hunger des Gemüts, der zurückgeblieben war und der ihm jeden Augenblick zurief, mit welchen Opfern er diese Wiederindenstandsetzung erkauft hatte, daß er sein Liebstes dafür hatte begraben und das schönste Ideal zerschlagen müssen, dem er in seinem Leben nachgestrebt. Ihm war, als wäre ein Glied von seinem Körper losgetrennt worden, und er müßte ewig wandeln, es zu suchen, und könnte sich keiner

Ruhe freuen, bis er es gefunden. Und er wußte, daß er es ewig würde suchen müssen. Das schmerzte ihn wie eine Wunde, die, geheilt, doch noch nach Jahren sticht und brennt, das war ein abgeschlagener Finger, ohne den man sich behelfen lernt und den man doch immer wieder einmal an seiner früheren Stelle sucht.

So schritt er dahin, den Mantel zugeknöpft, das edle Haupt ein wenig nach vorn gesenkt, hinaus aus den volksbelebten Gassen, vorüber mit einen Blick der herzlichen Verachtung an der sich auf den Dämmen und Wegen vorübertreibenden Massen, die keine Ideale betrauerten, weil sie in nimmer rastender Beweglichkeit nur für den Dienst des Körpers arbeitend, keine Zeit hatten, sich dergleichen zu schaffen. Erst als er das laute und lärmende, aber so hohle und nüchterne Treiben der Stadt hinter sich hatte, mäßigte er den Schritt. In schnurgerader Linie zog sich die breite Landstraße bis zu den ersten Bäumen des Grunewalds hin, welcher im tiefen Blau der Abendfärbung sich als ein breiter riesiger Streifen am Rande des Horizonts hinzog. Und rechts und links weite sandige, ebene Felder, deren Eintönigkeit nur die unendliche Reihe der Stadtbahnbogen, eine Villa, eine Brücke, ein Wärterhaus, eine Baumgruppe unterbrach. Kahl waren Bäume und Sträucher und nur hier und da schien ein vereinzeltes, noch haftendes grünes oder gelbes Blatt

den streichenden Lüften den Schmerz der Einsamkeit zu klagen. Die eben aus dem Horizont scheidende Novembersonne, schwach und matt, versuchte vergeblich mit ihren letzten Strahlen die öde Landschaft noch mit einigen geringen Farbenreizen zu übertünchen, sie gab den Kampf auf und sank meerwärts. Ein kühler Windstoß strich einher, Beo schritt wieder schneller. Was war alles vergangen, seit er diesen Weg zum letzten Mal einhergeritten! Ihm schien's, als läge ein Menschenleben dazwischen. Und plötzlich blieb er gefesselt stehen und blickte nach dem westlichen Horizont hinüber. Siehe, da war es wieder, jenes merkwürdige, unerklärliche Phänomen, von dem die ganze Welt sprach, das sich seit Wochen fast allabendlich zeigte: eine glühende, tiefe Röte erglänzte am Himmel; weiter und weiter dehnte sie sich aus, immer strahlendere und blutigere Farbe nahm sie an, als stände das eherne Himmelsgebäude in glühenden Flammen und die Götterdämmerung, der Weltbrand bräche herein. Er stand und staunte. Waren das nur die Vorboten eines harten, schneidenden Winters, waren es, wie die Gelehrten meinten, die Spiegelungen ungeheurer Feuermassen, welche tobende Vulkane auf einer heißeren Halbkugel seit Wochen unablässig in die Lüfte warfen, oder hatte das Volk recht, welches sie auf einen fürchterlichen europäischen Krieg deutete, der zum Frühjahr losbrechen und die Welt verheeren sollte? „Wenn es das wäre?"

murmelte Beo. Er wußte so gut wie jedermann, daß, wenn es zum Schlagen kam, nicht Deutsche allein sich gegen ihre Nachbaren im Westen und Osten zu wehren haben würden, er wußte, das es dann kein Land Europas gab, in dem nicht die Flinten und Geschütze wie von selbst losgehen, Nationen und Rassen einander wütend zerfleischen würden, und daß aus dem tiefsten Morast, aus dem Schlamm der großen Städte sich dann vielleicht eine Hydra mit fürchterlichem Rachen loslösen würde, die Alles um sich herum verschlänge. Und wer gab ihm die Gewißheit, daß sich aus diesem entsetzlichen Blutbade in der That rein und kräftig der Genius einer neuen Zeit erheben würde, einer Zeit, die keine Vorurteile, keine Mächte der Finsternis mehr kennen, die nicht mehr gestatten würde, daß reine und gute Menschen rettungslos dem Unglück verfielen, weil sie die Ketten nicht abstreifen konnten, die die Jahrhunderte um ihre Fersen gelegt, mit denen sie zur Welt gekommen und die die Erziehung fester und fester angezogen? Wenn er nun nicht diesen Segen brachte, der große Weltkrieg, der von jedermann erwartete? Beo schauderte bei dem Gedanken, und er wagte sein „Wenn es das wäre!“ nicht zum zweiten Mal zu murmeln. Doch wie ein Schmerzensschrei aus der tiefsten Brust eines zu Tode Gequälten, riß es sich von seinen Lippen: „Aber wenn es wäre — wenn er käme, der große Krieg . . . dann, Gott

im Himmel, laß die erste Kugel, die mit Deinem Willen dem Rohr entfliegt, doch gegen dieses Herz gerichtet sein!" Und mit ausgebreiteten Armen stand er lange und schaute unverwandt, wie ein Bezauberter, in die rätselhafte, flammende Glut.

Der Herr Assessor.

Novelle.

(1885.)

Von Viertelstunde zu Viertelstunde blickte Martin auf die Uhr. Wie langsam der Zug heute dahinfuhr, viel langsamer als gewöhnlich! Und er hatte den teuren Schnellzug gewählt, nur um recht bald bei seinen Lieben zu sein, er, der jede Mark zu Rate halten mußte. Aber jetzt kam es ja darauf nicht an, jetzt war er ja „fertig"; er hatte sein Examen bestanden, die Zeit der Entbehrungen war vorüber, jetzt begann die des Erwerbens. Mit welchem Antlitz konnte er jetzt vor seine Familie treten, die bisher so viel für ihn gethan! Nun war doch Hoffnung, ihr alles mit Zinseszinsen zurückgeben zu können. Ach, wenn er sie nur schon sehen, sie in seine Arme schließen könnte! Der gute, alte Vater, wie stolz wird er

nicht auf ihn sein, mit welcher Miene wird er ihn aller Welt als „seinen Sohn, seinen Martin, den Herrn Assessor“ vorstellen!

Da hielt der Zug, der Wagenschlag öffnete sich, und eine Minute später lag der junge Mann in den Armen seines Vaters und empfing die Küsse seiner sieben Geschwister. Man bestieg ein Fuhrwerk und fuhr in die eine halbe Stunde vom Bahnhof entfernte kleine Landstadt. Das gab ein Erzählen, ein Fragen kreuz und quer! Tausend Dinge wollten sie wissen, und das Gleichgültigste war das, was sie am dringendsten begehrten. Endlich erreichten sie die Stadt und hielten vor dem väterlichen Hause. Es sah zwar noch so aus, wie vor sechs Jahren, da er zum letzten Mal hier auf Ferienbesuch verweilt hatte, nur noch ein wenig windschiefer schien es geworden zu sein, ein guter Teil des Putzes war abgefallen, und das Schieferdach zeigte leere Stellen. Auch im Wohnzimmer zur ebenen Erde sah es gerade so aus, wie früher — nur der Schrank, in dem früher das Silbergeschirr gestanden, war, wie die offenstehende Thür zeigte, teils mit Büchern, teils mit Wäsche angefüllt. Man setzte sich zu einem vorbereiteten Mahle, und nun kam Martin auch an die Reihe, zu fragen. Er erkundigte sich nach dem Gange des väterlichen Geschäfts, nach dem allgemeinen Befinden, aber die Antworten, die man ihm gab, waren nichtssagend, manch-

mal sogar unbefriedigend. Der Vater lenkte das Gespräch bald wieder auf die Schicksale des Sohnes, und dann brachte man ihn, da es schon spät war, zu Bett.

Am dritten Tage nach seiner Ankunft lag er in seinem Zimmer auf dem altmodischen Sofa, als der Vater hereintrat. Nach einigen gleichgültigen Worten begann dieser: „Laß mich etwas fragen, lieber Sohn, was ich schon längst auf dem Herzen habe. Du hast mich zwar von Deinem Leben in der Hauptstadt unterrichtet — nur eines hast Du mir nicht gesagt — Dein Herz — hat es noch nicht gesprochen?" Martin schüttelte lächelnd den Kopf. Der Vater atmete wie erleichtert auf und sagte: „Desto besser! Dann wird es Dir gewiß nicht schwer werden, meinen Lieblingswunsch zu erfüllen und Dein und unser aller Glück und Rettung zu bewirken — indem Du eine reiche Frau nimmst. Du kannst es, Deine Stellung, Deine Aussichten geben Dir ein Anrecht darauf. Du weißt, daß ich alles bis aufs letzte daran gesetzt habe, Dich studieren zu lassen; wir, Deine Geschwister und ich, haben verpfändet, verkauft, gehungert, nur, weil wir Dein Glück im Auge hatten und von Dir Hilfe für uns alle erhofften. Ich bin ein alter, schwacher Mann, der nichts verdienen kann, Deine sieben Geschwister sind sämtlich jung und bedürfen, um ins Leben eintreten zu können, noch der Erziehung, des Unterrichts. Sie und ich, wir hoffen alles von

Dir. Ich habe eine treffliche Frau für Dich im Auge. Die einzige Tochter des Bankiers Jürgens in Breslau, meines Jugendfreundes und Schulkameraden, ein schönes, liebenswürdiges, wohlerzogenes Mädchen. Mein Freund hat mir auf meine Anfrage mitgeteilt, daß er sie nach allem, was er von Dir gehört, Dir gern zur Frau geben wird. Sie ist die Tochter eines reichen und ehrenhaften Hauses. Nun sprich, Martin, willst Du uns alle — Dich selbst in erster Linie — glücklich machen, willst Du hinüber nach Breslau reisen und Herrn Jürgens Deine Aufwartung machen? Der Alte schwieg erwartungsvoll. Martin war aufgestanden und entgegnete ruhig: „Wie vielen Dank ich Dir, mein Vater und Euch allen schuldig bin, wie viele Entbehrung Ihr Euch meinethalben auferlegt habt, — ich weiß es, und ich hoffe, es Euch dereinst vergelten zu können. Die Person aber, an deren Seite ich mein ganzes zukünftiges Leben hinbringen soll, gestatte mir, lieber Vater, selbst zu wählen. Ich will eine Frau heiraten, die ich lieben kann, keinen gefüllten Geldbeutel, wofern ich mich nicht selbst verachten soll.“ Mit diesen Worten ging er hinaus.

Noch einige Male versuchte der Vater an den folgenden Tagen auf dieses Thema zurückzukommen. Er stellte seinem Sohne vor, wie von dem Projekte das Lebensglück der ganzen Familie abhinge, er schilderte ihm Helene Jürgens als den Ausbund aller

Vortrefflichkeit — umsonst. Martin blieb auf seinem Worte stehen. Es kam schließlich zu einem Auftritte zwischen Vater und Sohn, bei dem der erstere diesen ein undankbares, gefühlloses Kind, einen verblendeten Egoisten, der seinen wahren Vorteil nicht sehe, schalt, und Martin verließ nach dieser Szene das väterliche Haus und kehrte nach der Hauptstadt zurück.

Martin war kein herzloser Egoist. Bei kaltem Blute überdachte er, in der Hauptstadt angekommen, noch einmal die ganze Geschichte. Er stellte sich in seiner lebhaften Phantasie vor, welche Entbehrungen acht Menschen ein Jahrzehnt lang um seinetwillen geduldet hatten, wie sie oft des Abends mit leerem Magen zur Ruhe gegangen waren, nur daß er keine Not leide, nur daß er die eingeschlagene Laufbahn nicht wieder aufgeben dürfe, wie die Hoffnung, dereinst durch ihn alles dreifach vergolten zu sehen, sie allein alles hatte ertragen lassen, und wie es seine heiligste Pflicht sei, für das Alter des schwachen Vaters, für die Erziehung und Ausbildung der unmündigen Geschwister zu sorgen, die, jener bereits, diese noch erwerbsunfähig, ohne ihn verloren waren, ja, vor dem Bettelstabe standen. Er sagte sich auch, daß wir heutzutage nicht mehr im Zeitalter Romeos und Julias lebten, er besann sich, daß viele seiner Bekannten sogenannte „Vernunftehen“ geschlossen hatten und sich recht glücklich dabei befanden. „Welcher Mann sollte auch an der Seite einer liebenswürdigen Frau un-

glücklich sein? Fast allen modernen Ehen fehlt das Vorspiel der Romantik, die sich nur noch in eisenbahn- und telegraphenlosen Gegenden findet. Was bedarf namentlich ein Jurist der Romantik? Ich fühle überdies, wenn ich mir's recht bedenke, durchaus nicht das Zeug zu einem Romeo oder Leander in mir!" So sprach er eines Morgens, vierzehn Tage nach seiner Wiederankunft in Berlin, zu sich selbst, und faßte den Entschluß, Herrn Jürgens seine Aufwartung zu machen.

Im Kontor des Bankiers saß auf seinem lederüberzogenen Bock Herr Mayenberg, der erste Disponent des Hauses Jürgens und Söhne. Emsig glitt seine Feder über einen Bogen Papier, aber was er schrieb, waren keine Zahlen, keine Coursberechnungen, sondern ein Brief an seine Mutter. Eben wandte er das Blatt und schrieb weiter: „Nun zu mir selbst, liebe Mutter! Meine Stellung, die ich nunmehr volle sechs Jahre bekleide, ist die günstigste, Herr Jürgens schenkt mir sein vollstes, unbedingtes Vertrauen, und dennoch hoffe ich, daß ich noch nicht am Ende meiner Erfolge bin. Ja, liebe Mutter, Dir darf ich's gestehen, was außer uns beiden kein Mensch zu ahnen vermag. Mir genügt die Stellung eines Disponenten nicht, ich will Herr sein in dem Geschäft, das ich fast allein leite, ich will die Früchte meiner angestrengten Thätigkeit voll und ganz genießen. Herr Jürgens kann ohne mich nicht mehr

bestehen, das weiß er selbst, und so hoffe ich, daß er meine Bewerbung um seine einzige Tochter mit einem freudigen ‚Ja‘ begrüßen wird. Dieses Jahr lasse ich noch zu Ende gehen, sobald ich ihm den durch mein Bemühen zustande gebrachten günstigen Kassenabschluß überreiche, trage ich meine Werbung vor und werde alsdann sofort sehen, ob — — —“. Soweit war Mayenberg mit seinem Briefe, als der Assessor eintrat und nach Herr Jürgens fragte. Man wies ihn zu einem kleinen, wohlbeleibten Herrn mit roten Wangen und silbergrauen Haaren. Dieser begrüßte den Ankömmling mit der wohlwollendsten Miene und führte ihn sofort in sein Haus. In dem machte alles, was Martin sah und hörte, den Eindruck solider, gut bürgerlicher Wohlhabenheit, nirgends zeigte sich prunkhafte Überladung, überall ruhiges Selbstbewußtsein des eignen Wertes, es war ein Haus, in dem nichts zu bewundern war, wo sich aber jeder von Herzen wohlfühlen mußte. Und so war auch die Tochter des Hauses, Anmut war über sie ausgegossen, ohne daß sie eine hervorragende Schönheit besaß. Ihre Bewegungen waren geschickt, wenn auch nicht graziös, ihre Unterhaltung einfach, verständig, ohne von hervorragendem Geist zu zeugen. Weder Jürgens noch Helene zeigten die geringste Spur von Geldstolz noch von falscher Bescheidenheit. Als Martin nach längerer Unterhaltung, nach einem wohlbereiteten Mahle schied, war er mit sich einig. Sein Herz hatte

nicht gesprochen, aber sein Verstand sagte: „Hier ist nichts zu verlieren, hier kannst du es wagen.“ Er erschien von nun an öfter in Breslau, die Entfernung von Berlin aus war ja nicht der Rede wert, und immer freundschaftlicher gestaltete sich sein Verkehr. Herr Mayenberg hatte nicht den geringsten Verdacht. Wer beschreibt daher sein Erstaunen, als gegen Ende des Jahres — es wurde gerade der Bilanzabschluß gemacht und Mayenberg arbeitete oft die halben Nächte hindurch — Herr Jürgens ihm freudestrahlend die Meldung von der Verlobung seiner Tochter mit dem Assessor machte? Er war außer sich, aber er wußte sich zu beherrschen. Er nahm an dem Vermählungsfeste, das einige Wochen später stattfand, keinen Teil, sondern entschuldigte sich mit Unwohlsein. Dagegen war er klug genug, trotz dieses Vorfalles seine Stelle im Jürgensschen Hause nicht aufzugeben, denn sein Grundsatz war, kein unreines Wasser auszuschütten, bevor er das reine hatte.

Martin und Helene richteten sich ein behagliches Heim ein in der Residenz. Er erwarb sich bald einen guten Ruf als Advokat: er war ein findiger Jurist und guter Redner. Seinen Vater und seine Geschwister ließ er nach der Residenz übersiedeln, wo er für ihren Lebensunterhalt und die Erziehung und Fortbildung der letzteren sorgte. Er ließ sie sämtlich praktische Erwerbszweige ergreifen, sogar von seinen Schwestern mußte sich die eine zur Buchhalterin, die

andere zur Telegraphistin ausbilden. Der Alte war ganz glücklich, so seinen Lieblingswunsch erfüllt zu sehen. Jeden Morgen und jeden Abend küßte er Sohn und Schwiegertochter, und sein einziger Kummer war, daß Martins gute Mutter den freudigen Wechsel der Verhältnisse nicht mehr erlebt habe. Unaufhörlich schärfte er Martin ein, sein junges, teures Weibchen, das für ihn der Inbegriff alles Schönen und Guten war, nur ja recht von Herzen zu lieben. Das war Martin denn auch von Herzen Willens, nur glückte es ihm leider noch immer nicht in dem Maße, als er es gehofft hatte, Er hatte geglaubt, daß er im beständigen Zusammenleben mit Helenen, welche er aufrichtig achtete und ehrte, sie auch wirklich lieb gewinnen, etwas mehr für sie fühlen würde, als kühle Freundschaft. Er gab sich die größte Mühe, seinem Herzen Liebe abzuzwingen, täglich wiederholte er sich alle ihre guten Eigenschaften, er hielt sich im stillen selbst Lobreden auf seine Gattin, er schloß sie recht oft in seine Arme und küßte sie, bei sich hoffend, daß er in ihren Armen, an ihren Lippen warm werden und Liebe in sein Herz strömen fühlen werde. Allein, wiewohl Helene ihm selbst seine Liebkosungen reichlich vergalt — sie hatte keine Ahnung, daß er sich zu ihnen zwang — waren doch seine Anstrengungen vergebens. Martin erkannte, daß es unmöglich sei, sich selbst Liebe abzunötigen. So ward er denn mit sich einig, wenn er seiner Frau diese nicht geben könnte, wenigstens

immer den Schein derselben aufrecht zu erhalten, seiner Gattin gegenüber den Liebhaber zu spielen, überhaupt niemanden etwas von seinen wahren Empfindungen merken zu lassen, sondern seiner Gattin, die er schätzte und verehrte, das Leben so angenehm und freudevoll wie möglich zu machen. Er besuchte mit ihr fleißig Bälle, Konzerte, Theater, er entzog ihr nichts von dem, was ein Mann seiner geliebten Gefährtin gewährt, um ihr immer Beweise seiner fortwährenden Liebe zu geben.

Allein es wurde ihm auf die Dauer nicht leicht, den Schein aufrecht zu halten. Es kamen Stunden, Nächte, in denen düstre Gedanken nicht von ihm wichen. Ihm war's dann, als ob er trotz allem ein Unrecht an seiner jungen Frau begehe, als ob alles, was er ihr bot, selbst der Anschein der Liebe, wertlos war ohne das Vorhandensein einer wirklichen Neigung, als hätte er ein unverzeihliches Verbrechen dadurch begangen, daß er ein Wesen an sich kettete, dem er das nicht geben konnte, was er von ihm, sobald er es an sich kettete, zu fordern ein Recht hatte. Dann nannte er sich selbst einen Lügner, weil er Helenen gesagt und wiederholt hatte, daß er sie liebe, dann wurde ihm mit einem Male bange ums Herz und er glaubte, daß ein Bund, der auf Grund einer Unwahrheit geschlossen sei, keinen Bestand haben könne, wenn es ihm unmöglich sei, diese Unwahrheit nachträglich zur Wahrheit umzuwandeln. Dann ver-

suchte er sich selbst zu überreden, daß Helene die Krone aller Frauen sei, daß er solch ein Weib gar nicht verdiene, daß er sie anbeten müsse, daß er sie anbete, er übertrieb vor sich selbst ihre guten Eigenschaften bis ins Unendliche — umsonst, er mußte sich endlich gestehen, daß er selbst nicht glücklich sei, und daß seine Frau es nur sein könne, so lange sie die Wahrheit nicht zu ahnen vermöge; wie aber werde es ihm gelingen, den Riß, der unsichtbar sich zwischen beiden aufthat, auszufüllen oder zu überbrücken? Nur das Bewußtsein, daß er um seiner Familie willen dulde, daß seines Vaters und seiner Geschwister Glück sei, was sein Unglück ausmache, ließ ihn nicht ganz verzweifeln. Sein Schwiegervater, seine Gattin achteten ihn um der Liebe und Hilfe willen, die er den Seinen gewährte, besonders hoch, und Martin wußte, daß er ohne die Beisteuer der ersteren sie ihnen nicht gewähren könne. Allein seine bemitleidenswerte Lage, den Teuren nur so Gutes thun, die Pflicht der Dankbarkeit und Liebe gegen sie nur dadurch erfüllen zu können, daß er eine andere, die ihm vor seinem Gewissen und vor Gott eben so nahe stand, in eine Täuschung einwiegte, quälte ihn und machte ihm das Leben immer mehr und mehr zur Hölle.

Sein eigenes Haus fing an ihm unerträglich zu werden, er war nie in froherer Stimmung, als wenn er ihm den Rücken wenden durfte. Sein liebster Aufenthalt wurden jetzt die Gerichtssäle. Wenn er

aus den Sitzungen nach Haus zurückkehrte, so überlief ihn bei seinem Eintritt in die Wohnung ein leises Frösteln. Er speiste nun nicht selten auswärts und entschuldigte sich dann vor den Seinen mit dringenden Amtsgeschäften. Dieselben mußten in der letzten Zeit äußerst dringend geworden sein, denn bisweilen speiste er drei Mal in der Woche außer dem Hause. Im Familienkreise mundete ihm das Essen nicht mehr, er konnte keinen Bissen genießen, wenn er seine Gattin dabei vor Augen hatte, oft ließ er sich, wenn er zu Haus war, die Speisen in seinem Arbeitszimmer auftragen: er dürfe die Arbeit keinen Augenblick verlassen, war seine Entschuldigung. Das Kaffeehaus hatte er früher höchst selten und nie allein betreten, jetzt wurde er daselbst täglicher Nachmittagsgast, die Abende verbrachte er ohne Begleitung in Theatern, in Konzerten. Er sandte seine Frau in die Oper, riet ihr, sich nur recht zu amüsieren, erklärte, er könne sie nicht begleiten, da er in einen wissenschaftlichen Verein müsse, und begab sich dann selbst ins Schauspiel. Unter irgend einem Vorwande ließ er sein Bett aus dem Schlafzimmer in seine Arbeitsstube hinüber setzen, seine Gattin sollte nicht wissen, wann er oft des Nachts heimkehrte — es geschah nicht selten nach drei Uhr. Er blieb so oft und so lange als möglich von Hause fern, denn vor dem letzteren empfand er schließlich ein wahres Grauen, als ob der Eingang zur Hölle darin verborgen wäre, überall, selbst auf der Straße

bei strömendem Regen war ihm wohler als innerhalb seiner vier Wände. Seine Frau sprach er manchmal während ganzer Tage nicht, und diese Tage waren für ihn die froheſten, denn er begann seine arme, schuldlose Frau, die ihn liebte, glühend zu hassen. Einen Grund für diesen Haß vermochte er sich selbst nicht anzugeben, aber er konnte ihre Gestalt nicht sehen, ihre Stimme nicht hören, ohne daß seine Faust sich heimlich ballte und das Blut ihm in die Wangen stieg. Auch seine Familie vermied er, wo es nur anging, ohne in seiner Sorge für sie im geringsten nachzulassen. Sein einziger Wunsch war Beschäftigung, Zerstreuung, denn nur wenn er allein oder bei den Seinen war, empfand er seine unglückliche Lage. Er stürzte sich in die Arbeit; früher hatte er mehrere Substitute beschäftigt; jetzt entließ er diese und übernahm die Arbeit derselben noch zu der eigenen. Er vergrub sich beinahe in Aktenstücke. Man legte ihm das teilweise als Geiz aus. Allein nicht immer, besonders des Abends, war er in der Stimmung zu arbeiten, er suchte nach aufregenden Vergnügungen, in denen er alles um sich vergessen konnte, und fand solche auf Gebieten, die er besser nie betreten hätte.

Und Helene?

Ihr lächelte das Glück vollster Unwissenheit, das Beste, was einer Frau in dieser traurigen Lage widerfahren kann. Sie ahnte nichts von dem Seelen-

kampfe ihres Gatten, sie bewahrte ja noch immer die Versicherungen inniger, wahrer Liebe, die er ihr dereinst, in glücklichen Stunden gegeben hatte. Sie freute sich von Herzen darüber, daß die Praxis ihres Mannes von Tag zu Tag wuchs, denn stieg damit nicht auch sein Ruhm, sein Ansehen in der Hauptstadt? Und welche Frau wäre nicht von Herzen glücklich, wenn sie sich als die Gattin eines gefeierten, angesehenen Mannes weiß, auf den sie stolz zu sein ein Recht hat? Nur manchmal bat sie ihn, sich doch ja nicht zu überanstrengen, nicht für seinen Ruhm auf Kosten seiner Gesundheit zu sorgen, allein wenn er ihr kurz entgegnete, sie möge dies nur ihm überlassen, so schwieg sie alsbald in der Erkenntnis, daß ihr für die schwere Geistesarbeit des Gatten völlig das Verständnis mangele, daß sie kein Recht habe, ihm in dieser Richtung Ratschläge zu geben, und bemühte sich — ach, leider umsonst — ihm dafür sein Hauswesen so heimisch als möglich zu machen. Ab und zu fiel ihr des Mannes zerstreutes, mürrisches Wesen wohl auf, allein sie schob die Schuld auf augenblickliche Verdrießlichkeiten im Berufe. Wie hätte sie auf den Gedanken kommen sollen, daß ihm die Liebe fehle? Bewies er sie nicht den Seinen in so hohem Grade, verehrte sie ihn nicht gerade seiner kindlichen Dankbarkeit wegen so hoch? Es war eben kein girrender Seladon, kein schmachtender Romeo, sondern ein ernster, in der Schule des

Lebens gereifter Mann, der auch ein Herz voll Liebe besaß, nur daß er's nicht so offen zu Markte trug.

Papa Jürgens hatte sein Bankgeschäft von Breslau nach der Residenz verlegt, um mit den Seinen vereint leben zu können. Auch er war so gut wie blind. Und wenn er etwas zu ahnen schien, wenn er seiner Tochter seine Besorgnisse anvertraute, daß Martin seine Gattenpflicht wohl ein wenig vernachlässige, so eiferte Helene gewiß, dieselben zu zerstreuen und den Papa zu überzeugen, was er nur zu gern glaubte, daß Martin höchstens zeitweilig durch Mißumstände in seinem Beruf verstimmt sein könne, in welchen man ihm durchaus nicht hineinreden dürfe, da er schon öfters ihr gegenüber geäußert hätte, er wünschte nicht die Einmischung seines Weibchens in Dinge, die es nicht verstehe, und die er ihm so im Handumdrehen nicht klar machen könne.

Einer allein hielt die Augen offen und die Ohren gespitzt und sah mehr, als er sich merken ließ. Das war Herr Mayenberg. Er war natürlich auch die Seele des Geschäfts in der Residenz, ja er hielt die Fäden des Geschäfts fast ganz allein in der Hand, da Herr Jürgens sich mehr und mehr von demselben zurückzog, um sich gänzlich seiner lustigen Schwiegervaterschaft zu widmen, denn auf Mayenberg setzte er mit Grund das vollste Vertrauen. Dieser saß auf seinem ledernen Bock und schrieb und rechnete wie immer, doch in seinem Innern wälzte er große Gedanken. Er hatte

die Hoffnung, sich zum Herrn des Jürgenschen Hauses aufzuschwingen, keineswegs aufgegeben, im Gegenteil, er nährte sie eifriger als früher, sie war ihm zum festen Entschluß, zum Lebensziel geworden. Nur über die Mittel und Wege, dieses Ziel zu erreichen, konnte er vorläufig nicht mit sich einig werden, allein er vertraute auf den Zufall, auf das Glück. Inzwischen beobachtete er von seinem Bocke aus durch die scharfen Gläser seines Lorgnons alles, was in der Runde vorging, mit der größten Genauigkeit, und so konnte es nicht fehlen, daß er manches erspähte, was anderen verborgen blieb. Und wenn er des Abends, nach gethaner Arbeit, Erholung und Scherz in gewissen, nicht den besten Ruf genießenden Lokalen der Residenz suchte, so bemerkte er vielleicht verschiedene bekannte Gestalten, deren Anwesenheit an diesem Orte er sich nimmer hätte träumen lassen. — —

Eines Tages empfing Helene einen anonymen Brief. In demselben wurde ihr mitgeteilt, daß ihr Gemahl an jenen Abenden, welche er angeblich dem wissenschaftlichen Fachverein widmete, dessen Mitglied er war, in öffentlichen Lokalen des niedrigsten Ranges in durchaus unwürdiger Gesellschaft als Teilnehmer frivoler Vergnügungen zu finden sei, und daß er außerdem noch andere Orte besuche, wo er sich in nicht besserer Gesellschaft dem Laster des Spiels ergebe. Helene verlor, als sie den Brief zu Ende gelesen, für einen Augenblick alle Fassung. Solch

eine ruchlose Verleumdung wurde gegen den besten Mann auf der Erde gewagt! Sie glaubte natürlich kein Wort von ihr. Aber in dem Briefe standen die Lokale, Tage und Stunden seiner Anwesenheit, sogar die Namen der Personen, mit denen er Umgang pflegte, genau angegeben. Ein furchtbarer Zweifel bemächtigte sich ihrer plötzlich. Wenn es doch möglich wäre? Wenn er ihr treulos würde, wenn er zum Verbrecher an der Sitte, an der Heiligkeit der Ehe herabsank? Wie Schuppen begann es ihr mit einem Male von den Augen zu fallen, so manche kleine Eigentümlichkeit, so manches wunderliche Verhalten ihres Mannes in den letzten Wochen, über das sie arglos hinweggesehen hatte, fing sich ihr an zu erklären und Bedeutung zu gewinnen. Sie mußte sich Gewißheit verschaffen. Aber wie konnte sie das, allein, eine Frau ohne männliche Hilfe? Wie es gewöhnlich in solchen Fällen ergeht, verfiel sie auf die klarsten und einfachsten Wege nicht. Sie dachte nicht daran, den Brief einfach ihrem Gatten vorzulegen und aus seiner Miene Schuld oder Unschuld zu lesen, sie schämte sich, ihren Vater in das Geheimnis zu ziehen — und wandte sich endlich, nach langen Herzensqualen, an den Mann, den sie nun schon seit soviel Jahren als des höchsten Vertrauens wert kannte, an Mayenberg. Dieser, aufs höchste erschrocken, riet ihr lange und dringend von ihrem Vorhaben ab, suchte sie eifrig

zu überreden, das Ganze als ein Bubenstück zu betrachten und mit schweigender Verachtung zu bestrafen, und bestärkte sie auf diese Weise nur um so mehr in ihrem Vorsatz. Sie erklärte, Mayenberg nicht mehr achten zu wollen, wenn er ihr seine Hilfe versage, so daß er ihr schließlich wie gezwungen seine Unterstützung lieh. Am nächsten Abend, als Martin wieder dem Dienstmädchen den Auftrag erteilt hatte, zu melden, man möge ihn nicht zum Nachtessen erwarten, er müsse in den Verein, folgten ihm in einem Wagen zwei verkleidete und verhüllte Gestalten bis weit hinaus in eine der Vorstädte, und verschwanden nicht lange nach ihm in einem hell erleuchtetem Hause, aus dessen hinteren Räumen laute aber mißtönende Musik erschallte . . . . .

Es war schon spät, als Helene sich vor der Thür von ihrem Begleiter verabschiedete, die Uhr mochte wohl gegen zwei zeigen. Doch sie blieb, oben angelangt, angekleidet auf dem Sofa ihres Zimmers sitzen. Ab und zu ging sie auch wohl unruhig im Zimmer umher. Kein Schlaf hängte sich an ihre Augenlider, sie saß und lauschte. Endlich, der Morgen dämmerte bereits, vernahm sie Schritte auf der Treppe, die Flurthür wurde geöffnet, das Geräusch verlor sich am anderen Ende der Wohnung: der Herr des Hauses war müde und abgespannt zurückgekehrt. Halb ausgekleidet stand er vor dem Spiegel und betrachtete seine matten Züge, vor ihm auf dem Boden lag

eine leere Brieftasche, als Helene, ein Licht in der Hand, mit festem Schritte in sein Zimmer trat. Der Anblick eines Gespenstes hätte ihn in jenem Augenblick weniger erschreckt, als der seiner Frau.

Was in jener Stunde zwischen beiden Gatten verhandelt wurde, hat keine menschliche Seele außer ihnen vernommen, aber acht Tage später bildete das Stadtgespräch der Residenz in allen vornehmen und niederen Zirkeln die eingeleitete Scheidung des Rechtsanwalts von seiner jungen Gattin. — —

Nach ihrer Vollziehung — sie erfolgte auf Grund beiderseitiger, unüberwindlicher Abneigung — verlegte Martin seinen Wohnsitz von Berlin fort nach der zweitgrößten Stadt des Landes. Es duldete ihn nicht mehr auf dem verhaßten Pflaster, zwischen jenen Häusern, die sein Unglück geschaut hatten. In Breslau war gerade ein alter, sehr bekannter und beliebter Sachwalter gestorben, und es gelang ihm, einen Teil der Praxis desselben zu gewinnen. Die Gesellschaft jener Stadt hatte sein Erscheinen anfangs mit Mißtrauen betrachtet, denn sie erwartete nicht eben viel Gutes von ihm, allein schon nach wenigen Monaten dachte sie anders über ihn. Mehrere glücklich geführte Prozesse hatten entschieden, sie verschafften ihm den Ruf eines schneidigen und gewiegten Advokaten, und es galt bald in der ganzen Stadt für stillschweigendes Übereinkommen, in großen und schwierigen Angelegenheiten nur den Rat Martins ein-

zuholen. Die Gesellschaft vergißt ja den begangenen Fehler eines einzelnen leicht und schnell, wenn dieser durch Tüchtigkeit im Beruf und gutes Verhalten das seinige dazu beiträgt, ihn vergessen zu machen, und besonders war dies hier der Fall, wo Martins Fehler gar nicht klar lag, sondern alles, was man darüber wußte, sich nur auf vage Gerüchte beschränkte. Denn Helene hatte Mayenberg das Ehrenwort abgenommen, über die Vorgänge jener Nacht strengstes Stillschweigen zu bewahren. Martins Praxis wuchs von Tag zu Tag, die Akten häuften sich in seinem Bureau zu bedenklicher Höhe, kaum konnte er die Masse der Arbeit bewältigen. Es that freilich Not, daß er Tag und Nacht über der Arbeit saß, denn er war ja jetzt ganz allein auf die Erwerbskraft seines Geistes angewiesen, neun Menschen hatten von ihr zu leben. Martin hatte seine Familie mit hinüber nach Breslau genommen, und das bescheidene, wohlbedachte Betragen derselben trug nicht wenig zur Erhöhung der allgemeinen Achtung bei. Man schätzte ihn um seines Fleißes und der Liebe und Sorge willen, die er den Seinen widmete, hoch.

Er hatte aber auch noch nie mit solchem Eifer und solcher Hingabe gearbeitet, als in dieser Zeit. Er fühlte sich wie einer, der jahrelang im düstern, feuchten Kerker hatte schmachten müssen und nun plötzlich befreit und dem warmen Sonnenlichte wiedergegeben war. Sein Geist ward frisch und hell, wie

neugeboren atmete er auf. Er war nun kein Sklave mehr, sondern sein eigener Herr! Seine Berufsthätigkeit war ihm jetzt alles, er empfand niemals das geringste Bedürfnis nach Zerstreuungen oder Vergnügungen. Nur die Liebe für die Seinen hatte noch Raum in seiner Seele, ihnen schenkte er jede freie Minute, seinen alten kränkelnden Vater zu trösten, seine jüngeren Geschwister zu unterweisen, zu belehren. Mit nur wenigen pflog er engeren Verkehr, und diese wußten in den übrigen Kreisen der Stadt nicht genug von der Harmonie zu berichten, welche innerhalb der ganzen Familie herrschte.

Helene lebte unter dem Schutze ihres Vaters in der Residenz. Es war zwar ursprünglich von einer Rückverlegung des Geschäfts nach Breslau die Rede gewesen, allein als Mayenberg Herrn Jürgens darlegte, welch üblen Eindruck dies hervorrufen würde, ließ man den Plan fallen. Die junge Frau blieb unverändert wie sie vordem gewesen: einfach, bescheiden, zurückhaltend, liebenswürdig. Mit feinem Takte wählte sie sich ihren Verkehr, ihre Kleidung, ihre Vergnügungen. Sie ging nur mit älteren, verheirateten Damen um, trug stets moderne, nie auffallende Kostüme, deren Farben die Mitte zwischen hell und dunkel hielten, und besuchte die Oper, das Schauspiel, nie die Operette oder die Posse. Mit keinem Worte erwähnte sie, aller Anspielungen Anderer ungeachtet, ihrer Ehe, es war, als ob sie nie ver-

wählt gewesen oder es noch sei, als wäre nicht das Geringste vorgefallen, oder das Vorgefallene ein alltägliches Ereignis, über das man nicht erst Worte verliert. Mit ihrem Vater dagegen war eine große Veränderung vorgegangen. Herr Jürgens wurde mürrisch, einsilbig, das Leben machte ihm keine Freude mehr. Selten verließ er sein Zimmer, und er, der nie in seinem Leben der Hilfe eines Arztes bedurft hatte, begann zu kränkeln; um das Geschäft bekümmerte er sich fast gar nicht mehr, Mayenberg waltete daselbst vollkommen selbständig, und zwar nicht zum Schaden desselben, denn die Kassenabschlüsse wurden von Monat zu Monat günstiger. Der Disponent wurde jetzt fast wie ein Verwandter des Hauses betrachtet, er speiste am Jürgens'schen Familientisch, sein Rat wurde selbst in allen zweifelhaften Privatangelegenheiten eingeholt, und fast immer trug seine Befolgung gute Früchte. Er war ein weltgewandter und kluger Mann, und Herr Jürgens schätzte ihn unendlich. So beschloß er denn eines Tages, ungefähr ein und ein halbes Jahr nach der Trennung der Gatten, im Bewußtsein seiner Unentbehrlichkeit, einen entscheidenden Schritt zu wagen. Er hatte ihn vorbereitet, indem er schon öfter von seinem sehnlichen Wunsche, sich selbständig zu machen, von seinem Austritt aus dem Jürgens'schen Hause gesprochen, was stets den lebhaftesten Protest des Bankiers und seiner Tochter hervorgerufen hatte.

Auch an jenem Tage — man saß eben beim Mittagsmahl — sprach er wieder davon. Herr Jürgens, der sich gerade heute von einem mehrtägigen Krankenlager erhoben, entgegnete: „Sie haben Recht, Herr Mayenberg, es wäre unverantwortlich von mir, Ihrem ferneren Glück, das Ihnen bei Ihrer hohen Einsicht nicht fehlen kann, im Wege zu sein, ich bin überdies ein Greis, besitze keinen Sohn — es ist mein Wille, das Resultat langer Überlegung — zum Jahresschluß mein Geschäft aufzulösen." Diese Situation benutzte Mayenberg, sprach von dem Aufsehen, das dieser Schritt in der Börsenwelt machen werde, von den Geschäftsehren, von dem Verwachsen seiner Person mit der Firma, vom Trennungsschmerze und . . . hielt um Helenens Hand an. Eine Pause des größten Staunens erfolgte. Jürgens faßte sich zuerst, indem er entgegnete, dieser Antrag sei so überraschend als ehrenvoll, er achte Mayenberg als Sprößling einer guten Familie, als fleißigen und klugen Kaufmann und Menschen sehr hoch, er würde erfreut sein, ihn Sohn zu nennen, allein die Entscheidung in dieser Frage stehe nur Helenen selbst zu, er möge ihr einige Tage Bedenkzeit lassen, dann werde sie sich gewiß entscheiden. Helene, deren Blicke bis dahin wie am Boden festgebohrt geblieben waren, stand auf. Nicht das geringste Leben lag in ihrer Stimme, als sie jetzt, Mayenberg voll ins Antlitz blickend, erklärte: „Mein Herr, ich schätze und ehre

Sie um nichts minder, als mein Vater, ich bin stolz darauf, an einem Tisch mit Ihnen zu speisen, für Ihr Vertrauen danke ich Ihnen von ganzer Seele, aber niemals kann ich die Ihre werden.“ Sie verbeugte sich und ging hinaus. Der Ton, in dem sie gesprochen, schlug jeden Zweifel, sie könnte sich vielleicht in Zukunft noch anders besinnen, zu Boden. Jürgens schüttelte das Haupt, Mayenberg entfernte sich, indem er erklärte, der Vorfall solle nicht den geringsten Einfluß auf ihr gegenseitiges Verhalten haben, er möge ihn als nicht geschehen betrachtet werden, nach wie vor wolle er seine Dienste, seine ganze Kraft der Firma widmen, am Schluß des nächsten Jahres aber von derselben scheiden, um sich selbstständig zu machen.

Er hielt sein Wort, Helenens abschlägige Antwort weder ihr, noch ihrem Vater nachtragen zu wollen, er arbeitete so fleißig und umsichtig, wie zuvor zum Nutzen der Beiden, selbst der plötzliche Tod seiner Mutter, der einzigen Verwandten, welche er besaß, konnte ihn nur für wenige Tage dem Geschäft entziehen, und so rechtfertigte er das Vertrauen, welches der kränkelnde Jürgens ihm schenkte, indem er sich überhaupt nicht mehr um den Gang der Dinge bekümmerte, in vollem Maße.

Aber das nächste Jahr war noch nicht zu Ende gegangen, als Martin in einer Berliner Zeitung die folgende Notiz las, die ihn durch und durch

erschütterte: „Es scheint wirklich, daß gewisse Gattungen von Verbrechen die Eigenschaft haben, epidemisch zu wirken. Schon wieder müssen wir Meldung von einem ungetreuen, flüchtigen Beamten machen. Der Disponent des hiesigen, allgemein geachteten Bankhauses Jürgens Söhne ist gestern spurlos verschwunden. Wie sofort angestellte Recherchen ergaben, hat derselbe fast den ganzen Effektivbestand der Firma, zwischen zwei und drei Millionen Mark, unterschlagen. Es war ihm dies ein Leichtes, da er das unumschränkte Vertrauen seines kranken Chefs genoß. Die Verfolgung des Flüchtlings ist sofort eingeleitet, man glaubt seine Spnr entdeckt zu haben. Wie wir vernehmen, ging der Flüchtling ursprünglich mit der Absicht um, Ende dieses Jahres das Jürgens'sche Haus zu verlassen und sich selbst zu etablieren. Nun hat er den mühelosen betrügerischen Raub eines großen Vermögens dem ehrlichen, langsamen, schweren Erwerb eines solchen vorgezogen."

Mayenberg, der treue, redliche Mayenberg, ein Dieb, Jürgens und Helene ihres gesamten Vermögens beraubt, vielleicht am Bettelstabe! Wie ein elektrischer Schlag durchzuckte es Martin. Er hatte bis dahin fast ängstlich vermieden, Helenens zu gedenken, jene Epoche sollte ausgetilgt sein auch in seinem Gedächtnis. Jetzt trat die Vergangenheit mit einem Male wieder in voller Klarheit vor seine Seele. Sie, die er schon so tief gekränkt, der er ihr kostbarstes,

ihre Jugend, geraubt hatte, an der er so unverantwortlich gehandelt, nun auch noch durch fremde Schurkerei im Elend! Wie sollte sie, ein alleinstehendes Weib, niemanden zur Seite, als einen kranken Vater, dies ertragen, sich aus der Verwirrung der Verhältnisse, in die gewiß alles geraten war, befreien? Und wie wuchs seine Teilnahme, sein Mitleid, als er nun gar am folgenden Tage in derselben Zeitung las, daß den Bankier, in Folge des Schreckens über das einstürmende Unglück ein Schlaganfall getroffen habe, daß man für sein Leben fürchte! Sein einziger Gedanke war: was wird Helene thun, wie kann sie dies ertragen, dies überwinden? Nie stand ihr Bild deutlicher vor seiner Seele, nie ward ihm, welch Leid er ihr zugefügt, klarer als damals. In seiner Brust tobte es mächtig. Ein schneller Entschluß, ein guter Gedanke! dachte er, übertrug die dringendsten Amtsgeschäfte einem Substituten und reiste nach Berlin.

Da stand er nun vor dem Hause, in welchem Helene wohnte, da schaute er hinauf zu den verhangenen Fenstern, hinter denen er so oft gesessen und sein Leben verwünscht und auf Mittel gesonnen hatte, seine Gattin zu hintergehen! Dreimal schritt er die Treppen hinauf und dreimal kehrte er, auf demselben Absatz angelangt, wieder um. Endlich überwand er sich und betrat die Wohnung. Welch ein Wiedersehen war das zwischen den Beiden! Kein

Wort über das Vergangene ward gewechselt, Martin erklärte nur, er habe von dem Unglück vernommen, das sie betroffen, er biete ihr seine Dienste an, die Verwirrung der geschäftlichen Verhältnisse zu lösen, er mache sich anheischig, um die Ehre der Firma zu retten, den Ausbruch des offenen Konkurses zu verhindern. Helene schwankte lange stillschweigend, ob sie seine Hilfe annehmen dürfe. Martin erriet, was in ihr vorging. „Denken Sie an Ihren Vater, gnädige Frau," sagte er laut, und leise, kaum hörbar, fügte er hinzu, „und an die Ehre des Hauses." Da blickte sie ihm lange, wohl fünf Minuten — ihm dünkten sie eine Ewigkeit — ins Auge, und als er ihren Blick aushielt, verneigte sie sich vor ihm und sagte nichts als „Nun gut!" Es war entschieden, er hatte erreicht, was er wollte er, durfte für sie kämpfen, sie retten. Hoch schwoll ihm die Brust, als er jetzt die Treppen wieder hinabstieg. Wie ein Triumphator durchschritt er die Straßen, denn in sein Herz hatte sich noch ein Anderes eingeschlichen, als die bloße Freude, für Helene thätig sein zu dürfen, ihm war's, als hätte er in ihren Augen, im Ton ihrer Stimme, ja in ihrer Erlaubnis selbst noch mehr gelesen, als bloßes Sichergeben in das Schicksal und Zutrauen zu seinen Fähigkeiten.

Wer hätte glauben können, daß Martins Energie und Arbeitsamkeit noch eine Steigerung ertragen könnten? Schien er doch früher schon das Möglichste

darin geleistet zu haben! Und doch war es der Fall. Die großen, wichtigen Prozesse in Breslau durfte er unmöglich seinen Substituten überlassen, seine Auftraggeber verlangten, daß er sie selbst führe, und er durfte sie nicht zurückweisen, denn er mußte ja selbst leben, mußte seine Familie erhalten. Die ältesten Geschwister waren allerdings schon in der Lage, fast völlig für sich zu sorgen, und dies war ihm eine große, erleichternde Hilfe. Allein es war noch immer genug, was von ihm gefordert wurde. Die Arbeit wuchs ins Unendliche, denn Mayenberg hatte mit teuflischer Fertigkeit die Geschäftsbücher so in Unordnung zu bringen verstanden, daß es eine Herkulesarbeit war, aus denselben heraus ein klares Bild der Lage der Firma zu gewinnen. Täglich meldeten sich neue Gläubiger mit oft sehr zweifelhaften Ansprüchen. Dazu kam, daß Martin zwar in seiner Berufsthätigkeit sich einen großen Überblick über die Formen des Bank- und Geschäftsverkehrs erworben hatte, daß ihm jedoch noch manche Einzelheiten desselben nicht klar waren, so daß er sie sich erst durch eingehende Studien aneignen mußte. Und er setzte seinen Stolz darin, nicht die geringste fremde Beihülfe in Anspruch zu nehmen, sondern die Regelung der Verhältnisse ganz allein durchzuführen. So geschah es, daß Martin in dieser Zeit sich fortwährend zwischen den beiden Städten unterwegs befand, daß er bisweilen viermal während

einer Woche seine Nachtruhe im Eisenbahnwagen hielt, von den übrigen drei Nächten aber höchstens zwei Stunden dem Schlaf opferte. Auf der Fahrt, im Gehen und Stehen, während der notwendigen Mahlzeiten, unterbrach er seine Arbeit keinen Augenblick.

Mit Helenen traf er in den ersten Wochen fast nie zusammen, und das war ihm recht lieb. Sie saß am Schmerzenslager ihres Vaters und pflegte ihn mit der zärtlichsten Hingebung. Oft mußte sie der Arzt gewaltsam von dem Lager entfernen und zur Ruhe zwingen. Wenn der joviale Mann wohl bisweilen von selbst von Martins wunderbarem Fleiß, seiner beispiellosen Aufopferung zu reden begann, so entgegnete sie weiter nichts als: „Nun also, und ich soll unthätig sein?!“ Nicht das geringste Zeichen innerer Bewegung ließ sie hervorblicken, dennoch merkte der feinsinnige Menschenkenner wohl, daß sie mit Gewalt nicht selten eine Thräne zurückhalte. Endlich war die eigentliche Gefahr für Jürgens vorüber, Helene war entbehrlich, ihre Dienste konnte recht wohl eine angenommene Krankenpflegerin verrichten. Eines Tages erschien sie zum größten Erstaunen Martins im Kontor. „Da oben entläßt man mich,“ sagte sie ruhig, „ich bitte, beschäftigen Sie mich hier, ich will Ihnen die leichtere Arbeit, soweit ich es verstehe, abnehmen.“ Solche Hilfe ließ sich Martin gern gefallen. Von jetzt an

arbeiteten sie Beide gemeinschaftlich, zuerst an verschiedenen Tischen des Zimmers, später an einem Pult. Helene fertigte die Register an, sie besorgte die Auszüge und Eintragungen aus dem Konzept in die Reinschrift. Mit überraschender Leichtigkeit, wie es eben nur eine Frau vermag, fand sie sich in die ungewohnte Thätigkeit. In der ersten Zeit wurde kein Wort zwischen ihnen gewechselt, Martin legte ihr die Arbeit auf ihren Platz, sie gab sie zurück und erwartete neue, sobald sie mit derselben zu Ende war. Allein bald bedurfte sie hier einer Aufklärung, da eines Rates, dann fragte Martin wieder einmal nach dem Befinden ihres Vaters, und sie mußte Auskunft erteilen und sich nach den Verhältnissen seiner Familie erkundigen. So entwickelte sich allmählich ein engerer Verkehr in freundschaftlicher Weise zwischen ihnen, aber nie ging das Gespräch über die Interessen des Augenblicks hinaus; die Vergangenheit zu berühren, vermieden sie fast ängstlich. Und doch war Martin so oft nahe daran, vor ihr aufs Knie zu sinken und um Vergebung für alles einst Geschehene zu bitten, gleich als könne er erst dann das verlorene innere Gleichgewicht wieder finden; und doch war sie ihm während seiner ganzen Ehe nie so schön erschienen, als gegenwärtig in ihrer stillen Trauer, und nie hatte er so lebhaft das Bedürfnis empfunden, ihr zu sagen, daß er sie schön und gut finde, als eben jetzt. Nur ihre kalten

klaren, ruhigen Blicke verhinderten stets den Ausbruch seiner Empfindungen.

Endlich, nach mehrmonatlichen aufreibenden Mühen, war es ihm gelungen, ein vollständiges, genaues Verzeichnis der Außenstände, des Baarvermögens und der Schulden aufzustellen, und da ergab es sich, daß jene beiden gerade zur Begleichung der letzteren hinreichten, daß aber alsdann für Jürgens und seine Tochter auch nichts mehr übrig bliebe. Als er ihr dies Resultat verkündete und klarlegte und hinzufügte, seine Arbeit sei gethan, darum wolle er nunmehr gehen, sah er eine Blässe ihr Antlitz überziehen. Sie hatte vielleicht doch noch geglaubt, sich ein kleines Vermögen retten zu können, von dem sie mit ihrem Vater zu leben vermochte. Oder hatte jenes Erblassen eine andere Ursache? Er nahm den Moment wahr und sprach aus, was schon so lange in seinem Busen wogte und Ausdruck begehrte. Zum erstenmal nannte er sie wie einstens „Du" und schloß mit der Frage, ob sie nun seine Armut mit ihm teilen, ob sie ihm ihre Liebe geben und wieder sein Weib werden wolle? Und als sie nichts entgegnete, sondern die hervorstürzenden Thränen mit der Hand verbergend sich umwandte und nach der Thür wankte, da wußte er, wie es stände, stürzte ihr nach und fing die Ohnmächtige in seinen Armen auf und rief sie mit seinen Küssen ins Leben zurück. — — —

Der Frühling kam, und er brachte ihnen neue Liebe, neues Glück. Es war ein bescheidener Haushalt, den er seiner Gattin bereitete, denn seine Arbeit, mußte für noch gar Viele Brot schaffen. Allein er hätte ihn mit keinem fürstlichen Hoflager vertauscht die Liebe seiner Helene machte ihm denselben zum Paradies. So sehr sie sich einschränkten, konnten sie es sich doch nicht abringen, den süßen Lockungen der Rosen und der Nachtigallen, die draußen blühten und sangen, nicht für wenige Tage zu folgen. Sie unternahmen einen kleinen Ausflug nach dem herrlichen, im jungen Grün prangenden Harz. Da standen sie oben auf den Klippen der Roßtrappe, der Abend zog herauf, und unten im Bodekessel grauten die Nebel. Und dort gestand Helene ihrem Martin, daß sie ihn geliebt hätte, vom ersten Tage an, als sie ihn gesehen, und ihm nur deswegen nicht zu verzeihen vermocht, als er sie damals so schwer gekränkt hatte, weil sie es nicht verwinden gekonnt, daß er ihre Neigung so schwer getäuscht. Weil sie ihn noch immer liebte, auch nach der Trennung, weil sie unaufhörlich seiner gedacht, und stets sein Bild im Herzen getragen, hatte sie Mayenbergs Werbung zurückgewiesen. —

Als sie nach ihrem Wohnort heimgekehrt waren, trat ihnen Martins Vater schon auf der Treppe entgegen. „Ein Geheimnis, ein Geheimnis,“ flüsterte er lächelnd, und schaute sich vorsichtig um. „Ihr

sollt's eigentlich noch nicht erfahren, Jürgens will Euch damit heut Abend überraschen, aber mir drückt's das Herz ab. Sie haben Mayenberg in Sidney gefaßt und die Hälfte des Raubes noch bei ihm gefunden!"

Das war denn freilich ein gar willkommenes Geheimnis. Aber als die Gatten des Nachts in ihrem Zimmer sich davon unterhielten, sagte Helene, schamhaft den Blick zu Boden schlagend, daß sie doch vielleicht noch ein besseres und willkommeneres für ihn habe. Was für eines wollte sie ihm jedoch trotz all seines schelmischen Drängens nicht mitteilen. — —

Die Visitenkarte.

Novellette

(1888.)

Man war beim Sekt.

Die Tafel hinunter, in ihrer vollen Länge, überall klappernde Bestecke, klingende Gläser, Köpfe, auf deren Wangen der Geist des Weines rote Rosen zu malen begann, ein Durcheinanderschreien von hundert Stimmen, deren jede immer lauter und lauter anschwoll, um durch das allgemeine Geräusch an das Ohr ihrer Bestimmung zu gelangen; herüber und hinüber flatternde Worte, Ausrufe, Sätze, die sich über der Tafel begegneten und bemüht schienen, einander auszuweichen, und die sich bei näherer Betrachtung als Bruchstücke freier, derber und frivoler Scherze enthüllten, wie sie in einer Herrengesellschaft auftauchen, verschwinden, um so dreister wiederkommen, je weiter das Mahl

fortschreitet, und schließlich, wenn der sprudelnde Sekt die Alleinherrschaft angetreten, den Ernst und den ruhigen Meinungsaustausch vollständig verdrängen. Schon wirbelte hier und da das dünne, blaugraue Wölkchen einer in Brand gesteckten Havanna auf, dessen schwebende Ringe das goldene Glühlicht mit feinen Reflexen zu durchzittern schien, das seinen ruhigen, festlichen Glanz gelassen über die in den Schalen aufgehäuften Früchte warf, die gefüllten Schüsseln, die funkelnden Flaschen, die tausend Näschereien, welche den Schluß eines Festmahles bilden, und das mit seinem stetigen Glanz in breiten Wellen durch alle Räume des Klubs flutete. Hier rückte man schon die Stühle, dort lehnte man sich behaglich mit dumpfen Lauten sinnlicher Befriedigung in die Sessel zurück; und überall lachende Gesichter, gemütlicher Übermut, die Behaglichkeit der Verdauung, und ein gewisses nervöses Kribbeln in den Fingerspitzen, welche schon ungeduldig nach der elektrischen Berührung der feinen, glatten Kartenblätter zu verlangen schienen.

„Nein, nein!“ sagte der Herr mit dem schönen schwarzen Vollbart, der zu meiner Linken saß, — seinen Namen kannte ich nicht: er war ein Gast, zum erstenmal im Klub anwesend, und wer hätte je bei der gegenseitigen Vorstellung einen Namen deutlich verstanden? — „nein, ich versichere Sie, in unseren deutschen Seebädern ist nichts zu holen. Männlein und Weiblein eine halbe Meile getrennt — ich bitte

Sie, was ist das für ein Vergnügen? Das ist etwas für Predigerstöchter! Ich war einmal vor ein paar Jahren in Norderney — nicht acht Tage habe ich's ausgehalten. Nein, wenn ich mich amüssieren will, so gehe ich nach Ostende oder nach Trouville, dort erlebt man wenigstens etwas. Da giebt es Weiber, sage ich Ihnen, Pariserinnen . . . o! . . . aber in unsern deutschen Bädern — Frau Medizinalrätin Schulze mit blonder Tochter, die bei jedem Worte züchtig errötet, das ein Herr an sie richtet. — Frau Kommerzienrätin Cohn mit Tochter, deren Gesichtserker das Zeug zu drei normalen Nasen enthält. — Meine Frau, ja, natürlich, die schicke ich nach Norderney . . . zu meiner Erholung — dort klatscht sie sich für das ganze Jahr aus . . ."

„Ich glaube, Sie sehen doch zu schwarz, mein Herr," nahm mein Freund Gilzingen das Wort, welcher dem Sprecher gegenüber saß. „Das ist nur traditionelles Vorurteil. Auch in unseren deutschen Seebädern kann man sich vortrefflich unterhalten, es kommt nur darauf an, wie amüsabel man ist. Glauben Sie mir, Raum ist in dem kleinsten Strandkorb für ein glücklich liebend Paar. Und in demselben Norderney, das Sie als so philiströs verketzern, habe ich Abenteuer erlebt . . ."

Mir begann bange zu werden! ich wußte, wenn Gilzingen Sekt getrunken hatte, so bekam er das Erzählungsfieber, und die geheimsten Akten seines Privat-

archivs, zehnfach mit rosa Seidenbändchen verschnürt, waren ihm dann nicht mehr heilig. Ich suchte unter dem Tische mit meinem Fuße den seinen zu treffen, doch er beachtete die Warnung nicht und fuhr fort: „Da war in diesem Herbst ein junges Weibchen zur Kur da . . . ach, Nervosität, nichts weiter, die Krankheit aller Frauen . . . die hätte ich Ihnen in Trouville gewünscht — ich glaube nicht, daß eine Ihrer Französinnen mehr Chic hatte! Diese Taille . . . eine Wespe . . . Händchen, wie die eines Kindes, und konnten doch so kräftig und innig drücken! Und ihr Geist . . . nie habe ich mit einer Dame so entzückend geplaudert: über Alles was Sie wollen, die Gesellschaft, die Theater, und vor allem . . . Sie verstehen mich! . . . Und dabei eine Dame aus der besten Gesellschaft . . . eine Frau von Bredow . . . aus der Voßstraße . . . Ach, diese herrlichen Promenaden des Abends beim Mondenschein am halbdunklen Strande, an den das Meer brandete! Lippe an Hand, und die Finger sich in einander verflechtend . . . o, ich zweifle gar nicht, noch drei Tage und der Sieg war mein . . . da rief sie ein Ukas ihres Gatten auf der Stelle nach Berlin zurück . . . ihres Tyrannen Alexis I., wie sie ihn immer nannte . . . O, ich will Ihnen von einer Segelpartie erzählen . . . das war eine unvergeßliche Szene . . .“

„Verzeihung, mein Herr,“ unterbrach jetzt der mit dem schwarzen Vollbart mit verbindlichem Lächeln,

wohl auch selbst ein wenig angeheitert, „werden Sie es mir nicht verübeln, wenn ich vorschlage, ein anderes Gesprächsthema zu wählen? . . . dieses — es ist mir aus gewissen persönlichen Gründen peinlich, die Sie nicht interessieren werden . . .“

Einer so höflich vorgebrachten Bitte gegenüber wäre Weigerung Ungezogenheit gewesen. Vielleicht ein weitläufiger Bekannter dieser Frau von Bredow, der am Ende selbst einmal . . .! Also man sprach vom eben beendeten Diner, vom Wetter, von inneren Klubangelegenheiten, von den bevorstehenden Bällen; aber wie das nun in solchen Fällen geht, in denen man ein bestimmtes Gespräch vermeiden will — noch bevor eine Viertelstunde vergangen, waren wir, ohne es nur zu bemerken, gerade wieder bei den Vorzügen der Seebäder und ihren Besuchern angelangt, und Gilzingen, der inzwischen noch eine Flasche Sekt geleert, — er verträgt nichts, der Arme! — fing von neuem an zu renommieren.

„Glauben Sie nicht, daß die Geschichte, die ich vorhin erzählte, mein einziges Abenteuer diesen Herbst in Norderney war. Ich war überhaupt der Löwe der Saison. Da hatte ich zum Beispiel, als die Frau von Bredow abgereist war, eine andere, noch viel pikantere Sache. Das war ein kleiner, entzückender Schwarzkopf . . . kurz frisiert, à la Titus, mit reizendem Stumpfnäschen . . . volle Formen, ohne Üppigkeit . . . hatte sich in die Kurliste eingetragen

als Frau von Damiani aus Berlin . . . na, Kundige wollten wissen, sie sei eigentlich eine Tänzerin vom Opernhaus und die Geliebte eines verheirateten Kavaliers, den sie ein fürchterliches Geld koste . . . bah, was ging's mich an? ich schlängelte mich heran und behandelte sie natürlich als Frau von Damiani, als grande dame . . . das wirkt ja am meisten bei ces dames . . . Natürlich Promenaden und Segelfahrten bei Mondschein, Spazierritte nach dem Leuchtturm, Ausflüge nach Borkum, Picknicks in den Dünen, kurz das ganze Programm . . . Nun, der Tapferkeit ward ihr Lohn, die Kleine gab ihre Sprödigkeit, die sie anfangs so tapfer bewahrte, Grad um Grad auf, und eines Tages . . ." und Gilzingen spitzte den Mund und sang mit süßlicher Miene lächelnd die Operettenmelodie vor sich hin:

„Erst ein Kuß, dann ein . . . dulie . . . dulie . . . noch ein Kuß . . ."

Das Antlitz des Herrn mit dem schwarzen Vollbart hatte sich immer mehr verfinstert. Jetzt unterbrach er mit schneidender Schärfe: „Mein Herr, ich ersuche Sie, Ihre Worte zurückzunehmen. Bei gewissen delikaten Beziehungen, in welchen ich zu dieser Dame stehe, kann es mir nicht gleichgültig sein, über sie in einer Weise sprechen zu hören, welche den Thatsachen unmöglich entsprechen kann . . ."

Betreten schauten wir uns an, Gilzingen, ich und die Nachbarn — diese Wendung hatte niemand

erwartet. Wer wird etwas tragisch nehmen, was man beim Sekt schwatzt! Gilzingen riß die Augen auf und richtete sie auf den Mann mit dem schwarzen Vollbart, der ihn fest und bestimmt anblickte. Sein Räuschchen war im Nu verflogen. „Ich bedaure sehr, nichts zurücknehmen zu können, da ich gewohnt bin, für alles was ich spreche, persönlich einzutreten, und müßte jeden Zweifel an meiner Wahrheitsliebe als eine Mißachtung betrachten.“

„Und ich wiederhole, Ihre Erzählung kann nicht der Wahrheit entsprechen. Ich . . . kenne jene Dame zu gut . . .“

„Noch einmal, ich bedaure, nichts zurücknehmen zu können —“

„Wie es Ihnen beliebt, hier ist meine Karte! Ich bitte um die Ihre!“

Gilzingen reichte die seine, und mit den Worten: „Ich werde mir erlauben, Ihnen morgen früh um elf Uhr meine Zeugen zu senden,“ entfernte sich der Herr mit dem schwarzen Vollbart, sich kavaliermäßig von uns verabschiedend.

Wir umringten Gilzingen. „Siehst Du, alter Junge,“ rief ich ihm zu, „das ist Dir ganz recht. Der hat Dir das Renommieren gründlich besorgt! Schwatze andermal nicht über Frauen, über welche Du Dich nicht genau unterrichtet hast! Ein schneidiger Kerl, dieser Herr von Damiani!“

„Damiani? Damiani? Wie so?“

„Nun, er ist doch der Gatte der beleidigten Dame, welche Du als Tänzerin und femme soutenue hingestellt hast! Es war eine echte Frau von Damiani! Wie leicht hätte es Dir vorhin bei der Bredow ebenso gehen können! Laß Dir die Damiani wenigstens eine Lehre für die Zukunft sein!"

In der Aufregung des Augenblicks schien Gilzingen ganz vergessen zu haben, auf die Karte seines Gegners einen Blick zu werfen. Jetzt that er es, und seine Augen wurden größer; er starrte auf das Papier als wolle er sich überzeugen, ob er auch recht gelesen; das Blut stieg ihm in die Wangen.

„Wer ist er eigentlich, dieser Herr von Damiani?" fragte ich. „Zeig' doch einmal her!"

Wortlos reichte mir Gilzingen die Karte.

Es war ein kleines, starkes Blatt von mattglänzendem Elfenbeinpapier, das sich ein wenig rauh anfühlte. Mit gotischen Buchstaben stand darauf

Alexis von Bredow

Berlin. Voßstr. 19 I.

Der Polier.

Novellette.

(1890.)

„. . . Na, Vater Wutke . . . schmeckt't? . . .“

Der Angeredete hob den Blechlöffel, auf dem ein großer Klumpen eines sonderbaren Gemenges von sauren Kartoffeln, Reis und Fleischstücken zitterte, bedächtig zum Munde, schlang die dampfende Speise mit Wollust hinunter, schielte darauf in den irdenen, länglichen Topf, um die Menge des noch Vorhandenen zu ergründen, blickte dann erst langsam zu dem Sprecher empor und sagte schmatzend und sich behaglich mit der schwieligen, kalkbetupften Hand die Mundwinkel auswischend: „Und ob!“

„Des globe ick,“ fuhr der Maurer Menzel fort, indem er seltsam listig mit den Augen zwinkerte, „wenn man so 'ne Köchin hat . . . allen Respekt!

. . . des würde mir ooch besser jefallen, als immer und ewig des olle Fressen aus der Destille, die Breipappe, die eenen den Magen verkleistert."

Wuttke lachte. „Ja . . . Gott . . . Menzel . . . Des hängt doch man bloß von Ihnen ab . . heiraten Se doch . . ." sagte er, während er eine neue Portion zerkaute.

Menzel warf ihm einen stechenden Blick zu und wiegte sich auf den Absätzen: „Hängt von mir ab . . . des schon . . . ick möchte ooch . . . et jeht man nicht immer so . . . Sie wissen ja, die Weiber sind manchmal zu blödsinnig . . . setzen sich Mucken in den Kopp . . . Ihre Minna führt Ihnen so janz alleene die Wirtschaft . . . wat?" . . .

„Ja, natürlich . . . ach, ick sage Ihnen, det Mädchen . . . so was giebts gar nich wieder . . . Wo is sie denn? . . . Minna . . . he, Minneken . . ."

„Ich gloobe, sie erweist den Herrn Polier die Ehre . . . sie reden ooch über Wirtschaftsführung . . . da hinten, neben dem Baubureau . . . da is man ganz ungestört . . ."

„Wat? mit dem Polier, dem Windhund, dem zweifelhaften Parteijenossen? Habe ick ihr nicht ausdrücklich verboten? . . . Na warte, dir will ick . ." Er hatte seine Mahlzeit beendet, setzte den Topf zur Seite und schlüpfte davon, vorüber an den halbvollendeten Rohmauern des Neubaues, welche aus der Erde wuchsen, an den Kellerräumen, welche

hohl und offen gähnten, an den Kalkgruben und Sandhaufen, vor denen die ausgespannten Drahtsiebe standen. Die Stille der Mittagsruhe brütete heiß über dem Bau; rings starres Schweigen, nur einige Erdarbeiter lagen auf dem Boden, die Mützen, die abgerissenen Schlapphüte über die Augen gezogen, oder den Kopf nach unten, und schnarchten. Plötzlich erschallte hinter dem kleinen niedrigen Fachwerkbau her, in dem das Bureau untergebracht wurde, lautes Lachen und Schwatzen.

„Nein, nein, Minna, es ist mein voller Ernst...“ sagte eine tiefe, angenehme, nur ein wenig heisere Stimme.

„Sie haben mit meine Tochter weder Ernst noch Spaß zu machen, Herr Polier, verstehen Se mir?“ fuhr plötzlich der Alte dazwischen. „Minna — wie oft habe ick Dir befohlen, Dir mit Herrn Pickart in keene Unterhaltung inzulassen. Solch zweifelhafte Persönlichkeiten, die immer bei de Meistern und Bauherrn 'rumlungern, passen nich zum Umgang für anständnje Arbeeter und deren Angehörige.“

„Aber, Vater, ich werde mir doch unterhalten können mit wen ich will —“

„Nee, des verbiete ick janz entschieden, und wenn Du mir noch einmal ungehorsam bist, so lasse ick Dir überhaupt nicht mehr ufn Bau kommen, sondern esse bein Budiker. Du kannst Dir ja hier

meinetwegen mit Herrn Menzel unterhalten, so viel Du willst . . ."

Das junge Mädchen warf Menzel einen Blick voll Haß zu, denn sie hatte sofort erraten, daß er es gewesen, der das Stelldichein dem Alten gemeldet.

Der Polier verteidigte sich sehr geschickt, er erklärte, zu Fräulein Minna nichts Unehrbares gesagt zu haben und er nehme es als sein Recht wahr, eine anständige Unterhaltung mit jedermann zu pflegen, den er kenne. Wer ihm das verweigere, beleidige ihn. Es gäbe Leute, die den Sittenwächter spielten, aber sich nicht fünf Minuten mit einem jungen Mädchen unterhalten könnten, ohne diesem die Schamröte ins Gesicht zu treiben. Dabei sah er Menzel scharf an, der frech lachte und die Achseln zuckte, als wollte er sagen: „Ich weiß besser als Du, was den Weibern gefällt." Wuttke ließ Minna gar nicht ausreden, sondern zog sie fast gewaltsam mit sich fort, nötigte ihr den Topf in die Hände und trieb sie nach Hause.

Minna kam aber am nächsten Mittag doch wieder auf den Bau und wußte sich mit weiblicher Schlauheit von ihrem Vater fort zu ihrem geliebten Polier hinzustehlen. Sie erzählte, es habe des Abends noch eine furchtbare Szene zwischen dem Vater und ihr gegeben: ohne Zweifel hätte Menzel den Alten noch im Laufe des Nachmittags aufgehetzt. Der Bursche werde mit seinen Zudringlichkeiten roh und

unangenehm, sie habe ihn schon einmal eins kräftig auf die Backe gegeben, und sie werde ihn natürlich nie und nimmer heiraten, wie sehr der Vater auch in sie dränge.

„Ich weiß nicht, was Dein Vater eigentlich gegen mir hat," sagte Pickart, „wie er dazu kommt, mir den Menzel in solcher Weise vorzuziehen. Er ist nischt, er hat nischt . . . ich verdiene doch wenigstens mehr als er, ich kann Dir doch eine ganz andere Existenz bieten! Ich bin ein anständiger Mensch, er sauft wie ein Loch, ist falsch . . ."

„Du weißt doch, wie der Vater ist. Die verfluchte Politik steckt ihm nun 'mal in de Knochen, und der zu Liebe setzt er alles nach. Der Menzel spricht mit ihm jeden Abend in der Destille über die soziale Frage, er giebt den Vater in allem Recht — und nun hat er ihn in der Tasche. Auf Dir hat er nu mal 'ne Pieke. Er nennt Dir einen Spitzel, einen Verräter — Gott weiß was. Sag mal, ist das wahr, daß Du es mit die Arbeitgebern hältst und gegen die Arbeiter bist, also auch gegen Vatern?"

„Aber, Minna, wie kannst Du so'nn Unsinn glauben? Bin ich denn nicht selber Arbeeter und Arbeeterskind? Das ist bloß die verdammte Zwickmühle, in die uns unsere Stellung drängt — wir Poliere spielen immer 'ne traurige Rolle, wir können machen, was wir wollen, von keiner Seite bekommen

wir Dank ... die Arbeeter sagen: „ach, der Kerl hetzt die Bauherrn gegen uns auf und verklatscht uns," und die Bauherrn sagen: „Ach, der Kerl hält's mit die Arbeiter und hetzt gegen uns." Die Einen möchten die Andern tot schlagen oder aussaugen, und wir stehen zwischen die Beiden und sollens mit Keenen verderben. Wenn wir Frieden stiften wollen, lachen sie uns beede aus — wenn wir beede von Thorheiten zurückhalten wollen, so überschreien sie uns ... ach, ich sage Dir, es is eine scheußliche Plage, und ein ehrlicher Kerl möchte manchmal aus der Haut fahren. Wenn nicht noch des bischen Liebe im Leben wäre ..."

Er versuchte sie an sich zu ziehen. „Das ist mir lieb," sagte sie, „daß Du nicht falsch bist. Ich verstehe nichts von de Politik — aber das sage ich Dir: wenn Du was gegen Vatern unternimmst, so gehe ich nicht eine Stunde mehr mit Dir."

„Verlasse Dir darauf, Liebchen ... Ich will nischt, als den Frieden zwischen Arbeetgebern und Arbeetern erhalten, damit der Bau seinen Gang ruhig weiter geht, denn an den Bau, auf den ich gerade beschäftigt bin, hängt immer mein ganzes Herz. Es ist mir, als hätte ich selbst den Riß gemacht, ich denke mir jedes Zimmer fertig ausmöblirt, male mir aus, was darin verzehrt wird ... Sieh' mal, ist das nicht viel hübscher, wenn so die Arbeit ungestört ihren Lauf nimmt und jeder kriegt

Sonnabend seinen Lohn und das Geld kommt unter die Leute? muß denn immer und ewig die olle Streiterei und Streikerei sein? ..."

„Nur keinen Streik machen!" rief das Mädchen entsetzt. „Daran habe ich noch genug vom vorigen Jahre. Dabei kommt nichts 'raus, als daß man Wochen lang nichts zu essen hat, und nicht mal so viel, um Seefe zu kaufen. Ach, Julius, weißt Du, ich habe solche Angst ... gestern Abend sind der Menzel und noch ein paar von die Führer bei Vatern gewesen — mir haben sie 'rausgeschickt, aber sie haben so laut gered't — und heut Abend wollen sie wieder kommen ... wenn sie nur nicht wieder Streik machen ... ihr Männer seid ja zu verrückt, wenn ihr mal vier Wochen gearbeetet habt, müßt ihr schon wieder einstellen ..."

Pickart suchte sie zu beruhigen, dann schickte er sie schnell fort; die Glocke tönte; hinter den Mauerbrüstungen, auf den Gerüsten, zwischen den Laufbrettern, an den Leitern, überall tauchten rote, verschlafene Köpfe auf, graue Jacken voll Kalkflecken, Munde rissen sich gähnend weit auf, Arme reckten sich in die Höhe — die Arbeit begann von neuem ...

Am folgenden Abend, es war Samstags, berief die Glocke die Arbeiter nach dem Baubureau, und hinter dem breiten Reißtisch stand der Polier, ein paar stramm gefüllte Leinwandsäckchen in den Händen; Lärm und eine dunstige Atmosphäre durchzog den

Raum. Der Polier begann die Vorbereitungen zur Lohnauszahlung, die er im Auftrage des Bauherrn abzuhalten pflegte, er setzte sich die Brille auf und legte die Liste zurecht. Im Hintergrund der Hütte drängten sich Frauen und Töchter der Arbeiter, voll Erwartung, um sich wohlweislich von ihren Vätern, Gatten, Brüdern sogleich das Wirtschaftsgeld aushändigen zu lassen und gleich die Einkäufe für den Sonntag zu besorgen — sie kannten das schwache Fleisch ihrer Angehörigen und fürchteten sich, auf ihre Heimkunft von der Löhnung zu Hause zu warten, die oft genug mit leeren Taschen erfolgt war. Jeder Einzelne trat heran, nahm seinen Lohn in Empfang und malte mit schwerer, mühseliger Hand die Buchstaben, welche den Erhalt bestätigten, in das kleine blaue Heft. Jetzt kam auch Wuttke. Als er sich nun eben wieder umwenden und gehen wollte, hielt ihn der Polier zurück und sprach zögernd, wie Jemand, der gezwungen ist, einem Andern eine peinliche Mitteilung zu machen: „Wuttke . . . es thut mir leid — aber ich kann nicht anders — sehen Sie, hier ist der Brief, er ist mir selbst vom Bauherrn mitgeteilt worden — Sie können sich überzeugen — der Bauherr bildet sich ein, Sie hätten die Andern aufgehetzt — vorgestern Abend soll eine Sitzung bei Ihnen gewesen sein — Sie wollen die Andern zum Streik bewegen, wenn nicht siebenstündige Arbeitszeit bewilligt wird — kurz und

gut, nehmen Sie mirs nicht übel … der Bauherr nötigt mich, Sie zu entlassen — als Warnung für die Andern …“

Wuttke taumelte zurück, ein Murren flog durch die Masse, immer lauter anschwellend. „Mir entlassen,“ schrie der Maurer. „Ick habe 'ne Familie!“ — und immer lautere Rufe ertönten: „So eine Gemeinheit — das lassen wir uns nich gefallen …“

„Kinder, beruhigt Euch nur,“ suchte Pickart zu beschwichtigen, „es wird nicht so schlimm sein — ich will mal selbst mit den Bauherrn reden, ihn bitten — Ihr seid der tüchtigste Maurer, Wuttke … er wird sich zureden lassen —“

Plötzlich sprang mit einem Satze Menzel vor, kirschrot im Gesicht: „Wat, zureden! Jenossen, wollt Ihr Euch auch noch int Jesicht verhöhnen lassen von diesem Schufte, diesem Spitzel? Unter uns sind nur Ehrenmänner … der Polier allein kann uns bein Bauherrn verraten haben …“

Und mit lautem Lärm fiel aus der Masse ein Regen von Schimpfworten gegen Pickart nieder: „Verräter — Angeber — Schuft …“

Wuttke war vor Wut seiner nicht mehr mächtig … er griff mit dem Arm über den Reißtisch hinüber: „Hund!“ schrie er, vor Erregung bebend, „Du willst mir ums Brot bringen … ich schlag Dir tot …“ er ergriff Pickart am Halse und suchte ihn herüberzuziehen, und plötzlich ertönte aus fünfzig

Kehlen ein einziger Schrei der Wut, des Hasses, der Entrüstung, in dem sich die ganze Empörung über den vermeintlichen Spitzel zusammenfaßte, die sich in den letzten Monaten aufgesammelt, und wie von einem tierischen Zerstörungstriebe erfaßt, stürzte sich die zähnefletschende Meute auf den wehrlosen einzelnen Mann, den Tisch bei Seite schiebend und jenen packend, schlagend, hin- und herzerrend.

Da plötzlich ein markerschütternder Schrei und mitten zwischen die wild durcheinander wogenden und ringenden Massen warf sich eine schwächliche zarte Mädchengestalt. Sie suchte zu Pickart zu gelangen, breitete die Arme aus, als wolle sie ihn schützen und rief:

„Rührt ihm nich an, ich beschwöre Euch, er is kein Verräter!"

Aber die rohe Leidenschaft der Masse war erregt. „Haha!" lachte Menzel auf, „seht doch die Dirne! Sie verteidigt ihren Liebhaber! Ick wette meinen Kopf, niemand anders als sie selbst hats ihm überhaupt zujetragen."

„Du elender Lump," fuhr Pickart auf, „willst hier ein anständiges Mädchen verläumden — und noch doppelt verläumden! Halt dein Schandmaul —!" Er versuchte Menzels Hals zu fassen und ihn zu würgen.

Der Maurer machte sich los: „Doch noch groß schnauzen?" schrie er; vor Wut waren seine Wangen

blau angelaufen. „Des Frauenzimmer ist wohl vorgestern nich zu Dir gekommen und Du bist wohl nich auf der Stelle zun Bauherrn gelaufen — was? Leugne et doch, wenn Du kannst — ick habe Dir ja selbst aus Herrn Meyers seinen Hause herauskommen sehen — siehst De, erbärmlicher Affe!"

Minna stürzten die Thränen in Strömen über die Wangen. „Ja, es ist wahr," schluchzte sie, „ich hörte die erregte Unterhaltung bei Vatern in der Stube und ich fürchtete, es könnten wieder so entsetzliche Streike kommen, wie im vorigen Jahr, daß wir wochenlang nichts zu essen hatten ... da bin ich in meiner Herzensangst zu Pickarts Mutter gelaufen und habe sie gebeten, mit ihren Sohn zu sprechen, ob das Unglück nicht verhindert werden kann ..."

„Allerdings, ick bin zu Herrn Meyer gegangen," fiel der Polier ein, „ick wollte ihm bitten, freiwillig eine Lohnerhöhung zu gewähren, bevor Zank und Streit eintritt, aber er hat mir gar nicht einmal angenommen ..."

„Flausen! Dumme Ausreden!" schrie Menzel. „Das kennt man! Er hat uns verklatscht!"

„Schlagt den Hund tot!" brüllte die Masse und drang von Neuem auf ihn ein — aber Pickart hatte Zeit gefunden, mit einem schnellen Griff einen schweren eisernen Stuhl zu erfassen, er schwang ihn mit der Rechten hoch über dem Kopfe. „Platz!"

donnerte er, „oder dem Ersten, der mir anfäßt, zermalme ich den Schädel!"

Ängstlich wichen die Nächsten zurück, er stieß sie mit der Linken völlig bei Seite und bahnte sich eine Gasse, durch die er ins Freie stürmte, Minna hinter sich ziehend.

Am Sonntag Morgen fand Pickart Drohbriefe vor seiner Thür, am Abend ebenfalls: er solle sich ja nie wieder auf dem Bau blicken lassen, sonst werde man ihm den Kragen herumdrehen. Seine Mutter beschwor ihn weinend, zu Hause zu bleiben, er lachte sie aber aus und folgte seiner Pflicht. Niemand grüßte ihn auf dem Bau, niemand sprach mit ihm, niemand beachtete seine Anordnungen. Überall finstere Mienen. Einmal, als er gerade an einem Gerüst stand, stürzte um Haaresbreite neben ihm ein Kalkschaff von oben nieder — ein Zoll weiter und er lag als ein Toter am Boden. Ein ander Mal betrat er einen Laufsteg in doppelter Stockhöhe und plötzlich kippte ein Brett um, das er eben betreten; es war offenbar absichtlich nicht befestigt, nur wie durch ein Wunder gelang es ihm, zurückzuspringen und sich zu retten.

Eine Abordnung ging unter Menzels Führung zum Bauherrn. Die Arbeiter wollten keinen höheren Lohn fordern, sagten sie, aber sie beständen auf Einem: der Entlassung Pickarts. Er hetze sie gegen die Arbeitgeber und diese gegen sie auf — wenn

er nicht fortgeschickt würde, so würden sie sämtlich gehen. Dem Unternehmer wäre eine Arbeitseinstellung jetzt sehr peinlich gewesen, und da man etwas von ihm forderte, was kein Geld kostete, so willigte er ein. Eine öffentliche Parteiversammlung fand statt. Menzel und Wuttke schleuderten Pinckart die alten Vorwürfe und Beschuldigungen entgegen —; als er auftrat, um sich zu verteidigen, erhob sich von allen Seiten ein Höllenspektakel, man schrie ihn nieder — und zuletzt stieß man ihn öffentlich mit Schimpf und Schande aus der Partei. Er wanderte von Bau zu Bau, ohne Arbeit zu finden; wo man ihn annahm, entließ man ihn wieder, bevor er noch antrat: allenthalben traten die Arbeiter zusammen und erklärten, die Arbeit sofort niederzulegen, sobald sie mit und unter ihm thätig sein sollten. — —

In Wuttke's Hause war es zu den erregtesten Szenen gekommen. Menzel hatte sich in aller Form — sogar im ausgeliehenen Frack — um Minnas Hand beworben, und Wuttke konnte sie einem Manne nicht verweigern, der in der Partei eine so hervorragende Stellung einnahm und sich noch in der letzten Zeit eben so sehr um die innere Disziplin verdient gemacht hatte wie um Wuttkes persönliches Wohl — denn der Bauherr hatte erklärt, daß nur die Bitten Menzels und der übrigen Arbeiter ihn bestimmten, die gegen Wuttke ausgesprochene Maßregel zurückzunehmen.

Aber Minna weigerte sich auf das Entschiedenste, Menzel die Hand zu reichen. Sie empfand unaussprechlichen Widerwillen gegen ihn, wenn sie dem Vater auch die Antwort auf seine Frage „Warum?“ schuldig bleiben mußte. „Freches Frauenzimmer, ick werde Dir zwingen, ihn zu nehmen!“ schrie der Maurer.

„Das möchte ich doch sehen, wie Du mir zwingen wirst.“

„Steckt Dir noch immer der Lump, der Polier, im Kopp?“

Sie zuckte die Achseln.

„Ick werfe Dir zum Hause hinaus, wenn Du Dir erdreistest, mir ungehorsam zu sein.“

„O bitte, das hast Du gar nicht nötig — ich kann auch freiwillig gehen.“

Und sie packte ihr Bündelchen zusammen und ging. Sie mietete sich eine Schlafstelle, in Moabit, vier Treppen, im Hofgebäude. Dann suchte sie sich eine Stellung. Sie war hübsch, hatte gute Manieren: man nahm sie als Kellnerin in einem Restaurant vor dem Oranienburger Thor an.

Sie stand jetzt ganz allein in der Welt, sie hatte niemand, der für sie sorgte, mit dem sie sich über alles aussprechen konnte, was ihr Herz bedrückte. Denn auch mit Pickart war es aus. Sie hatte ihm abgeschrieben — in einem Briefe voll Schmerz und Kummer, der ihr sehr, sehr schwer geworden war.

Aber er mußte geschrieben werden. Denn kein Zweifel konnte sein — er hatte sein Wort gebrochen und ihren Vater und seine Genossen verraten. So verhaßt ihr die Störungen der Arbeit waren, die Streiks, so sehr sie die Ordnung liebte — sie war doch Arbeiterstochter, sie besaß doch etwas von jenem Corpsgeist, wie er den Gliedern dieses großen Standes von frühester Jugend an eingeflößt wird. Sie fühlte sich als Proletarierin — jene Maurer, Erdarbeiter, Zimmerleute waren ihresgleichen und wer sie schädigte, war auch ihr Feind. Und er hatte ihr Vertrauen mißbraucht, er hatte die Eröffnungen, die sie ihm in ihrer Herzensangst gemacht, schmählich gegen die Arbeiter ausgenutzt. Das Volksgericht hatte gegen ihn entschieden, die ganze Partei wandte sich von ihm ab — seine Schuld war klarer als der Tag. Die Anschauung der Mehrheit, der Beschluß der Partei war für sie unfehlbar, die Tochter des Proletariers wäre bei ihrer Erziehung nicht einmal auf die Möglichkeit verfallen, daß die Partei sich irren oder gar getäuscht sein könne.

Pickart war toll vor Schmerz, als er ihren Brief erhielt. Geächtet, ehrlos, stellungslos, dem Hunger preisgegeben — und nun auch noch um sein Teuerstes beraubt, seine Liebe. Also bis zu ihr war die elende Verleumdnng gedrungen — und mit diesem Erfolg! Alles hätte er ertragen, wenn ihn nur dieser Schlag verschont hätte. Was bot er nicht auf, sie

wiederzufinden — sie hatte ihm ihre neue Adresse verheimlicht. Er wagte sich sogar in das Haus ihres Vaters. Endlich gelang es ihm, das Restaurant ausfindig zu machen. Aber umsonst waren alle seine Bitten, seine Beschwörungen: sie glaubte seinen Erklärungen nicht — er war ja öffentlich als Verräter gebrandmarkt, er mußte ja selbst zugestehen, das Haus des Bauherrn betreten zu haben! Sie wies ihn kurz ab. Er kniete vor ihr, er vergoß heiße Thränen, denn er fühlte, ohne sie nicht leben zu können. Endlich gestattete sie ihm, wenigstens in ihrer Nähe sich aufhalten zu dürfen, sie erlaubte ihm, alle Tage in das Wirtshaus zu kommen, eine Luft mit ihr zu atmen, in ihrer Gegenwart sein Elend, seine Not zu vergessen, aber sie verhehlte ihm nicht, daß sie ihn nur dulde, um die anderen Gäste im Zaum zu halten, die sich angeheitert nicht selten Vertraulichkeiten erlauben wollten.

Wie schmerzte es Pickart, Minna in dieser Umgebung zu sehen, in dieser vom Duft des Fusels und der Rohheit geschwängerten Luft! Er konnte nicht immer um sie sein — würde sie sich stets die innere Kraft erhalten, den oft lockenden Angeboten zu widerstehen, die stündlich an sie herantraten? Er zitterte bei dem Gedanken, sie untergehen zu sehen. Tag und Nacht beschwor er sie, ihm doch endlich zu glauben. Seine Stimme war so treu, sein Auge so ehrlich . . . wenn er doch die Wahrheit sprach? Aber nein, es

war ja nicht möglich! Ach, welch ein trostloses Dasein! Oft schon hatte sie darüber nachgedacht, ob es nicht besser wäre, ihm den Vorschlag zu machen, gemeinsam aus dem Leben zu scheiden . . . ihr beider Dasein war doch verpfuscht . . . wenn er sie wirklich liebte, konnte er sich nicht weigern! . . .

Eines Abends saß er wieder bei ihr vor dem Büffet, hielt ihre Hand in der seinen und sprach in sie hinein: immer dieselbe Weise, die sie mit dem alten Achselzucken aufnahm. Nur ab und zu durchbrach ein bitterer Scherz die trübe Stimmung, ein Blitz jenes zündenden Humors, den sich das Berliner Volk auch im herbsten Unglück bewahrt. Mit einem Mal wurde die Thür weit aufgestoßen und in der Öffnung erschien Menzel, die Augen glasig, das Gesicht rot und aufgedunsen, die seidene Mütze in den Nacken geschoben, den Schirm seitwärts.

„He, holla, hier is's richtig!" schrie er. „Porter, Sekt her! Wir bezahlen allens!" Kein Zweifel, er war angetrunken. Pickart übermannte ein plötzliche Wut, er wollte aufspringen und den eigentlichen Zerstörer seines Glücks mit einem Faustschlag niederwerfen — aber Minna sandte einen flehenden Blick zu ihm empor, Ruhe zu halten und flüsterte ihm die Bitte zu, sich in ein Nebenzimmer zu begeben, bis der Unhold wieder fort wäre.

Menzels Auge war jetzt auf Minna gefallen. „Also doch!" schrie er. „Hier find't man wirklich die

Jungfer! Des 's ja nett. Na, des Wiedersehen wollen wir feiern. Wein! Cornjac!"

Er ging auf Minna zu, um sie an sich zu ziehen, diese wich scheu zurück. Menzel nahm Platz, die dreisten Kellnerinnen alle um ihn herum, sie ermunterten den Angetrunkenen und veranlaßten ihn zu ungeheueren Bestellungen. „Meinetwegen," lallte er, „aber die Minna muß herkommen." Minna weigerte sich standhaft, aber Menzel rief nach dem Wirt, der das Mädchen unter Drohungen der Entlassung zwang, am Tisch Platz zu nehmen. Wie seine Versuche, den Liebenswürdigen zu spielen, sie anwiderten! Und in der Thür des Nebenzimmers stand Pickart, jeden Augenblick versucht, sich auf Menzel zu stürzen, und nur zurückgehalten durch geheime Winke des Mädchens.

Wie sie die feuchtkalte Hand des Säufers plötzlich an der ihren spürte und diese fast entsetzt zurückzog, flog ihr mit einem Male ein Gedanke durch den Sinn: „Woher hat er das Geld zu dieser Liederlichkeit?" Und blitzartig durchzuckte es sie: „Jetzt oder nie!"

Mit einem Male wechselte sie ihr Benehmen völlig. Sie wurde liebenswürdig, sie duldete, daß er ihre Hand faßte. Er war so bezecht, so fast sinnlos, daß ihm der plötzliche Wechsel nicht auffiel. Sie fragte ihn, wie er hierher käme, wie es ihm gehe? „Ausjezeichnet," lallte er. „Ick habe heute Jeld bekommen, ville Jeld . . ."

Sie schöpfte Verdacht. Sie wurde noch liebens-

würdiger, drängte andere Mädchen weg und setzte sich ganz zu ihm, ja — ihr wurde fast schlimm, und nur mit äußerster Mühe zwang sie sich — zupfte an seinem Bart. Pickart mußte sich an die Thürpfosten klammern, um sich zurückzuhalten. Seine angebetete Minna hätschelte mit diesem Menschen — nur weil er Geld hatte! O, die ganze Welt war verdorben! . . . Was sollten nur die geheimen Blicke, die sie ihm verborgen zuwarf, in denen sich eine so beredte Angst malte, sie nicht zu unterbrechen?"

„Du hast wohl in de Lotterie gewonnen?" fragte sie.

Sie duzte den Lumpen noch!

„Lotterie! Hihi!" wieherte der Maurer. Prost! . . . Der alte Jauner, der Meyer hat heut' geblecht. Na, ick habe et mir ooch redlich verdient . . ."

„Der Meyer? Ja, hat er endlich? Du sagtest schon damals . . .?"

„Hab' ich's Dir gesagt? Ja?" stammelte der Trunkene. „Hihi, Deinen ehemaligen Liebhaber hab' ich jut injeseift, den Polier . . . wat? Wo steckt er denn jetzt? Des war schlau, wat?" schwatzte er weiter. „Die Kanallje hatte wahrhaftig keene Ahnung, deß ich bei Meyern ins Zimmer war, gerade als er sich melden ließ! . . . Das war fein? Na, dadrauf noch 'ne Pulle! Prost!"

Aber kaum hatte er das Glas erhoben, als es ihm schon aus der Hand geschlagen war. Unfähig,

sich länger zu mäßigen, war Pickart vorgestürzt. Wie ein gereizter Löwe ergriff er Menzel am Kragen, warf ihn zu Boden und würgte ihn.

„Du Hund", schrie er, „Du also hast mir um Glück und Stellung gebracht . . . Du mußt sterben!"

Die Mädchen entflohen kreischend, der Wirt, die Gäste stürzten herzu und rissen den Polier von seinem Opfer, das er ohne sie zweifellos erdrosselt hätte. Wenige Worte Minnas genügten, den Sachverhalt aufzuklären. Eine allgemeine Entrüstung gegen Menzel erhob sich, der Wirt ergriff ihn beim Kragen und setzte ihn auf das Pflaster. Zu Ehren Pickarts aber, der strahlenden Antlitzes dasaß, wie ein vom Tode Geretteter, gab der Wirt eine Lage Bier.

Acht Tage später ward in einer großen Versammlung in der Tonhalle Pickart von Parteiwegen vollständig rehabilitiert, und über Menzel die feierliche Ausstoßung aus der Partei verhängt. Jener fand bald wieder eine gute Stellung, und noch bevor der Winter ins Land kam, heiratete die kleine Minna ihren Polier.

Hund Pschütt.

Berliner Märchen.

(1886.)

Die Hohenzollernstraße ist eine der feinsten Straßen Berlins. Das Geräusch der schweren Lastwagen wird hier nie gehört, keine Pferdebahn klingelt uns schon am frühen Morgen, wenn wir gerade in den schönsten Träumen liegen, aus dem Schlafe, nicht einmal eine Droschke zweiter Güte wagt sich hierhin. Die einzigen Gefährte, welche man hier zu sehen bekommt, sind herrschaftliche Equipagen, zumeist gummiräderige, deren Rollen nicht den geringsten Lärm verursacht. Es wohnen auch nur feine Leute hier, welche während des Winters drei bis vier große Gesellschaften geben, im „Deutschen Theater" und im Opernhause nur Plätze ersten Ranges besuchen und allermindestens zwei Dienstmädchen und einen Lakaien

halten. Der Mensch fängt hier eigentlich erst beim Geheimerat, Professor oder Bankdirektor an. Arme Teufel, Krüppel und ähnliche Leute, deren man in Berlin sonst fünf an jeder Straßenecke sieht, verlieren sich in diese Gegend gar nicht, sie wissen recht gut, daß hier für sie kein Boden ist, weil sie erst beim Portier anklopfen müßten, um überhaupt in das verschlossene Haus zu gelangen, und daß dieser sie nicht hineinlassen würde. Denn die Leute, die hier wohnen, haben über so viel Wichtiges nachzudenken, daß sie den ganzen Tag ungestört sein müssen und sich mit Bettelleuten gar nicht abgeben können. Deshalb zahlen sie auch alljährlich ein paar Mark in eine städtische Kasse. Zu dieser gehen dann die Bettelmänner und lassen sich eine Kleinigkeit auszahlen, nachdem sie ihre Papiere vorgezeigt haben. Das ist viel bequemer für die Bettelleute, so brauchen sie nur einmal „Vergelt's Gott!" zu sagen, und das gilt dann für die vielen hundert Geber, die zu ihrer Spende beigesteuert haben, anstatt daß sie vor jeder Thür und bei jedem Pfennig einzeln ihre Litanei herunterbeten. —

In dem dritten Stockwerk eines Hauses der Gebäudereihe, welche linker Hand liegt, wenn man von der Königin-Augustastraße hereintritt, wohnte eine ältliche Geheimeratswitwe. Sie und ihre Lebensweise unterschieden sich in manchen Punkten von ihren Nachbarn und deren Gewohnheiten. Ihr Mann war im Dienste für unsern Kaiser alt geworden, aber da er

ihm, wie es seine Pflicht war, ehrlich und rechtschaffen gedient hatte, und seine ganze Zeit nur ihm allein widmete und keine Nebengeschäfte betrieb, so daß er auch nie dazu bewogen werden konnte, einmal an der Börse sein Glück zu versuchen, und weil seine hohe Stellung ihm die Verpflichtung auferlegte, oftmals große Gesellschaften bei sich zu sehen, so hatte er seiner Witwe kein Vermögen hinterlassen können, sondern nur die kleine Pension, welche die Gnade unseres Kaisers ihm für dieselbe auf seinem Sterbebette zugesagt hatte. Dieser Trost war es allein, was ihm die Scheidestunde von der teuren Lebensgefährtin in etwas erleichtert hatte. Nach seinem Ableben saß nun die Frau Geheimerätin mit ihrer Zofe — bloß diese hatte sie von allem Dienstpersonal behalten — ganz mutterseelenallein in ihrer Wohnung. Sie hatte natürlich ein kleineres Heim gemietet als das frühere war, indessen war es immer noch zu groß für sie: niemand besuchte sie, mit dem sie plaudern konnte; denn da sie keine Diners und Tanzabende mehr zu veranstalten vermochte, wollte auch niemand mehr etwas von ihr wissen: die alte, grämliche Frau selber hatte nichts Anziehendes. So langweilte sich die Frau Geheimerätin abscheulich. Mit der ungebildeten Zofe wollte sie sich nicht unterhalten, um ihrer Würde nichts zu vergeben, Kinder hatte sie nicht, Bücher durfte sie nicht viel lesen, weil ihre Augen schwach waren — was sollte sie anfangen? Oft saß sie stundenlang am

Fenster und starrte hinaus auf die Straße. Aber da unten war gar nichts zu sehen, nicht einmal wie anderwärts ein Haufen Kinder, die Murmel spielten. Die arme Frau wäre gerne gereist, doch dazu reichten ihre Mittel nicht. So begann sie zu verkümmern: sie wurde täglich magerer und blasser, seufzte oft und lange ohne jede Veranlassung, schreckte bei dem kleinsten Geräusch zusammen und sprach oftmals leise vor sich selbst die wunderlichsten Dinge hin, von Hölle, Fegefeuer und Ähnlichem, sodaß eines Tages die Zofe zum Portier, dem sie alles zu erzählen pflegte, sagte: „Wenn's noch drei Monate so fortgeht, ist unsere Geheime übergeschnappt!"

Da kam die Frau Geheimerätin auf einen großartigen Gedanken. Sie wollte einen lebendigen Gegenstand haben, den sie lieben, pflegen, nähren, unterrichten, mit dem sie sich den größten Teil des Tages beschäftigen konnte, und dessen Anhänglichkeit sie erfreuen und belohnen und für alle anderen Lebensgenüsse, auf die sie verzichten mußte, entschädigen sollte. Ihr blieb die Wahl zwischen einem Kanarienvogel und einem Hunde. Da, wie die Zofe wußte, ein Dienstmann, der immer am Potsdamer Platze stand, gerade ein schönes Schoßhündchen zu verkaufen hatte, so entschied sich die Geheimerätin für den Hund. Der Dienstmann brachte ihn und erhielt ihn zu gutem Preise bezahlt. Es war ein Windspiel und hörte auf den Namen „Pschütt".

„Ein sonderbarer Name," sagte die Rätin, „wie ich ihn noch nie bei einem Hunde gehört habe."

„Es ist ein ganz neu erfundener," sagte der Dienstmann, „der direkt aus Paris kommt. Er bedeutet so viel als schön, allerliebst!"

„Ei, aus Paris?" sagte die Rätin, „na dann ist er gewiß gut, dann soll das Tier ihn behalten."

Pschütt war wirklich ein hübscher Hund. Seine zierliche Gestalt, die hohen, fein geformten Beine, der gestreckte Leib, die klugen Äuglein, das niedliche Schwänzchen, die zarte hellbraune Farbe — nur die Schwanzspitze war weiß — machten ihn zu einem der schönsten Schoßhunde in ganz Berlin. Die Rätin war auch stolz auf ihn, er bildete ihr höchstes Glück. Er wurde gehalten wie ein Prinz, er aß nur vom Mundteller seiner Herrin, trank aus dem Glase, das sie benützte, und schlief im Bette ihres seligen Gemahls. Fortwährend liebkoste und tätschelte sie ihn und gab ihm alle möglichen Kosenamen. Was Pschütt that, war reizend, himmlisch. Wenn er die Quasten der Fauteuils zerbiß, wenn er die Stuhlbeine anknabberte, wenn er die Knochen von seinem Mahle in die Zimmerecke schleppte und dort auf den bis über den Fußboden ausgebreiteten Gardinenenden verzehrte, wenn er sich draußen im Spüleimer gebadet hatte und dann zu „Frauchen" aufs Sofa sprang, so lachte sie, daß ihr die Thränen in die Augen traten und rief einmal über das andere aus: „Der süße Schelm!

der süße Schelm!“ Und da Pschütt sah, daß diese Scherze der Rätin Freude machten, war er als gehorsamer und galanter Hausgenosse natürlich bemüht, sie so oft als möglich und stets mit neuen Veränderungen auszuführen. Aber der Frau Rätin genügte nicht der Stolz, einen schönen Hund zu haben, er sollte auch ein gelehrter Hund sein, ein Hund, um den die ganze Welt sie mit Recht beneiden sollte. Täglich des Nachmittags um drei, nach beendeter Mahlzeit, mußte er sich still zu ihren Füßen legen und dann las sie ihm vor aus ihren Büchern, — aus denselben, die Ihr auch habt, Kinder — Böhmes deutscher Sprachlehre, Menzel und Richters deutschem Lesebuch, dem kleinen Syllabaire von Plötz, Beckers Weltgeschichte und dem Konservationslexikon, und wenn Pschütt mit seinen anscheinend so klugen Augen ruhig zu ihr hinaufblickte, so geriet sie vor Entzücken außer sich und schrie: „Gott, er versteht, er lernt! Es ist doch ein süßes Geschöpf!“ Aber so oft sie ihn dann vornahm, ihn auf die Hinterpfoten setzen und ihm das Vorgetragene abhören wollte, wurde er widerspenstig, ließ sich auf alle viere zurückfallen, knurrte und schlich in die Ecke. Und wenn sie sich mit ihm vor den Flügel setzte, ihm die Noten und Tasten erklärte, und mit seinen Pfoten die Tonleiter anzuschlagen begann, stieß er stets die schmerzlichsten Laute aus, gerade als würde ihm Gift gegeben, rief: „Nein, nein, laß mich — nicht musikalisch werden —

nicht!“ sprang davon und lief unter das Bett, von wo er immer erst hervorkam, wenn die Rätin ihm die süßesten Schmeichelnamen zugerufen, die besten Leckereien versprochen und feierliche Versicherungen gegeben hatte, ihn nicht mehr mit Musikunterricht quälen zu wollen. Diese Widerspenstigkeit Pschütts war der einzige leichte Schatten, der auf das sonst ungetrübte Glück der Rätin fiel. Aber Pschütt gelang es, auch diesen zu zerstreuen. Eines Tages, als seine Herrin ihm wieder einen Vortrag über die französische Konjugation hielt, unterbrach er sie, indem er sagte: „Aber ich weiß nicht, weshalb Du mich immer mit dem närrischen Zeuge quälst? Habe ich denn notwendig dergleichen zu lernen? Weshalb willst Du mich durchaus damit zu Tode martern? Ich kann es nicht in meinen Kopf bekommen. Wir zwei sind glücklich miteinander, wir fragen nichts nach der ganzen übrigen Welt, zu leben haben wir auch — weshalb also durchaus die Gelehrsamkeit in mich hineinpressen wollen? Ersetze ich sie nicht reichlich durch mein feines Wesen?“ Da umarmte die Rätin ihren teuern Pschütt mit tausend Thränen, gab ihm einen Kuß, sagte: „Du hast doch immer recht!“ und beide waren glücklich und zufrieden.

So verging ein Jahr, in dem sich nichts Besonderes ereignete, als daß die Rätin ihre Zofe fortschickte, weil diese sich nicht mit Pschütt vertragen konnte. Pschütt beklagte sich darüber, daß die unge-

bildete Person ihm nicht mit genug Achtung begegne, daß sie sogar gewagt habe, ihn mit Fußtritten fortzujagen, wenn er in der Küche erschien und nachsehen wollte, was sie zum Mittag für ihn bereite. „Herrjott, haben Se sich man nich," sagte die Person, als die Rätin sie zur Rede stellte, „et is doch man bloß en Vieh und keen Mensch nich!" — —

„Hörst Du's, Pschütt!" knirschte die Rätin auf, „Du, ein Vieh! Dumme Person, er ist tausendmal mehr als Sie, er ist mein Kind, mein Sohn! Fort aus meinem Hause!"

Die Zofe mußte gehen, ihre Nachfolgerin aber wußte sich Pschütts Zufriedenheit zu erwerben, da sie bald erkannt hatte, daß sie nur dann ihrer Stellung auf die Dauer sicher sei.

Seit dieser Zeit war Pschütt seiner vollen Würde und Bedeutung sich erst so recht bewußt. Er war nunmehr überzeugt, daß er um nichts schlechter sei als ein Mensch, und daß er volle Menschenrechte, daß er die Stellung einnehmen könne, welche dem Sohne des Hauses gebühre. Er herrschte im Hause, seinem Willen mußte sich alles, selbst die Frau Rätin fügen; wenn er einen Wunsch aussprach, so mußten die Frauen eilen, ihn sofort zu erfüllen. Zur Belohnung dafür liebkoste er sie manchmal, beleckte die Hände der würdigen Frau Rat und die Wangen der hübschen Kammerkatze. Aber mit der Zeit schien ihm doch etwas zu fehlen, um sein Glück vollkommen

zu machen. Er ging oft unruhig durch die Zimmer der Wohnung, ließ den Kopf hängen, zog das Schwänzchen ein und aß wenig. Auf die besorgten Fragen der Rätin antwortete er nur mit leisem Kopfschütteln. Oft sprang er aufs Fensterbrett, starrte lange hinaus auf die öde Straße oder empor zum Himmel, dann stieß er ein paarmal mit dem Kopf gegen die Scheiben, daß sie klirrten, und versank darauf wieder in dumpfes Hinbrüten. Die Rätin und die Zofe gingen verzweifelt auf und nieder und klagten sich gegenseitig: „Was fehlt dem Pschütt? Ist er krank? Warum spricht er nicht?“ Endlich schien Pschütt einen großen Entschluß gefaßt zu haben; er lief zu seiner Herrin, wedelte so lange mit dem Schwänzchen, bis sie ihn auf den Schoß nahm, und liebkoste sie dann so zärtlich wie nie. „Pschütt, mein lieber Pschütt, sag' was Dir fehlt,“ begann die Rätin, „Du sollst ja alles haben, wonach Dein Herz steht!“ Da begann er denn sich zu erklären: die Sehnsucht, wieder einmal frische, freie Luft zu schnappen, durch die Straßen zu laufen, sei in ihm erwacht, er halte es nicht mehr aus, in einemfort in der Stube zu hocken, er müsse hinaus, müsse sich wieder einmal vor Menschen und Hunden sehen lassen und ihnen imponieren, ihnen zeigen, wie weit er es gebracht habe. „Natürlich, natürlich, Du hast recht wie immer,“ sagte die Rätin, „ich werde mich sogleich ankleiden —“

„Nein, nicht Du,“ unterbrach Pschütt, „ich will

allein ausgehen, ich will mein eigener Herr sein, mich auf eigene Faust amüsieren!"

Das fand die Rätin bedenklich und wollte zuerst nichts davon wissen, allein Pschütts Schmeicheleien konnte sie auf die Dauer nicht widerstehen, versprach er ihr doch nur zwei Stunden auszubleiben. Eines aber mußte er ihr erlauben, und er that es gern, ihm zuvor schöne Kleider anzuschaffen, damit ihn alle, die ihn sähen, auch recht bewunderten. Die Zofe mußte sich sogleich hinsetzen und vom frühen Morgen bis zum späten Abend nähen. Endlich war sie fertig, und nun ging's an die Anprobe. Es paßte alles vortrefflich. Seine Füßchen steckten, damit sie das Pflaster nicht wundreibe, in nach oben gekrümmten langen Schnabelschuhen, die Beine in hellgelben Hosen, der Leib in einem blauen, flockigen Jackett, auf dem Kopf trug er einen kleinen schwarzen Turm. Die Rätin drehte ihn hin und her: „Herrlich, prächtig!" riefen die beiden Frauen einmal ums andere, „aber etwas, deucht mir, fehlt noch, ich weiß nur nicht was?" —

„Ich hab's, ich hab's," sagte die Rätin und band ihm um den Hals eine rote Schleife. „So, jetzt bist Du fertig, Pschütt, jetzt kannst Du gehen!"

Vor Wehmut standen ihr die Augen voll Wasser, sie preßte den Teueren an ihr pochendes Herz. Pschütt kehrte sich nicht viel an ihren Schmerz, winkte leicht mit dem Pfötchen „Auf Wiedersehen" und eilte hin-

weg. Vom Fenster schauten ihm die beiden Frauen nach, bis er an der Ecke der Königin-Augustastraße verschwand, und sandten die inbrünstigsten Gebete für ihn zum Himmel.

Pschütt atmete auf, als er sich wieder einmal unter freiem Himmel, unter Menschen und Tieren befand. Er hatte diesen Genuß schon seit Wochen entbehren müssen, denn höchstens einmal im Monat hatte er mit der Geheimerätin das dumpfige Zimmer verlassen und war dann auch nur bis zu den ersten Bäumen des Tiergartens und dann wieder zurückgegangen, und so wie er sich einmal ein paar Schritte entfernte, um sich eine schöne Dame anzusehen, oder sich mit einem entgegenkommenden Hunde zu beschnüffeln, rief die Rätin gleich mit ihrer gellenden Stimme: „Pschütt! Pschütt! Hierher, komm, daß Dir kein Unglück geschieht!“ Das war unangenehm!

Jetzt beschloß er, seine langentbehrte Freiheit gründlich auszukosten. Er lief hierhin und dahin, Straße auf und ab, kreuz und quer. Alles, was er sah, erschien ihm wie etwas Neues, denn er hatte schier schon vergessen, was er früher gesehen hatte, ein gutes Gedächtnis war Pschütts starke Seite überhaupt nicht! Es war gerade Sonntag, das Wetter prächtig, und in manchen Gegenden der Stadt, wie auf der Leipziger- und Friedrichstraße, herrschte ein starkes Menschengedränge, daß man nur mit Mühe hindurchkommen konnte. Das war so recht sein Ver-

gnügen, er mischte sich ins Gewühl, damit recht viele auf ihn achten, ihn bewundern sollten. Mancher blickte ihm wohl auch nach, aber nur die wenigsten bewunderten ihn, die meisten lachten ob seines seltsamen Aufzuges und schüttelten die Köpfe. Er aber bemerkte nichts davon, und sein Hochmut war so groß, daß er es für unmöglich hielt, daß man über ihn lachen könne. Endlich des zwecklosen Herumstreifens müde beschloß er sich ein Ziel zu wählen, an dem er sich unterhalten könne. Er hörte, wie die eine von zwei hübschen jungen Damen, die gerade vor ihm gingen, zur anderen sagte: „Wollen wir nach Charlottenhof?“

„Gut, gehen wir auch nach Charlottenhof,“ dachte Pschütt bei sich, „dort finden wir gewiß Gesellschaft.“

In Charlottenhof war es, wie gewöhnlich Sonntag nachmittags, zum Erdrücken voll, ein Platz nur nach langem Warten zu erlangen, und die Kellner mußten alle Geschicklichkeit aufbieten, um sich mit den Kaffeetassen und Kuchentellern durch die Reihen der Gäste zu schlängeln, ohne zu verunglücken. Namentlich ein kleiner Dicker war da, dem diese Turnerkunststücke unendlichen Schweiß zu kosten schienen. Pschütt belustigten die Anstrengungen desselben ausnehmend. Seine Vermutung, hier viel Zerstreuung zu finden, täuschte ihn nicht. Er betrachtete die eleganten Herren und die schönen Damen und bewegte

sich so ungeniert zwischen ihnen, als sei er völlig ihresgleichen, ja noch mehr wie sie. Wenn einer zu seinem Nachbar sagte: „Sieh doch, dies reizende Kerlchen!“ so strahlte sein Gesicht vor Freude. Einmal hörte er sagen: „Was das Tier für kluge Augen macht und wie es angezogen ist — man sollte beinah denken, es sei ein Mensch!“ —

„Schafskopf!“ dachte er bei sich. Schließlich wollte er sich auch einmal nach Genossen umsehen, um sich ihnen vorzustellen und sich an dem Eindrucke zu weiden, den er auf sie machen würde. Unter einer Tafel lag lang ausgestreckt ein großer Bernhardiner. Er kroch auch unter die Tafel und beschnüffelte ihn. Das thun Hunde immer, wenn sie sich begrüßen. Die Art zu grüßen, liebe Kinder, hat in verschiedenen Gegenden gar mannigfache Abweichungen: die Chinesen reiben die Nasen aneinander, die Leute in der Südsee schlagen sich gegenseitig vor den Bauch, die Türken küssen sich den Bart — — die Hunde beschnüffeln sich, so weiß jeder am schnellsten, wes Geistes Kind der andere ist. Der große Bernhardiner ließ es sich auch ruhig gefallen, ohne den Gruß zu erwidern. „Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle,“ sagte er, „mein Name ist Pschü —“

„Prosit!“ sagte der Bernhardiner ruhig.

„Erlauben Sie, Sie täuschen sich, mein Name ist Pschü—“

„Profit!" sagte der Bernhardiner wieder.

„Aber lassen Sie mich doch ausreden!" sagte Pschütt ärgerlich.

„Wenn Sie niesen, muß ich Profit sagen," entgegnete der Bernhardiner mit eiserner Ruhe.

„Das ist schon lange nicht mehr modern," sagte Pschütt, „ich sehe also, Sie haben keine Bildung, Sie sind kein Umgang für mich," und trollte weiter. Allein — merkwürdig — er hatte bei seinen Genossen kein Glück. Bei den meisten erging es ihm so wie beim Bernhardiner, sie ließen ihn nicht zu Ende reden, sondern unterbrachen ihn, wenn er seinen Namen nannte, mit „Profit" rufen. Andere lachten ihm ins Gesicht, ein frecher Affenpintscher guckte ihn von oben bis unten mit herausfordernden Blicken an und rief: „Wo willst Du denn hin mit Deiner Angströhre und den umgekehrten Hahnensporen am Bein? Dich haben sie wohl aus Dalldorf ausgewiesen?" Da rannte Pschütt empört davon. „Mir geschieht Recht", dachte er bei sich, „wer sich unter die Hunde mischt, den fängt der Abdecker. Halten wir uns an die, zu denen wir gehören — zu den Menschen!"

Mittlerweile wurde es Abend und Pschütt mußte daran denken, wo er die Nacht zubringen würde, denn Berlin ist ja so jämmerlich kleinstädtisch, daß noch immer kein Hotel für reisende Hunde daselbst besteht, nicht einmal ein Asyl für obdachlose,

oder ein Spital für kranke, trotzdem edle Frauen in großer Anzahl sich schon für diese Sache verwendet haben. „Bah, zerbrechen wir uns nicht den Kopf, das wird sich alles finden," dachte Pschütt. Er schaute um sich, und wie er erst jetzt bemerkte, stand er gerade wieder vor den beiden Damen, deren Gespräch ihm den Entschluß eingegeben hatte, nach Charlottenhof zu gehen. Die Damen bemerkten ihn jetzt auch. „Seeh doch, des reizende Hundeken," sagte die eine zu ihrer Freundin, „wen mag et jehören? So eenes möchte ick jleich besitzen."

„Ich auch solch eine Herrin," dachte Pschütt; seine Augen glänzten, und er beschloß, sich diese Worte der Dame zu merken. Er drängte sich jetzt noch näher an ihre Plätze und lauschte ihrem Gespräche. Wie er aus demselben ersah, waren die Damen zwei Künstlerinnen vom Parodie-Theater. „Künstlerinnen," dachte Pschütt, das ist ja reizend! Das ist ein Umgang, wie ich mir ihn immer gewünscht habe! Nun war sein Vorsatz gefaßt, sich einer der Damen zu attachieren. Er folgte ihnen, als sie sich erhoben, und begleitete sie auf dem Nachhausewege. Als sie in die Pferdebahn einstiegen, lief er mit Aufbietung äußerster Anstrengung neben dem Wagen her, obgleich ihm zuletzt die Kniee zu brechen drohten und Schaum vor den Lippen stand. Denn es war keine kleine Aufgabe, mit dem Pferdebahnwagen Schritt zu halten, da die Damen sehr

weit, am Ende der Großen Frankfurterstraße wohnten. Beim Verlassen des Wagens bemerkten sie Pschütt. „Seeh doch, seeh," rief die eine, „da is det kleene Hundeken von Charlottenhof! Ach, wie lieb, wie lieb, et is uns nachjeloofen! Nimm es mit zu Dich, Aglaja, des bedeitet Jlick." Fräulein Aglaja winkte Pschütt, der freudig herbeieilte, und trug ihn eigenhändig in ihre Wohnung, welche nur wenige Häuser von der ihrer Freundin entfernt lag. Die schöne Dame war entzückt von dem reizenden Tierchen, spielte den ganzen Abend mit ihm, zeigte ihn den Leuten, bei denen sie wohnte, küßte ihn und gab ihm die süßesten Kosenamen. Nur war sie einigermaßen betrübt, daß er „keine Kunststücke machen könne", wie sie sagte. „Es ist ein Windspiel," meinte die Wirtin, „und die sind dumm; sie sind auch nicht treu, denn sie haben keinen Geruch!" Da wurde Pschütt wütend und bellte die Frau so an, daß sie sogleich zur Thüre hinauslief; dann sagte er dem Fräulein, daß er das häßliche Weib nie mehr sehen wolle, daß er schön und elegant sei und nicht nötig habe Kunststücke zu lernen, um sich beliebt zu machen, wie ein häßlicher Pudel, und daß er ihr seine ewige Treue beweisen wolle, denn es gefiele ihm so gut bei ihr, daß er sie nie verlassen, nie zu der grämlichen Geheimrätin mehr zurückkehren werde. Darüber war Fräulein Aglaja

so glücklich, daß sie ihn mit ihren Küssen fast erstickte. —

Es wurde Nacht und Fräulein Aglaja begab sich zur Ruh'. Dem Hündchen wies sie seinen Platz auf dem Teppich vor der Lagerstätte an. Damit war dieses jedoch keineswegs zufrieden, es kratzte an dem Bette und sprang, als sich die Dame nicht darum bekümmerte, hinauf zu ihr. Die setzte es aber wieder hinunter, worauf das Tierchen seinen Versuch wiederholte. Dies erschien der Dame sehr ungezogen, sie verwies Pschütt dies Thun und befahl ihm, ruhig auf dem Teppich zu schlafen. Allein Pschütt sagte, er sei nicht gewohnt so behandelt zu werden, er habe bisher immer im Bette des seligen Herrn Geheimrat geschlafen und könne gar nicht anders einschlummern als zwischen den Federn, seine Herrin möchte ihn also zu sich nehmen. Damit sprang er wieder hinauf. „Du wirst frech, Pschütt, kusch Dir da unten," sagte Fräulein Aglaja. Allein Pschütt gehorchte nicht, sondern setzte seine Versuche fort, indem er bald schweifwedelnd schmeichelte, bald drohend knurrte. „Mach mir nicht beese," sagte das Fräulein, „sonst setz' ick Dir einfach vor die Dhür. Sei janz zufrieden mit Deinem weichen Lager. Wie kannst Du verlangen in eenem Bett zu schlafen? Bist Du denn vielleicht een Mensch? Du bist doch een unvernünftjet Vieh!" Da geriet Pschütt in einen furchtbaren Zorn, denn alles konnte er ertragen,

nur nicht, ein unvernünftiges Vieh gescholten zu werden. Er bellte und kläffte und schrie: „Ich bin mehr als ein Mensch! Ich bin Pschütt! Weißt Du, wen Du vor Dir hast? Ich will im Bett schlafen!“ und so laut und grell, daß die Wirtsleute und die Nachbarn zusammenliefen und Ruhe verlangten, und die Leute aus dem oberen Stock auf die Diele klopften und Fräulein Aglaja alle Geduld verlor, wütend wurde, Pschütt an den Ohren ergriff, ihn zur Thüre hinauswarf und rief: „Mach, daß Du fortkommst, garstijet Vieh, jeh' wieder hin, wo Du herjekommen bist.“ Pschütt zog den Schweif ein und eilte hinunter auf die Straße. —

„Und ich werde den Leuten doch beweisen, daß ich mehr kann als sie,“ sprach Pschütt am nächsten Morgen, „ich werde studieren!“ Er machte sich auf die Beine und trollte nach der Universität. Es war gerade zehn Uhr als er vor der letzteren ankam, und es war Freiviertelstunde. Der Hofraum und der Platz vor dem Gebäude wimmelten von Studenten, welche das schöne Wetter benutzten, um im Freien ihr Morgenbrot zu verzehren. Als Pschütt sich unter ihnen zeigte, entstand sogleich eine allgemeine Bewegung. Jeder schaute ihm nach und lachte herzlich. Sogar die beiden sonst so ernsten Brüder Humboldt auf den Postamenten konnten sich eines Lächelns nicht erwehren und schüttelten ihre Häupter. „Hast Du schon einmal so etwas gesehen?“ rief der

Wilhelm zum Alexander hinüber. „Nein,“ antwortete der Alexander, „ich habe doch die halbe Welt durchreist, aber so ein putziges Ding ist mir nie vorgekommen. Es ist wirklich wahr, Bruderherz, wenn man jetzt etwas Neues und Merkwürdiges sehen will, ist's gescheiter, hier in Berlin zu bleiben als nach Asien oder Südamerika zu reisen.“ Pschütt hörte dies und alle die Reden und Scherzworte, welche die Studenten über ihn und seine Hundetoilette machten, und war nicht wenig stolz darauf, solches Aufsehen zu erregen. Er wollte aber den Leuten zeigen, daß man Huldigungen gewöhnt sei, darum ließ er den Kopf nach vorn sinken, zog die Winkel der Schnauze nach unten und ging langsam, nachlässig einher, als wollte er allen zu verstehen geben, daß er viel mehr sei als sie. Jetzt schlug drinnen im Hause eine Uhr und die Menschenmenge begann sich zu lichten, die Studenten gingen hinein nach den Hörsälen, um sich von ihren Lehrern in allem unterrichten zu lassen, was für die Menschen gut und heilsam ist, um zu lernen, wie man einen kranken Magen kuriert, wenn man ihn mit Kuchenessen verdorben hat, und wieviel man Strafe zahlen muß, wenn man jemanden einen „Esel“ nennt und dieser nur ein Schaf ist — denn das und noch vieles andere lernen die jungen Leute auf der Universität. Auch Pschütt wollte das lernen, aber es war ihm noch nicht klar, was wichtiger und not-

wendiger für ihn sei, einen kranken Magen kurieren zu können, oder zu wissen, was man alles in der Welt nicht thun dürfe, und wie man bestraft werde, wenn man es doch thäte. Er fragte einen jungen Studenten, der gerade neben ihm herging, womit er beginnen solle, aber der lachte und meinte, wenn er Student werden wolle, so sei es gar nicht notwendig, daß er alles das höre, was die alten Kerle da drinnen quatschten, wie er sich ausdrückte; es sei viel wichtiger Skatspielen und Fechten zu lernen, und Kneipen und politische Versammlungen zu besuchen, das würde ihm späterhin im Leben viel mehr Nutzen bringen; wenn man alle Krankheiten der Welt, oder alles, was als Verbrechen gegen die Gesetze bestraft werde, lernen wollte, so müßte man schließlich verrückt werden, denn dann lernte man niemals aus. Da dachte Pschütt: „Du brauchst es nicht erst zu werden" und schritt fürbaß nach der Halle des Universitätsgebäudes.

Er hatte gar nicht bemerkt, wie ein alter Mann in einem langen schwarzen Rocke mit einem langen weißen Barte und buschigen Augenbrauen, einer großen Brille auf der roten Biernase und einen breiten Räuberhut tief in die Stirn gedrückt, ihm schon lange nachgeschlichen war. Pschütt hatte ihn allerdings schon bei seinem Eintritt in den Hof gesehen und bei sich gedacht: „Der Mann sieht schlimm aus, das ist gewiß ein böser Zauberer, vor

dem muß man sich in acht nehmen!" Jetzt gesellte sich zu dem Zauberer ein junger Mensch mit roten Haaren und einer Nase, die beinahe bis ans Kinn reichte. Er warf den Kopf immer hin und her und seine Beine schlotterten in Hosen, die ihm viel zu weit waren. Das kleine Kerlchen sah putzig aus: es war gewiß der Zauberlehrling. Wenn er sprach, so sang und gurgelte er in einem fort — es klang gar nicht wie deutsch, es war auch wahrscheinlich gar nicht deutsch, sondern chaldäisch, oder sonst eine Zaubersprache. Der alte Zauberer sagte: „Das trifft sich herrlich, den können wir gleich heute gebrauchen."

„Freilich, Herr Professor" — heutzutage nennen sich die Zauberer nämlich alle Professoren — entgegnete der Lehrling, „ich will ihn auch gleich haben!" Und während Pschütt in seiner Unschuld an gar nichts dachte, schlich ihm der Rothaarige nach, ergriff ihn plötzlich am Halse und schleppte ihn mit sich fort. Pschütt war es natürlich gar nicht recht in den Händen dieses widerlichen Menschen zu sein, er sträubte und wehrte sich und suchte zu entkommen, aber der Rothaarige gab ihm einen Klapps auf den Mund und rief: „Sei ruhig, Kanaille! Jetzt bist du gefangen und kannst Deinem Schicksal nicht mehr entgehen!" Da wurde es Pschütt Angst, zumal er nun auch den alten Zauberer in seiner Nähe sah. Der Rothaarige schleppte ihn, während der Alte

immer nebenherging, nach einem großen Saal, in dem viele Hundert Studenten saßen und Schreibhefte vor sich hatten. Als der alte Zauberer eintrat, entstand ein großer Lärm, alle trampelten mit den Füßen, so daß es Pschütt noch mehr Angst wurde, weil er glaubte, jetzt würden die bösen Geister kommen und die ganze Hölle würde losgelassen. Aber es wurde bald wieder ruhig; die Studenten hatten dem Zauberer nur guten Tag sagen wollen. Der Zauberer trat auf ein Katheder und hielt den Studenten eine lange Rede; wahrscheinlich gab er ihnen Unterricht im Hexen. Währenddessen hielt der Rothaarige Pschütt so fest, daß er sich nicht rühren konnte. Auf einen Wink des Alten brachte er ihn jetzt vor und hob ihn in die Höhe und Pschütt hörte, wie der Alte sagte: „So, meine Herren, jetzt werde ich Ihnen alles demonstrieren. Geben Sie acht, ich werde dem Hunde den Bauch aufschneiden und Sie werden sich überzeugen, wie sein Herz und Lunge arbeiten. Ich werde ihn sogleich in den Block spannen." Da fing Pschütt an zu zittern wie Espenlaub, er winselte „Gnade, Erbarmen!" und weinte laut. Aber der Zauberer, der ihn inzwischen selbst mit eisernem Griffe gefaßt hatte, lachte und sagte: „Wir werden ihn chloroformieren." Dann zog er aus der Brusttasche ein langes, haarscharf geschliffenes Messer und ein kleines Fläschchen heraus. Pschütt schwamm es grün und

gelb vor den Augen. „Sei ruhig, dummes Vieh,“ schrie der Alte, „du stirbst für die Wissenschaft!“ Aber Pschütt war zu dumm zu begreifen, welche Ehre ihm damit geschehe, er wollte überhaupt nicht sterben. Allein was half es ihm? Er war viel zu schwach, sich gegen die Riesenkräfte des Zauberers zu wehren. Plötzlich hörte er, wie eine Stimme aus dem Zuhörerraum laut rief: „Aber das ist ja Tierquälerei, Herr Professor!“ Nun schöpfte Pschütt ein wenig Hoffnung, denn nach diesen Worten erhob sich ein furchtbarer Lärm im Saale, der Zauberer wurde abwechselnd rot und blaß und hielt wieder eine lange Rede, und alle Studenten schrieen gegeneinander und trampelten und polterten, und der Rothaarige, der den meisten Spektakel machte, fuhr gegen den jungen, kühnen Mann, der den Einwand gemacht hatte, einen schlanken, blonden Kandidaten der Gottesgelahrtheit, los wie eine wilde Katze. Pschütt fühlte, wie der Druck der Hand des Zauberers in der Erregung desselben nachließ. Den Augenblick benutzte er, machte sich mit dem Kopfe frei, biß den Alten in die Hand, so daß er sie erschrocken zurückzog, fuhr ihm mit den Pfoten ins Gesicht, zerkratzte ihm dieses, daß er laut aufschrie, und sprang dann mit einem weiten Satze zum Fenster hinaus, während drinnen der Lärm immer toller wurde. Als ob die ganze Universität hinter ihm wäre, galoppierte er in einem Zuge bis zum Bran-

denburger Thor. Dort wandte er sich um und schöpfte Atem, dann senkte er traurig den Kopf. „Ich habe genug vom Studieren," sagte er, „ich sehe schon, die Menschen wollen nichts von mir wissen, ich muß doch ein Hund bleiben. Aber ich will ihnen zeigen, was ich für einer bin!" —

Nachdem er sich in frischer Luft unter den Bäumen des Tiergartens gestärkt und erholt hatte, beschloß er zunächst ein wenig für sein Vergnügen zu sorgen. Er trat an eine Litfaßsäule, um sich über alle Genüsse zu unterrichten, die den Berlinern für diesen Tag in Aussicht standen. Da fiel ihm ein großes Plakat in die Augen, auf welchem für den Nachmittag die sämtlichen Hunde Berlins zu einer großen Versammlung nach Tivoli geladen wurden. Es sollte dort darüber beraten werden, wie die Lage der Hunde verbessert werden könnte, daß sie nicht mehr so viel zu arbeiten brauchten und mehr zu fressen bekämen. „Das ist Wasser auf meine Mühle," dachte Pschütt, und beschloß diese Versammlung gleichfalls zu besuchen.

Der große Saal der Tivolibrauerei draußen auf dem Kreuzberge war bis in die äußersten Ecken von Hunden gefüllt, ja es waren ihrer so viele zusammengekommen, daß gar nicht alle Platz fanden, sondern die Thüren geöffnet werden mußten, und eine große Anzahl draußen im Garten stand. Es waren Hunde der allerverschiedensten Rassen, Größen

und Stände: Bernhardiner, Teckel, Möpse, Wolfshunde, Spitze, Doggen, Hühnerhunde; es waren Zieh-, Wach-, Jagd-, Schoßhunde und andere mehr. Das war ein Bellen und Gekläff im Saale, ein gegenseitiges Belecken und Beschnüffeln! Ein kolossaler Bernhardiner, der an Größe und Farbe einem Löwen glich, wurde zum Oberhaupt der Versammlung gewählt. Er verstand sich mit so viel Würde und Anstand zu benehmen, wie ein Fürst; aber es dauerte sehr lange, bis es ihm gelungen war, alle zur Ruhe und Aufmerksamkeit zu bewegen. Ein großer Ziehhund trat zuerst vor und beklagte sich über die furchtbare Schinderei, mit welcher die Menschen sie behandelten, wie sie ihre Kräfte gewissenlos ausnützten, aber ihnen schlechtes Fressen gäben und wenig Ruhe gönnten. Das müsse anders werden, sagte er, die Menschen müßten Vernunft annehmen, sie gut behandeln, freundlich zu ihnen sein; es müßte eine Hundezeitung gegründet werden, in der dies den Menschen so lange wiederholt würde, bis sie danach handelten. Ein Fleischerhund meinte, auf gütlichem Wege würden die Menschen nie Vernunft annehmen, die Hunde müßten einfach zusammen halten und den Menschen so lange keine Dienste thun, bis sie ordentlich und kräftig zu fressen bekämen. Man müßte den Kaiser und Kaprivi bitten, ein Gesetz zu geben, daß die Hunde bloß gezwungen werden könnten, täglich eine bestimmte Anzahl Stunden

zu arbeiten und in den übrigen ausruhen müßten. Und wenn einem Hunde einmal ein Unglück passierte, daß ihm eine Pfote abgequetscht würde, oder ähnliches, so müßte die Polizei die Menschen zwingen, die Tiere zu verpflegen wie einen menschlichen Kranken, bis sie wieder gesund würden, oder, wenn sie nicht mehr so stark würden, daß sie wieder arbeiten könnten, sie verpflegen und beköstigen bis an ihr seliges Ende.

Mit einem Male sah Pschütt, wie eine junge, schöne Frau, der einzige Mensch im ganzen Saale, auf den Köter zutrat, die Arme um ihn schlingend, ihm vor der ganzen Versammlung einen Kuß gab und ausrief: „Du bist mein Mann, du hast recht! Ach, Ihr lieben Freunde, Ihr wißt ja gar nicht, wie schlecht die Menschen sind. Für sich selber sorgen sie in Hülle und Fülle, und Euch lassen sie verhungern und verkümmern! Ich kann die Menschen auch in den Tod nicht leiden, ich liebe nur Euresgleichen! Ach, wenn das Schicksal mich doch hätte als Hund geboren werden lassen! Aber da ich nun 'mal leider ein menschlich Wesen bin, so will ich wenigstens für Euch wirken und kämpfen, so lange ich lebe. Ich werde dafür sorgen, daß nicht bloß für die dummen Menschen Armenhäuser und Spitäler gebaut werden, sondern auch für Euch, die Ihr solche viel nötiger habt und viel mehr verdient, als die Menschen, welche alle ohne Ausnahme in Glück und Schnepfendr.. schwelgen. Darauf könnt Ihr Euch verlassen, das schwöre ich

Euch, eine deutsche Jungfrau!" Als die Hunde diese schöne Rede hörten, fielen sie einander um den Hals, weinten und küßten sich und riefen aus: „Ach, es gibt doch noch gute Menschen!" Nur ein ruppiger und räudiger Berliner Köter rief: „Das ist alles Kohl mit Rettig! Dafür gebe ich keinen abgefressenen Schweineknochen! Wenn wir selber nicht die Menschen zwingen, nach unserem Willen zu thun, freiwillig werden sie nie aufhören uns zu schinden! Wir müssen sie beißen, bis Blut kommt und vor allem müssen wir die Arbeit einstellen; niemand darf mehr Handwagen ziehen; der Wachhund muß den Dieb ruhig einbrechen, der Jagdhund den Hasen zwischen seinen Beinen durchlaufen lassen, damit die Menschen sehen, daß sie ohne uns nicht bestehen können. Eher wird's nicht besser werden!" Diese Worte des Köters erregten großen Tumult, das Beifalls- wie das Mißfallsgebell wollte kein Ende nehmen. Da stieg Pschütt auf den erhöhten Sitz. Er wollte zu seinen Genossen sprechen, sie in ihren edlen Vorsätzen bestärken und das Leid erzählen, in das ihn die Tücke und Hinterlist der Menschen beinahe gestürzt hätte. Allein kaum hatte er sich in Positur geworfen, kaum wollte er zu reden beginnen, als ein gottlos rohes Lachen aus den Kehlen der anderen Hunde ihn unterbrach! „Was will der da oben," schrie der Köter, der vorhin gesprochen hatte, „der gehört doch nicht zu uns!"

„Herunter mit ihm!“ bellten andere.

„Aber, liebe Freunde —,“ begann Pschütt.

„Laßt ihn nicht reden,“ kläffte der Köter, „er ist ja gar kein Hund — er ist ein Affe! Trägt sich ein Hund so? Geht so ein Hund gekleidet?“

„Nein“ schrieen ein paar wilde Ziehhunde, und andere bellten: „Fort, fort mit dem Affen.“

„Aber, liebe Freunde, ich bin ja ein Hund wie Ihr,“ sagte Pschütt, „ein Windhund —“

„Das glaubt Dir kein Hund,“ schrie der Köter. „Du bist ein Affe, der sich verkleidet hat und den die Menschen hierhergeschickt haben zu spionieren, zu horchen und zu hetzen! Fort mit Dir, geh zu Bröckmann, geh in Deinen Affenkasten!“ Und alle brüllten und bellten: „Hinaus, Affe, hinaus! Zu Bröckmann!“

Da half nichts, kein Versichern, kein Protestieren, keiner hörte auf ihn, der große Köter hetzte die ganze Versammlung gegen ihn und aus ein paar tausend Kehlen klang es ihm entgegen: „Affe! Affe! Geh zu Bröckmann!“ Man zerrte ihn an seinen Kleidern herunter, die ganz aus der Façon kamen, und mancher erhob drohend die Pfote gegen ihn. Da sah Pschütt ein, daß er seines Lebens nicht sicher sei, wenn er eigensinnig bleiben wollte, und beschloß sich aus dem Staube zu machen. Mit Mühe kam er bis zur Thür, allenthalben verfolgt von den Hohn- und Spottreden der Genossen, die ihn durch-

aus einen Affen nannten. Er war endlich glücklich, als er wieder draußen war, und rannte mit eingeklemmtem Schwanz den Kreuzberg hinunter. „Der Teufel hole meine Freunde," dachte er bei sich, „aber ich werde ihnen zeigen, welch schlechte Kerle sie sind und wie dumm es von ihnen war, mich zu beleidigen. Ich werde ihnen zeigen, daß ich zehnmal mehr kann und bin als sie. Ja, ich werde zu Bröckmann gehen, wie sie mir geraten, ich werde ein berühmter Künstler werden und sie alle beschämen."

Gesagt, gethan. Geradenwegs ging er die Belleallianceſtraße hinauf, durch das Hallesche Thor und die Friedrichstraße bis zum Bröckmannschen Cirkus*) und fragte dort nach dem Herrn Direktor. Diesem stellte er sich vor und sagte, sein Ehrgeiz habe schon lange danach getrachtet, unter der Leitung eines so berühmten Mannes ein tüchtiger Künstler zu werden, er brächte guten Willen und Geschicklichkeit mit und bitte um Aufnahme und Unterricht. Der Direktor schüttelte den Kopf und sagte: „Ihre Bitte ist ja für mich sehr ehrenvoll, lieber Herr Pschütt, aber ich glaube doch nicht, daß ich ihr mit gutem Gewissen willfahren kann. Sie sind ein Windhund und — Sie nehmen's mir nicht übel, aber

*) Bekanntes, namentlich bei Kindern sehr beliebtes Affen- und Hundetheater in Berlin.

Sie können ja nichts dafür — die Windspiele sind gerade nicht sehr für den Künstlerberuf geeignet, denn sie sind gewöhnlich ungelehrig und haben ein kurzes Gedächtnis. Ich glaube ja gern, daß Sie eine ganz besondere Ausnahme bilden, allein Sie sind auch schon über die ersten Jugendmonate hinaus, und das macht die Sache noch schwieriger. Aber Pschütt ließ sich nicht abweisen, sondern blieb fest bei seinem Vorsatz, er werde durch guten Willen und Beharrlichkeit alles überwinden, sagte er. „Gut," entgegnete der Direktor, „versuchen wir's. Dann müssen Sie sich aber dieselbe Behandlung gefallen lassen, wie sie allen andern zu teil wird." Das war Pschütt zufrieden und blieb bei dem Direktor.

Aber es waren trübe Tage, die jetzt für ihn hereinbrachen. Er sollte lauter Dinge lernen, von denen er bisher keine Ahnung gehabt hatte: auf den Hinterpfoten stehen, apportieren, lesen, rechnen, durch einen Reifen springen. Namentlich das Lesen und das Rechnen konnte er nicht begreifen, er verwechselte fortwährend die Buchstaben und die Zahlen, und es war ihm unerklärlich, daß seine Genossen, die mit ihm zusammen lernten, es so leicht begriffen. „Das sind Pudel und die Pudel sind gescheiter, Du bist ein dummer Windhund," antwortete der Direktor, wenn er danach fragte. Und so oft er seine Lektion nicht konnte — und er konnte sie fast nie — zog der Direktor eine Peitsche hervor und karbatschte

ihn mörderlich durch, ohne auf sein Schreien Rücksicht zu nehmen. Es gab überhaupt mehr Prügel als zu essen, für ihn ganz besonders. Fleisch gab es nur Sonntags, sonst bloß etwas in Wasser aufgeweichtes Brot und Knochen, von denen alles rein abgenagt war; schlafen mußte er in einem Winkel auf einer dünnen Lage Stroh. Ach, wie vermißte er jetzt das weiche Bett des Geheimrats und das schöne gute Essen daselbst! Dort war er aufgestanden und hatte sich niedergelegt, wenn er Lust hatte, hier mußte er um Fünf ans Studium und durfte bis zum Abend nicht ruhen. Oft heulte er ingrimmig vor Schmerz und Wut und Hunger. Aber dadurch verschlimmerte er seine Lage nur, denn seine Kollegen verspotteten, reizten und kratzten ihn nur um so mehr und fraßen ihm sein Futter vor der Nase weg. Wenn er dem Direktor sein Leid klagte, so jagte ihn dieser mit Stockschlägen fort und sagte: „Bist Du Dir nicht selbst schuld? Wer hat Dich geheißen Künstler zu werden? Bin ich zu Dir gekommen, oder Du zu mir?“ Da mußte Pschütt stille sein und dulden. Aber seine Lage wurde ihm immer unerträglicher. Er war schon zwei Wochen in der Lehre und konnte doch trotz aller Prügel, die er bekam, noch nicht auf den Hinterbeinen stehen. Der Direktor sagte, unnütze Fresser könnte er nicht gebrauchen, er würde ihn wieder fortjagen, die Direktorin gab im Fußtritte,

wo sie ihn sah, und die Kollegen verhöhnten ihn unbarmherzig wegen seiner Dummheit, kneipten ihn in die Ohren und zerzausten ihm das Fell. Er war noch viel magerer geworden, als er bisher gewesen, seine Augen waren rot und entzündet, er war ein Bild des Jammers, ein Schrecken für die Mäuse geworden. Er hielt es auch nicht länger mehr aus; sein Traum, ein Künstler zu werden, war zu Ende, und bevor der Direktor ihn auf die Straße würfe, wollte er selbst gehen. Er sehnte sich mit ganzem Herzen nach dem stillen, schönen Heim bei der Frau Rätin zurück, wo er es so gut wie ein Kind gehabt hatte. Eines Abends während der Vorstellung fand er die Thür offen und unbewacht, und rannte, den Augenblick benutzend, davon. —

Die Geheimrätin war nicht wenig erstaunt, als es an ihrer Thür kratzte. „Pschütt! Pschütt!“ rief sie außer sich und eilte zu öffnen. Sie bedeckte den Ankömmling mit Küssen und trug ihn eilig hinein in ihr Zimmer. „Pschütt! Böser, lieber, unartiger, süßer Pschütt, wo bist Du so lange geblieben? Wie siehst Du aus? Was haben sie mit Dir gemacht?“ sagte sie. „Ach, Mama,“ sagte Pschütt, „frage mich nicht, ich schäme mich, daß ich von Dir gehen konnte. Die Menschen und die Hunde, sie sind alle gleich schlecht, nur Du bist ein Engel! Jetzt bleibe ich immer bei dir!“ Da wurde die alte Frau, die sich nach ihm gesehnt und abgehärmt, die Thränen um

ihn vergossen hatte ganze Nächte lang, wieder ruhig und glücklich. Die Zofe aber sagte draußen in der Küche zu sich: „Nu jeht die verfl.... Wirtschaft mit des Vieh wieder los — ick ziehe zum Ersten!“

Pschütt und die Rätin lebten nur noch für einander. Er schlief wieder im Bette des seligen Geheimrats und sie kochte wieder das Beste für ihn, was auf dem Wochenmarkt zu kaufen war; er leckte ihr Wangen und Hände, und sie streichelte ihm sein weiches Fell. Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch.

Das gute Herz.

Ein modernes Märchen.

(1889.)

Es war einmal ein Mann, der hieß Lehmann, und der hatte das meiste Geld und das beste Herz in ganz Berlin. Das Geld bewahrte er stets in einem eisernen Schrank auf, den kein Feuer verbrennen und kein Spitzbube öffnen konnte, und das Herz trug er stets in der linken Brust, gerade unter seiner schweren goldenen Uhr. Und weil er gar so viel Geld und ein gar so gutes Herz hatte, kamen alle Unglücklichen, all^ Armen und Bedrängten zu ihm, und dann griff Herr Lehmann in seinen Geldschrank und stillte ihre Klagen und ihre Thränen, und die armen Leute gingen fort und riefen Gottes Segen herab auf den Mann, der eine so große Kasse hatte und ein so großes Herz.

Wenn er in seinem Kontor saß, in dem der große Schrank stand, dann drängten sich die Leute mit den zerrissenen Kleidern und den schmalen Backen so um ihn, daß er fast von seinem Stuhle stürzte — und er half allen: dem richtete er ein Geschäft ein, dem gab er in seinem Hause einen Platz, wo er wenig Arbeit hatte und gutes Essen, dem schenkte er ein Wertpapier, damit er auch zur Börse gehen konnte, wo man das viele Geld verdient. Wenn von den Leuten, die an der Börse sind, einer zu ihm kam, und ihm klagte, wie schlecht es ihm ginge, so kaufte er ihm alle Waren und Papiere ab, die er hatte, und gab ihm dreimal so viel als er verlangte.

So kam es, daß eines Tages sein Kassierer zu ihm kam und sagte: „Herr Lehmann, ich habe die Einnahmen und die Ausgaben zusammengerechnet, die Sie in diesem Jahre hatten. Alles, was Sie eingenommen haben, das haben Sie anderen Leuten gegeben und noch dreimal mehr. Wenn Sie also so fortfahren, dann sind Sie in einem Jahre ein Bettler. Denn wenn Sie kein Geld mehr haben, können Sie auch nicht mehr zur Börse gehen und kein Geld weiter verdienen, und Sie und Ihre liebe, schöne Frau müssen dann hungern und frieren."

Da antwortete Herr Lehmann: „Sie haben ganz recht, Herr Seemann, und ich sehe, daß Sie mir treu sind und es gut mit mir meinen; aber was soll ich machen? ich habe nun einmal so ein gutes Herz!"

Aber Herr Seemann schüttelte seinen Kopf und fuhr sich mit den Fingern durch die roten Haare. Dann sagte er: „Folgen Sie meinem Rate, Herr Lehmann, und schließen Sie Ihr Herz auch in den großen, großen Geldschrank, dann wird das Geld erst sicher, das Sie haben, und wird sich wieder mehren, und Sie und Ihre liebe, schöne Frau brauchen nicht zu hungern.“

Aber Herr Lehmann antwortete: „Das ist ja sehr schön und gut, Herr Seemann; aber was soll ich dann anfangen, wenn ich mein Herz nicht mehr bei mir habe? Dann werde ich ja nicht einmal mehr meine liebe, schöne Frau küssen, die ich doch lieber habe als die ganze Welt!“

„Das ist doch sehr einfach, Herr Lehmann“ entgegnete der treue Kassierer, „Sie brauchen ja Ihr Herz nur wieder herauszunehmen, wenn Sie zu Ihrer lieben Frau gehen.“

Das leuchtete nun dem reichen Manne ein und er that wie ihm sein Kassierer geraten. Früh an jedem Morgen schloß er sein Herz hübsch ordentlich ein, wo sein Geld lag, und dann setzte er sich auf seinen Stuhl, und später ging er zur Börse. Und wenn jetzt die armen Leute kamen und jammerten, so faßte sie der Hausknecht beim Kragen und warf sie zur Thür hinaus, und wenn ihn die Leute an der Börse betrügen wollten, dann lachte er und gab ihnen die Hälfte von dem, was sie verlangten, und sie mußten

es ihm verkaufen, denn sonst hätten sie ja verhungern müssen. Und die armen Leute sagten in der ganzen Stadt, daß der reiche Herr Lehmann sein gutes Herz verloren hätte. Da sah er seinen Kassierer an und beide lächelten, denn sie wußten ganz genau, wie sicher das gute Herz aufgehoben war, und sie freuten sich und drückten sich die Hände, wenn sie sahen, wie sich jetzt das Geld wieder in dem Schrank häufte, höher und immer höher, schon viel höher, als es früher war, bis in den letzten Winkel, so daß beinahe schon gar kein Platz mehr für das gute Herz da war.

Aber wenn es dunkel wurde, dann nahm Herr Lehmann sein gutes Herz aus dem Schrank und setzte es sich wieder in seine Brust und schloß den Schrank zu, so fest, daß kein Feuer und kein Spitzbube ihn öffnen konnte. Und dann ging er zu seiner Frau und küßte sie hundert Mal auf ihre roten Lippen, und dann speisten sie, Austern und Forellen und Schnepfen, und dann küßte er sie noch hundert Mal, und da sagte die schöne Frau: „Ach, Lehmann, wie glücklich bin ich doch, daß Du ein so gutes Herz hast! Denk' Dir, die Leute sagen, Du hättest es verloren. Ich weiß aber, daß Du es noch besitzest."

Und so verging ein Jahr, und alles war gut, und Herr Lehmann war dem klugen Kassierer dankbar für den guten Rat, und als der Weihnachtsmann kam und die Christbäume angezündet wurden, schenkte er dem klugen Ratgeber einen Thaler.

Als nun Herr Lehmann eines Tages wieder auf der Börse war und mit den Leuten handelte, die ihm die Papiere verkaufen wollten, kam plötzlich ein Diener hereingestürzt und sagte: „Herr Lehmann, kommen Sie schnell nach Hause, Ihre liebe Frau ist die Treppe heruntergefallen und es geht ihr sehr schlecht.“

Wie Herr Lehmann das hörte, lächelte er ruhig und sagte: „Nun sehe ich, wie gut mir mein Kassierer doch geraten hat! Wenn ich jetzt mein gutes Herz bei mir trüge, würde ich auf der Stelle nach Hause stürzen und ein Anderer würde die Papiere kaufen und mein Geldschrank würde nicht voller werden.“ So aber wandte er sich zu dem Diener und sprach: „Geh' nach Hause, Johann, und sage der gnädigen Frau, ich lasse sie schön grüßen und wünsche ihr gute Besserung. Und wenn die Börse geschlossen ist, werde ich mir mein Herz einstecken und zu ihr kommen, und dann werde ich ihr hundert Küsse auf ihre roten Lippen geben und sie wird wieder gesund werden.“ Und also handelte er weiter mit den Leuten wegen ihrer Papiere und sie mußten sie ihm um den vierten Teil dessen geben, was sie wert waren. Und die Leute, welche das sahen, sagten: „Der Herr Lehmann ist ein kluger Herr und ein reicher Herr, aber er hat gar kein gutes Herz.“ Aber er rieb sich die Hände und sagte: „Jetzt ist mein Geldschrank so voll, daß keine Krone mehr hinein geht, und wenn ich noch mehr

Geld verdiene, so muß ich mein Herz wieder herausnehmen. Aber das darf ich nicht, denn sonst würde ich ja wieder alles Geld verlieren." Und Herr Lehmann wußte nun gar nicht mehr, was er machen sollte, und dachte: „Da muß ich erst einmal Herrn Seemann fragen, der wird mir schon wieder einen guten Rat geben." Und dann ging er nach dem Kontor, wusch sich die Hände, schloß den Schrank auf und steckte sich wieder sein Herz in die Brust.

Wie das aber nun in der Brust steckte und immerfort „Tik! tak! tik! tak!" machte, da fiel ihm mit einem Male ein, daß ja seine schöne, liebe Frau so krank sei, und daß sie inzwischen vielleicht gar gestorben sein möchte. Und das gute Herz tikte nun auf einmal ganz laut: „Lauf! Lauf! — Lauf! Lauf!" Und da nahm er seine kurzen, dicken Beine in die Hand und lief was er laufen konnte, und wie er an sein Haus kam und keuchend die Treppe hinaufstieg, kam gerade der Diener herunter und sagte: „Herr Lehmann, Ihre liebe Frau ist eben gestorben. Sie hat immer auf Sie gewartet, daß Sie ihre roten Lippen küssen möchten, und wie Sie gar nicht kamen, hat sie geseufzt und gesagt: ‚Jetzt sehe ich erst, wie mein lieber Mann mich betrogen hat und wie er gar kein Herz besitzt, nicht einmal ein schlechtes.' Und dann hat sie sich auf die andere Seite gedreht und ist gestorben."

Da wankte Herr Lehmann zu dem Bett seiner

Frau. Die lag da, und ihre schönen roten Lippen waren ganz weiß. Und die Thränen liefen ihm über das Gesicht und er küßte sie hundert Mal auf die schönen weißen Lippen, aber sie wurde nicht wieder lebendig. Und da riß sich Herr Lehmann die Hälfte der Haare aus und weinte und rief: „Ach, was habe ich nun von meinem ganzen vollen Geldschrank, wenn meine liebe, schöne Frau nicht mehr lebt! Ach, hätte ich doch mein gutes Herz immer in meiner Brust behalten, dann hätte ich meine liebe, schöne Frau noch, dann wäre ich gleich von der Börse hierher gelaufen und hätte sie hundert Mal auf die schönen roten Lippen geküßt und sie wäre wieder gesund geworden! Ach, nun macht mir mein ganzer Geldschrank keine Freude mehr, wenn er auch bis zur Decke voll ist. Ach, und den verdammten Kassierer, der mir den bösen Rat gegeben, den will ich gleich morgen fortjagen, denn er ist schuld, daß ich mein gutes Herz eingeschlossen hatte und meine liebe, schöne Frau gestorben ist."

Da kam auf einmal der Diener hereingestürzt, ganz blaß, und rief: „Herr Lehmann, was haben Sie denn gemacht? Sie haben ja den Geldschrank offen stehen lassen! Da hat der Kassierer das ganze Geld zusammengepackt und ist auf und davon gegangen!" Wie Herr Lehmann das hörte, riß er sich die andere Hälfte der Haare auch noch aus und jammerte noch viel mehr als früher und schrie: „Ach, Du Schurke

von einem Kassierer! Ach, warum habe ich ein so gutes Herz! Wie ich es in der Brust hatte, da hat es gleich getikt: ‚Lauf! Lauf!‘ und ich habe nicht einmal den Schrank schließen können! Ach, hätte ich es doch immer in dem Schrank gelassen unter dem schönen, guten Gelde, wo es so sicher lag! Dann hätte ich mein schönes, gutes Geld alles noch! Ach, Du Schurke von einem Kassirer, wie unglücklich hast Du mich gemacht! Du hast auch so rote Haare gehabt, und hast nie Mitleid mit den armen Leuten besessen, Du bist gewiß der Leibhaftige selber gewesen! Ach, was fange ich nun an? Jetzt habe ich kein Geld mehr und keine Frau mehr. Was nutzt mir denn nun mein gutes Herz?“

Wie ihn der Diener so jammern hörte, fragte er: „Haben Sie jetzt wirklich gar kein Geld, Herr Lehmann?“ Und wie er „Nein!“ sagte, fuhr der Diener fort: „Ach, dann bedauere ich Sie aber. Sehen Sie, Herr Lehmann, man muß nie ein zu gutes Herz haben! Ach, Sie Ärmster, jetzt werden Sie sich wohl selber bedienen müssen, denn ich muß Sie ja jetzt verlassen. Ich könnte das ja nicht mehr mit ansehen, wie Sie hungern und frieren würden, denn, sehen Sie, ich habe selber ein zu gutes Herz!“

Da hatte der arme Herr Lehmann nicht einmal mehr jemanden, der ihm seine liebe, schöne, tote Frau begraben wollte, sondern er mußte ihr mit seinen eigenen Händen ein Grab schaufeln in seinem

Garten. Und dann kamen die Männer vom Gericht und warfen ihn aus seinem Garten und aus seinem Hause, denn er mußte ja noch die Leute bezahlen, denen er ihre Papiere abgekauft hatte. Und nun hatte Herr Lehmann nichts zu essen, denn er besaß nichts weiter als sein gutes Herz. Und nun ging er zu den armen Leuten, denen er früher so viel geschenkt hatte und die jetzt in Hülle und Fülle lebten, und Austern und Forellen und Schnepfen aßen, weil sie mit dem Gelde reich geworden waren, das er ihnen geschenkt hatte, und bat, sie möchten ihm auch etwas von den schönen Sachen schenken, die sie aßen. Die sagten aber: „Wir geben nichts einem Menschen, der so ein schlechtes Herz hat und seine Frau sterben läßt!" und riefen ihre Diener und ließen ihn die Treppen hinunterwerfen.

Da stand der arme Herr Lehmann ganz allein mit seinem guten Herzen und weinte, weil seine Frau gestorben und sein Geld verschwunden war und weil ihn so hungerte. Dann ging er zur Börse und wollte das Einzige verkaufen, was er noch besaß: sein gutes Herz. Aber die Leute, denen er früher immer die Papiere abgekauft hatte, sagten: „Wir können Dein Herz nicht brauchen, und wenn es noch so gut wäre, denn wir kaufen hier nur Papiere!" Und als es Abend wurde und der Laternenmann die Lampen anzündete, ging er ganz allein an den tiefen schwarzen Fluß, der mitten durch Berlin fließt und der die

Spree heißt. Und da nahm er sein gutes Herz und warf es mitten hinein in das schwarze Wasser, daß es pumperte, und sagte: „Du hast mich in all' das Unglück gebracht, denn wenn ich Dich nicht gehabt hätte, so besäße ich noch meine liebe, schöne Frau und mein gutes, schönes Geld! Ach, es giebt kein größeres Unglück, als ein gutes Herz!" Und wie er das gesagt hatte, fiel ihm ein, daß er ja nun gar nichts mehr hätte, nicht einmal mehr sein gutes Herz, und daß er nun wohl auch werde sterben müssen. Da dachte er: wenn ich nur wenigstens mein Herz wieder hätte! Im schlimmsten Falle verkaufe ich's dem Schlächter!" Und nun sprang er auch in den tiefen, schwarzen Fluß, um sein gutes Herz wiederzuholen. Aber er mußte wohl zu tief gesprungen sein, denn die Wellen schlugen gleich über ihm zusammen, und wie er schon untersank, hörte er nur noch, wie sie zu gluckſen schienen: „Das gute Herz! . . . Das arme, gute Herz! . . .

Und wenn der Herr Lehmann mit dem guten Herzen auch gestorben ist, so lebt er doch noch heute . . .

Der große Kurfürst in der Neujahrsnacht.

Berliner Märchen.

(1888.)

Alljährlich in der Neujahrsnacht zwischen Zwölf und Eins — so erzählt die Berliner Ortssage und selbst der kritischeste Spreeathener glaubt daran — steigt der große Kurfürst von seinem Denkmal herunter und durchwandelt unsichtbar die Straßen der Hauptstadt, um sich zu überzeugen, wie sich sein geliebtes Berlin im letzten Jahre fortentwickelt hat. Dann schreitet er ungesehen von den Wachen hinein in die Wohnräume des jeweiligen Herrschers, drückt ihm seine Zufriedenheit oder Mißbilligung aus, gibt ihm auf seine Bitte aus dem unendlich reichen Schatze seiner Erfahrungen diesen oder jenen Rat für die Zukunft und sagt ihm, wie er wohl handeln

würde, wenn er selbst jetzt noch als Herrscher in den Marken lebte. Mit dem Glockenschlage Eins ist er wieder auf seinem Postamente, denn dann erlischt der Zauber, während bis dahin seine Abwesenheit nicht die vorübergehenden Nachtschwärmer, ja nicht einmal die trotzigen Gefangenen zu seinen Füßen bemerkt haben; denn wüßten sie es, sie würden sich auf der Stelle losreißen und in ihrer Wut vielleicht ganz Berlin in Brand stecken.

So stieg auch vor ein paar Jahren, als der greise Kaiser Wilhelm noch lebte, der große Hohenzoller herab, um sich der mächtigen Fortschritte zu freuen, die unsere Stadt im letzten Jahre gethan. Der blendende Schnee lag auf den Dächern der Häuser, auf den Straßendämmen, auf Erkern und Laternen, und warf das bläulich-weiße, wie Phosphor leuchtende Mondlicht mit voller Kraft zurück, magisch erglänzten in ihm die Fronten des riesigen Königsschlosses und die grauen, halbverwitterten Rokokobauten von Alt-Berlin. Eiskrystall an Eiskrystall schoß sich auf der Oberfläche der Spree zusammen, die Laternenlichter flackerten einander im Nachtwind ein „Prosit Neujahr“ zu, vereinzelte elektrische Flammen strahlten herüber, von den Linden her klang das verworrene Tosen einer ausgelassenen Menge, welche den Sylvester im Freien feierte, und der taktmäßige Schritt der auf Posten ziehenden Ablösung dröhnte vorüber und verhallte in der Ferne . . .

eins, zwei . . . eins, zwei . . . Da ward die Bronzegestalt lebendig, schwang sich vom Roß, vom Postament herab über die Schutzkette und schritt mit Geistertritten hinein in die frische, lustige Winternacht. Hinüber gings über die Brücke. Kaum traute er seinen Augen, als da, wo er das letzte Mal noch winklige Gassen, schmutzige niedrige Häuser, enge Höfe voll Unrat, zerfallene Treppen erblickt hatte, Brutstätten des Typhus, Pflanzstätten des Lasters, Wohnplätze des Elends, jetzt Prachtpalast an Prachtpalast stand, reichgeschmückt, wohnlich, hochragend bis in den Himmel und gesund. Als er sah, wie weiterhin nach mächtigen, ihm schier unendlich dünkenden Hallen, Wagen auf Wagen, Eisenbahnzug auf Zug gefahren kam, beladen mit dem saftigsten Fleisch, dem duftigsten Gemüse, den köstlichsten Meerbewohnern, und alles Platz fand in den Geschossen der Riesenhalle und hier ein Raum geschaffen war für Tausende zu sicherem, von Witterungsunbilden unbeeinflußtem Kauf und Verkauf. Und dann wandte er seinen Fuß und über die Friedrichsbrücke hinübereilend und vor der Nationalgalerie seinem neu aufgestellten Urenkel einen herzlichen Gruß zuwinkend, gelangte er über die Linden, vorbei an der Ruhmeshalle, in der er frohlockend die Thaten auch seiner wackeren Krieger verherrlicht sah, nach der Friedrichsstadt. Er lächelte, wenn er einen Blick durch die verhangenen Scheiben der dichtgefüllten Bierlokale

warf und murmelte: „Es scheint, meinen Berlinern wächst der Durst von Jahr zu Jahr, sie können nicht genug Kneipen bekommen. Nun, ich freue mich herzlich, wenns ihnen nur schmeckt.“ So durchstreifte er im Fluge alle Teile Berlins, alles Neue und Unbekannte mit seinem Strahlenauge sofort erkennend und durchschauend. Und jetzt wandte er sich zurück und trat ein in das schlichte, kleine graugelbe Haus an der Ecke der Linden und des Opernplatzes. Er verweilte lange darin, dieses Mal länger als in früheren Jahren. Ernst hatte der hohe Herr, der da drinnen hinter den einfachen Scheiben waltete, den Geist seines gewaltigen Ahnen empfangen, ernst seinen Gruß erwidert und dem Glückwunsch gelauscht, den ihm jener zu dem stetigen und überraschenden Emporwachsen seiner Residenz und seines Landes dargebracht, dann aber hatten sie sich beide in die Betrachtung der Geschicke vertieft, die dem geliebten Vaterlande für die nächste Zukunft, für das laufende Jahr bevorstehen mochten: sie hatten in dieser Sylvesternacht, in der wir anderen alle es uns beim dampfenden Glase wohl sein ließen und mit keinem Worte unserer alltäglichen Leiden gedachten, gesprochen von der Arbeit wackerer Männer fern an südlichen Küsten zum Nutzen des Vaterlandes, von den Wolken, die von Osten und Westen gegen uns heraufzuziehen schienen, von den schlagenden Gasen, die sich im Innern des Landes, in den Hütten der Armut und

des Elends ansammelten, und wie jene zu fördern und diese zu zerstreuen wären. So hatten sie lange in leisem, tiefem Gespräch gesessen, alles erwogen, alle Möglichkeiten bedacht und ihre Mienen waren ernster und ernster geworden. Doch nun schien alles erledigt und ihre Züge wurden wieder glatt und ruhig. Da sprang der Geist des Kurfürsten schnell auf, ein Blick auf die Wanduhr trieb ihn von hinnen — die Uhr hob gerade zum Schlage der ersten Stunde aus. Noch einen Händedruck und er eilte hinaus. Doch es war schon zu spät, und kaum, daß er bis zur Schloßbrücke gelangte, als die Uhr Eins schlug .... da fiel der Zauber .... und ein Haufe lärmender, lachender, angezechter Nachtschwärmer umringte einen großen Mann im Triumphatorkleide und rief ihm höhnende, spottende Worte zu: „Aujust, Du willst woll zu Kroll'n uff'n Maskenball .... Nanu, Aujust, wie kommst De hierher? soll ick Dir den Weg nach Dalldorf zeigen?" Umsonst versuchte der „Angeulkte" sich frei zu machen, der Haufen wuchs stetig an, der Lärm ward immer lauter .... da erschien ein Wächter des Gesetzes, der den vor der Karnevalszeit Maskierten eilig zur Wache brachte, unter dem Halloh der hinterherstürmenden Menge. „Wer sind Sie?" herrschte man ihn oben an. „Kurfürst Friedrich Wilhelm I." entgegnete der Gefragte. Ein Höllengelächter erfolgte; die Schutzleute, die nachdrängenden Zeugen lachten

unbändig, selbst die Akten auf den Pulten schienen sich vor Vergnügen umzuwälzen. „Machen Sie hier keene Kaleika," fuhr der inquirierende Beamte fort, „glauben Sie, wir ließen uns hier uzen? Nennen Sie uf der Stelle Ihren Namen, oder wir bringen Ihnen nach'n Molkenmarkt!" — „Ihr Buben", donnerte der Kurfürst, daß das Haus erdröhnte, „ich will Euch Respekt lehren vor dem Ahnherrn Eures Herrscherhauses .... Ihr sollt ...." „Ach so", fiel schnell der Beamte ein, „also so steht et. Na ja — Lehmann, bringen Sie den juten Mann 'mal nach die Charité!" .... Der große Kurfürst verhaftet .... nach der Charité transportiert .... weil man ihm nicht glaubte! Man hielt ihn für trunken oder sinnlos! Der Herrliche überlegte ... sollte er sein Schwert ziehen und sich durchschlagen bis zur Brücke? Nein, er wollte nicht in die Notwendigkeit kommen, vielleicht Blut seiner Söhne zu vergießen. Doch sich verhaften lassen durfte er noch weniger — was hätten die Berliner dazu gesagt! So faßte er sich schnell. „Pardon", sagte er, „ich habe mir einen Sylvesterscherz erlaubt, mein Name ist Dr. August Förster, Direktor und Societär des „Deutschen Theaters." Ich habe heut' Abend den Kurfürsten Friedrich Wilhelm im „Prinzen von Homburg" gespielt, und beschloß im Kostüm nach Hause zu gehen, um eine bei mir versammelte Gesellschaft zu überraschen!" Das Erstaunen über diese Er-

klärung war allgemein. „Richtig! Richtig!“ entgegnete der Beamte. „Wie habe ich Sie nur nicht gleich erkannt! Das ändert die Sache ja völlig. Entschuldigen Sie nur vielmals den Irrtum des Schutzmannes .... wenn Sie die kleine Ordnungsstrafe von 5 Mark erlegen wollten ... bitte, es war uns eine große und besondere Ehre, einen so berühmten und verdienstvollen Künstler bei uns zu sehen! — Ihr da“, wandte er sich an das Publikum „macht, daß Ihr nach Hause kommt und laßt den Herrn unbehelligt!“ Da schritt der Kurfürst gelassen mit wuchtigem Schritt die wankenden Treppen hinunter bis zur Brücke und setzte sich ruhig wie immer auf sein Roß. Im Stillen freute er sich seiner Kriegslist und überlegte, wie es doch seltsam sei im modernen Berlin, daß man dem Wort des Theaterdirektors mehr geglaubt habe, als dem des Begründers der Macht des Vaterlandes. Der aber diese Geschichte erzählt hat, kehrte gerade in jener Stunde von der Neujahrsfeier aus der Gesellschaft lieber Freunde über die Kurfürstenbrücke nach Hause zurück. Noch schnalzte seine Zunge in Erinnerung des köstlichen Punsches, den er eben in gehöriger Menge genossen. Und noch heute schwört er darauf, daß der große Kurfürst damals, als er auch ihm im Vorübergehen ein „Prosit Neujahr“ zurufen gewollt, nicht auf seinem Rosse gesessen habe.

Zwei Gegnerinnen.

Märchen.

(1887.)

Einst gab die Gottheit im himmlischen Festsaal den englischen Geistern einen großen Ball. In rauschenden Wirbeln bewegte sich alles unter den Klängen eines Sphärenwalzers über den azurnen Estrich dahin: ein prächtiges, herrliches Bild, und der liebe Gott sah huldvoll lächelnd von seinem Throne auf dasselbe hernieder. Nur eine hohe, ernste Frau mit blassen Wangen und dunklem Haar in einem einfachen, weißen, wollenen Schleppkleide stand abseits von den Fröhlichen, wie traumverloren, beinahe düster vor sich hinstarrend. Da öffnete sich die Thür und ein verspäteter Gast trat ein: eine blühende, üppige Dame mittlerer Größe, von Freude und Glück strahlend, in einem prächtigen, bordeauxroten Samtkleide, einen Fächer von Elfenbein

und Straußenfedern in der Hand, die kostbarsten Diamanten um den Hals, in Ohren und Haar. Ein süßer, berauschender Duft ging von ihr aus. Sie lächelte im Hereintreten, und wie sie lächelte, jauchzten die Engel. Es war die Liebe. Alles umringte, alles küßte sie und huldigte ihr. Nur die große, blasse Dame fuhr plötzlich wie im Todesschreck auf; einen leisen Schrei ausstoßend, streckte sie wie abwehrend die Hände aus, und ohne sich weiter umzublicken, ohne sich von der Gesellschaft zu verabschieden, eilte sie mit schnellem Schritt zu der kleinen Pforte am anderen Ende des Saales. Die Liebe hatte das bemerkt. „Ah, das ist doch aber wirklich zu arg," sagte sie und trat stirnrunzelnd vor Gottes Thron. „Ich muß mich bei Dir beklagen," begann sie. „Hast Du gesehen, was eben vorgefallen? In solcher Weise beleidigt mich jene Dame unaufhörlich, und ich muß Dich bitten, mir Genugthuung zu verschaffen. Sei es, daß ich in ein Menschenherz, in dem sie wohnt, mit einziehen will, sei es, daß wir uns anderwärts begegnen — sowie sie meiner ansichtig wird, flieht sie vor mir, als sei ich ein Geist der Rache und des Verderbens. Und ich habe ihr doch nie das Geringste zuleide gethan, ich kenne sie überhaupt gar nicht, ich weiß nicht einmal, wie sie heißt. Wer ist sie denn eigentlich?" Da lächelte Gott in seiner unendlich milden Weise: „Das glaub' ich, daß jene Dich flieht," sagte er. „Aber weshalb denn?" fragte die Liebe.

„Bin ich denn solch ein fliehenswertes Geschöpf? Alle Welt ist beglückt, wo ich mich zeige, und nur diese —" „Du kennst sie wirklich nicht?" fragte Gott. — „Nein." — „Und Du möchtest wissen, wie sie heißt?" — „Ich bitte Dich darum." — „Nun, es ist die Vernunft!" . . .

Der Trauring.

Novellette.

(1888.)

Ein weiter, weißgrauer Saal, durch dessen grünlich durchscheinende, gläserne Decke das Oberlicht in breiten, ungebrochenen Wellen hereinflutet und sich ebenmäßig bis in die äußersten Winkel ergießt. Aus diesem gleichmäßigen Lichtmeer tauchen schwarze Massen stumpf und brutal auf, als Kästen, Tische, Regale, Pulte, Maschinen, Räder, Menschen, welche einer neuen, gefleckten Rasse anzugehören scheinen, die einer Kreuzung von Kaukasiern und Sudanesen entstammt. Dieses Schwarz hat keine feinen Abtönungen, keine spiegelnden, glatten Glanzlichter — so wenig wie das hereinflutende Licht: Alles ist stumpf, nüchtern, rauh, eintönig. Und in diese prosaischen Farben-gegensätze hinein brummt und schwirrt und klappert

und surrt es gerade so einförmig, nie lauter, nie leiser, nie schneller, nie zurückhaltender, drehen sich die Räder der Maschinen so gleichmäßig, zittern und fließen die schmutzig gelben Treibriemen wie ein endloser Strom von Leder, spucken die Mäuler der Maschinenungeheuer, deren Eingeweide offen liegen, hinter ihren ungeheuren Walzen weiße, bedruckte Bogen heraus: einen — klapp! — noch einen — klapp! — einen dritten — klapp! . . . ohne Unterlaß, immer in denselben Zeiträumen, derselben Lage, derselben Größe. Und dazwischen wandeln die gefleckten Menschen, schlürfend, alle mit denselben gleichgiltigen Mienen, den glanzlosen Augen, den gefurchten Stirnen, denen man es ansieht, daß dahinter kein eigener, ursprünglicher, nur diesem Individuum gehörender Gedanke wohnt — in dieser Zeit der Arbeit wenigstens nicht — sondern nur eine Art erworbenen Instinkts, daß dieses Gehen, Zugreifen, dies Auflegen neuer Papierrollen, dieses Herausholen, Falzen, Wegtragen der Bogen eine mechanische Reflexbewegung ist, eine Anspannung des Muskeln — nichts mehr.

Dieser Ort, diese Rotationsdruckerei, ist die Entbindungsanstalt der Poesie; was auf jenen Bogen steht, sind die glühenden Ergüsse einer flammenden Seele, welche von hier aus in die Welt wandern werden, sie aufregend, in einen Taumel der Wonne, des Hasses, der Leidenschaft versetzend, einen neuen Glauben, eine neue Lehre verkündend . . . Bah, den

Menschen hier ist die neue Lehre, die ihre Hand unter die zu revoltirende Menschheit schleudert, so gleichgiltig in diesem Augenblick — sie würden mit demselben schwerfälligen Ernst diese Bogen herausholen, falzen, wegtragen wenn sie Teile einer Kinderfibel enthielten: „Franz, o, komm' doch zu mir . . .“

Wie das junge Mädchen da auf dem Trittbrett neben dem Maul der Maschine, in der gleichen blauen schwarzfleckigen Blouse wie die andern Genossinnen, die bedeutungsvollen Bogen bricht, glättet und dann fast verächtlich rechtshin wirft, indeß das Auge darüber weggleitet, ohne etwas anderes zu sehen, als eine weiße schwarzgepunktete Fläche! Ein kleiner Papierhügel schichtet sich neben ihr, von Sekunde zu Sekunde gleichmäßig wachsend . . . eine Sekunde vergeht, eine andere . . . er wächst nicht . . . und in dem Korbe am Boden häuft sich eine ausgespieene ungefalzte Papiermasse, die schon der Maschine fast bis an den Rachen reicht, indeß das junge Mädchen noch immer dasteht, das eine Blatt in den Händen, die Augen tief in dasselbe gesenkt, als könnten sie sich nicht trennen von der einen Zeile, auf die sie zufällig gestoßen und die sie blitzartig gefesselt hat wie mit glühender Zange, daß sie weiter lesen muß, das flammende, lodernde Lied von der Qual der Unglücklichen, die niemand liebt, weil sie zu arm sind: Vers um Vers, deren jeder einen Sturm in ihrem knospenden, jungfräulichen Busen aufwühlt.

„Helene . . . Sind Sie des Deibels . . .“

Entsetzt fährt sie auf, wie eine erweckte Nachtwandlerin, aus ihren seligen Träumen durch diese spitze, stechende, verletzende Stimme herausgerissen . . .

„Seit wann is das Mode, daß die Falzmächen in der Arbeit die Bogen lesen, anstatt sie zu falzen?“

Ein paar schwarze, glühende Augen richten sich auf den groben, rohen Mund, wie um ihn zum Schweigen zu bringen.

„Sie bitten nich' mal um Entschuldigung . . . Sie wollen noch muckschen? Na, warten Sie — ick werde Ihnen mit fünfzig Pfennigen Strafe notiren, die Ihnen nächsten Sonnabend abgezogen werden, Leneken . . . Ihnen werden wir schon kriegen . . .“

„Herr Faktor, ich werde meine Strafe bezahlen, damit gut — aber für Sie bin ich Fräulein Sehlow und nich' Leneken, wenn ich bitten darf —“

„Prinzessin — !“ Mit einer bösen Falte um den Mund, einem verächtlichen Achselzucken wendet sich der Faktor ab, allein indem er an sein Pult zurückgeht, kann er nicht unterlassen, noch einen Blick über die Schultern zurückwerfen, einen herausfordernden Blick, begehrend, fragend, drohend . . .

Es hatte Feierabend geschlagen, und eines der Mädchen nach dem andern verließ seinen Posten, die Maschinenräder standen ruhig, die Treibriemen schienen festgefroren, in dem Saale ward es still und leer . . . Was zögerte Helene heut so auffällig, sie,

sonst die flinkste? Dreimal wendete sie sich hin und her, nestelte an den Knöpfen des Mantels, um plötzlich mit energischen, kurzen Schritten vor den Faktor hinzutreten, die Füße laut aufsetzend, wie um sich Mut zu machen.

„Herr Seidel .... Sie wissen ich habe meine gelähmte Mutter zu ernähren — ich kann fünfzig Pfennige nicht wegwerfen — ich will dafür lieber Überstunden machen — ich gehe solange nur eine Stunde statt zwei zu Tisch, bis ich die Strafe abgearbeitet habe — es kann Ihnen doch gleich sein, nich wahr? ...“ Erst zögernd und leise, hatte sie allmählich immer entschiedener gesprochen.

Welch einen lauernden Blick der Faktor auf sie warf, wie sich seine Lippen kräuselten, als wollten sie sagen: „Aha, kommt die Mamsell zu mir? Na ... ich ... will mal sehen ...“

Sie wendete sich kurz angebunden um, zum Gehen bereit — die Sache war abgemacht.

„Leneken!“ sagte er leiser, dicht an sie herantretend. „Sei'n Sie man 'n bisken vernünftig — ick will über die Geschichte einen Strich machen ...“ Er versuchte, seine Hand um ihren Gürtel zu legen, um sie an sich zu ziehen. Sie trat sofort zurück, maß ihn mit einem strengen Blick von oben nach unten und sagte knrz: „Herr Seidel, — rühren Sie mir nicht an! Wir haben nichts mit einander zu thun —“

„Ich weiß nich, was Sie wollen, glauben Sie mir, ich habe die ehrlichsten Absichten —“ er versuchte seiner Stimme einen schmeichelnden, aufrichtigen Klang zu geben, was sie nur noch schleimiger und unangenehmer machte.

„Ehrliche Absichten — ja woll, Sie! Ihnen kennt man, allen Mädchen suchen Sie die Köpfe zu verdrehen — und dann ... nee, ich danke, ich habe keine Lust um so Eines willen, wie Sie, in drei Vierteljahren in die Spree zu gehen ...“

„Das wäre im März, und dann ist sie überhaupt zugefroren!“ Er glaubte einen wundervollen Witz gemacht zu haben und lachte selbst aus vollem Halse darüber.

Sie sah ihm fest in die Augen. „Schwören Sie doch, daß Sie mir heiraten wollen —“

Er sah weg und stotterte „Aber natürlich ...“ Diese Beteuerung, die ihm bei andern Mädchen so leicht geworden — warum konnte er sie nicht auch in diese festen, klaren grauen Augen schleudern? Er suchte Lenen noch einmal an sich zu ziehen, indeß er die andere Hand in seltsamer Weise zusammenballte.

„Lassen Sie mir — was haben Sie denn blos immer mit Ihre linke Hand?“

Er wurde fast rot und legte die Linke schnell auf den Rücken. Ach, er wußte recht gut, warum er das that: — als Helene mit kurzen, energischen Schritten gegangen, zog er sie vor und würgte und

drückte mit der andern darum herum, daß er selbst schwitzte und ächzte.

Dieser vermaledeite Trauring! Da saß er, fest wie ins Fleisch hineingeschraubt, und war nicht herunterzubringen, so sehr er sich mühte und drehte und schob! Er verwünschte den Ring, die Stunde, da er ihn angesteckt, den Finger, der seit zwei Jahren stärker geworden war. Früher hatte jener sich mit solcher Leichtigkeit entfernen lassen, wenn es ihm einfiel, auf Abenteuer auszugehen, wenn er seine Macht, seine Stellung den armen Mädchen gegenüber ausnutzen wollte, die ihm untergeben waren. Und diesen breiten Reifen, der so verdächtig hell blitzte, durfte Helene an seiner Hand nicht sehen, um keinen Preis! Ihre natürliche Tugend, ihre Klugheit, die Vorsicht dieses Mädchens, das auf sich selbst angewiesen, so gut wie allein im Leben stand, erschwerten ihm seine verwerflichen Absichten schon so sehr. Bei keinem Mädchen hatte er noch solche Schwierigkeiten gehabt! Nicht einmal den leisesten Kuß wollte ihm der Racker gestatten, nicht die geringste Umarmung! Andere waren froh, sich die Gunst ihres Vorgesetzten zu erkaufen . . . er gab ihnen bessere Arbeit, sah ihnen manches Versehen nach! . . . Helenen war er mit Schmeicheleien genaht, er hatte sie des Sonntags ausführen wollen — sie bliebe bei ihrer Mutter, antwortete sie. Er gab ihr schlechte Arbeit, strafte das kleinste Versehen, schikanirte sie, wo er konnte . . . alles um-

sonst. Dennoch hoffte er schließlich seine Absichten durchzusetzen, den er war von seiner Unwiderstehlichkeit überzeugt. Nur den Trauring durfte sie nicht erblicken — dann war alles für immer aus. Das würde sie ihm nie verzeihen, von seiner Ehe durfte sie keine Ahnung haben! Dann wußte sie, daß alle seine Worte Lügen waren — und der Bosnickel wäre in der Erbitterung im Stande gewesen, zu seiner Frau zu laufen und ihr alles zu erzählen. Welche Listen, Stellungen, Handgriffe hatte er nicht schon angewendet, ihr diesen verdammten Trauring zu verbergen, der sich nicht abziehen lassen wollte — immer andere Listen natürlich, damit sie die Sachlage nicht merkte. Nichts fürchtete er so, als sich damit zu blamiren, und er ward die geheime Angst nicht los, daß der Trauring ihn eines Tages verraten würde. Aber war was thun? Ihn vom Goldarbeiter durchfeilen lassen? Das hätte ihn vor seiner Frau sofort verraten, die es unfehlbar bemerkt hätte. Und er kannte die Schrecken einer häuslichen Eifersuchtsszene! Sollte er sich der dummen Gans wegen vielleicht den Finger abhacken lassen? . . .

Seidel hatte Helenens Vorschlag angenommen. Wenn er mit ihr allein im Saale war, hoffte er durch eine kräftige Anstrengung sein Ziel zu erreichen. Die Arbeiter, die Falzerinnen, die Setzerjungen waren zu Tisch gegangen — durch die Stille des weiten Raumes schrillte allein das Klappen und Surren der

einen Presse, an der Helene stand. Mit wütender Geschwindigkeit schossen die Treibriemen hin, welche sich durch die Wand nach dem Maschinenraum nebenan zogen. Helene nahm mechanisch Bogen um Bogen aus dem Korbe, brach ihn, falzte ihn, legte ihn zur Seite, gleichgiltig, gedankenlos, ohne nur aufzusehen und den Faktor eines Blickes zu würdigen, der lauernd von seinem Pulte zu ihr hinüberschielte. Jetzt näherte er sich mit schleichenden Katzentritten. Sie sah nach immer nicht auf —

„Helene — Fräulein Sehlow . . .“

„Was . . . Sie, Herr Seidel — Sie sind nich zu Tisch gegangen?“

Wie Sie sehen, bin ich hier geblieben — Ihretwegen —“

Meinetwegen — was hätten wir zwei mit einander zu thun?“

„Werden Sie nie vernünftig werden? Sehen Sie, wenn Sie mir nur ein Bischen entgegenkämen, hätten Sie jetzt nich nötig, hier zu falzen, sondern könnten Ihre Suppe essen wie die Andern . . .“

Sie kam sich in diesem Augenblicke wirklich wie eine Ausgestoßene vor. Wenn er es doch ehrlich meinte — zu ihr vielleicht ehrlicher als zu den andern? Wenn der stechende Blick, die schleimige Stimme nur zufällige Äußerlichkeiten waren?

Er kam immer näher. „Versprechen Sie mir blos, heut Abend mit mir auszugehen — auf ein Glas Bier — Sie sollen mir näher kennen lernen —“

Sie war 26 Jahre — also nicht mehr die Jüngste. Die Mutter hatte ihr schon oft geraten, sich nach einem anständigen soliden Manne umzusehen . . . es war doch ganz was anderes, seine Häuslichkeit zu haben, als sich so in den Werkstätten abzurackern — für fremde Leute! Alte Jungfer zu werden — ihr graute vor dem Gedanken . . . Ein Zweifel, eine Ungewißheit überkam sie . . . sie warf fragende Blicke auf den, der vor ihr stand, Blicke, in denen eine Hilflosigkeit lag, die ihr sonst fremd war, ein Flehen, ehrlich zu sein, sie nicht zu betrügen . . . Ja, wenn nur nicht schon wieder diese unangenehme Haltung des Faktors gewesen wäre, die Hand auf dem Rücken, diese halb abgewendete Stellung, welche so widerwärtig war, welche ihr, sie wußte nicht weshalb, wie das Geständnis einer Unwahrheit erschien, eine Warnung . . .

Seidel merkte ihr Schwanken . . . das war der entscheidende Augenblick! Er stand vor ihr, der warme, jungfräulich frische Hauch, der von ihr ausging, drang zu ihm, stachelte ihn auf — er konnte sich nicht länger zurückhalten, er mußte sie in seine Arme schließen. Er drang auf sie ein . . .

„Herr Seidel — nein — bitte — lassen Sie das — bitte —“

Unmöglich, sich noch länger zu bemeistern. War sie nicht willig, so brauchte er Gewalt — sie waren allein — alles Blut strömte nach seinem Gehirn, sein Gesicht färbte sich rot — er vergaß Vorsicht, Berechnung — er streckte beide Arme aus, sie zu umfassen, an sich zu pressen . . . da sprang das feurige Blitzen des Goldreifs ihr in die Augen . . . es sagte ihr alles . . . Ein „Ach!“ des Schreckens, und sie wich zurück, vom Tritt herunter, nach der Wand zu, sich vor dem Rasenden zu schützen . . . Der, seiner Sinne kaum mehr mächtig, griff nach ihr, um sie festzuhalten — faßte in die Luft . . . da, plötzlich, ein gellender, markerschütternder Schrei . . . „Hilfe! meine Hand!“ . . . und blutüberströmt sank der Faktor zu Boden . . .

Das Mädchen, das nach der Thür geflohen war, kehrte voll Angst zurück und wickelte schnell ihr Taschentuch um die Wunde . . .

Das Unglück erwies sich als nicht so arg. Als er mit beiden Händen in die Luft griff, hatte der gleitende Treibriemen die Linke erfaßt, mit jener unwiderstehlichen Gewalt, welche den Menschen tötet, zu Brei zermalmt, der in die Berührung der arbeitenden Maschine gerät. Eine Zehntelsekunde — und von dem Faktor wäre nichts übrig gewesen, als ein

unförmiger Fleischklumpen. Da hatte der breite Riemen, über die Finger hinstreichend, sich an dem vorstehenden Trauring aufgekrampt und mit rasender Eile nur den einen Finger von der Wurzel losgerissen, der jetzt als eine gestaltlose blutige Masse zwischen den Walzen herausgeschleudert wurde, in den Korb, zwischen die frischen, weißen, feuchtglänzenden Bogen hinein. Und in seiner Mitte lag eine plattgedrückte, rundliche, gelbe Masse — der Trauring — der verwünschte Trauring, der seinem Besitzer das Leben gerettet hatte . . .

Wie Seidel jetzt auf den Korb zustürzte, die goldene Platte an sich riß, und mit seinen Thränen, seinen Küssen bedeckte!

Von diesem Tage an hatte Helene vor ihm Ruhe. Seine Wunde war bald geheilt. Er verfolgte aber kein Mädchen mehr mit seinen unredlichen Anträgen und umarmte nur noch seine Frau. Wie eine unablässige Mahnung stand die Erinnerung jener Stunde vor seinem Gewissen, da er auf das Unglück seines nächsten sinnend, plötzlich wie durch eine Strafe des Himmels vor den Abgrund des grauenvollsten Todes geriet und vor demselben nur durch das heilige Symbol bewahrt wurde, das er am meisten gehaßt und von sich werfen gewollt. Den plattgedrückten Trauring bewahrte er auf wie eine Reliquie.

Wenige Monate darauf führte ein junger fleißiger

Correktor derselben Druckerei Helene heim. Alle Setzer und sonstigen Angestellten kamen, dem jungen Paar zu gratuliren, zuletzt auch Seidel. Mit geheimnißvoller Miene nahm er die beiden bei Seite. „Hört, Kinder,“ sagte er, „eins müßt ihr mir gestatten — die Trauringe besorge ich . . .“

Die Sängerin.

Skizze aus dem Leben.

(1886.

Fräulein Minna Gartmann war nun ein Vierteljahr in Berlin. Die „Saison" hatte ihre höchste Entwickelung noch nicht erreicht. Noch wuchs die Zahl der Bälle von Tag zu Tag; die Menge des Champagners, welche allabendlich in der Großstadt vertilgt wurde, war noch in stetem Zunehmen begriffen. Die Theater wetteiferten auf das regste, durch neue Stücke und prächtige Darstellungen das Publikum anzuziehen, und in der Singakademie bemühten sich neben den namhaften, allbeliebten Kunstgrößen neu auftauchende junge Virtuosen und Virtuosinnen zu Ruhm und Erfolgen emporzugelangen, indem sie das beste boten, was sie sich durch Talent und langjähriges Studium angeeignet hatten. Auch

Fräulein Minna Hartmann glaubte nunmehr die Zeit gekommen, die Welt von sich reden zu machen und die erste Staffel auf der Leiter der Künstlerlaufbahn zu erklimmen, der sie sich gewidmet hatte, und fing an sich mit Thatkraft auf ihr erstes öffentliches Konzert vorzubereiten. Sie meinte nunmehr den Boden, auf den sie zu treten hatte, gründlich kennen gelernt zu haben und hoffte zuversichtlich, daß es ihr jetzt in keiner Hinsicht fehlen könnte.

Sie war doch noch recht naiv gewesen, das sah sie jetzt ein, als sie vor drei Monaten von Frau Viardot-Garcia, der sie den Abschluß ihrer künstlerischen Ausbildung anvertraut hatte, aus Paris zurückkam. Mit den besten Wünschen und Hoffnungen hatte sie die würdige Dame entlassen. „Reisen Sie mit Gott,“ hatte sie beim Abschied gesagt, „ich kann Ihnen nichts mehr lehren.“ Die Mutter, welche in Paris bei ihr gewesen war, hatte vor Freuden helle Thränen geweint, denn wenn eine solche Meisterin, welche die Welt allgemein als die erste Autorität in ihrem Fache anerkannte, so zu Minna sprach, so mußte dieser doch eine glänzende Zukunft bevorstehen. Die Mutter war freilich davon seit jeher überzeugt gewesen: war doch Minna immer ihr Lieblingskind gewesen, hatte sie doch in den Schulzeugnissen stets „Singen — Recht gut“ aufgewiesen. Und sie, die Mutter, würde, wenn sie

von der zukünftigen Größe ihrer Tochter nicht überzeugt gewesen wäre, auch nicht so viele Tausend Mark, die Hälfte ihres Vermögens, an deren Ausbildung gesetzt haben.

Minna hatte nicht anders geglaubt (und ihre Mutter hatte sie darin weidlich unterstützt), als daß, wenn sie nach Berlin kommen, alle Welt schon von ihr sprechen, bereits wissen würde, daß sie die Patti der Zukunft sei, und daß das Publikum sie mit offenen Armen empfangen werde. Wie war sie enttäuscht, als sich in der großen Stadt kein Mensch um sie bekümmerte: nicht die Herren Kritiker, nicht das Publikum, nicht ihre Kollegen. Sie war an einige Leute empfohlen worden, welche mit den künstlerischen Verhältnissen in der Hauptstadt sehr vertraut waren. Diese zuckten ein wenig die Achseln, als sie von ihren Absichten und Aussichten zu sprechen anfing; allerdings sei es notwendig, meinten sie, daß Minna zuerst durch ein öffentliches Auftreten in der Residenz die Aufmerksamkeit auf sich lenke. Auf materielle Erfolge solle sie nur freilich fürs erste hierorts verzichten, es sei schon genug, wenn sich überhaupt Leute fänden, die sie anhörten, die über sie sprächen und schrieben, damit ihr Name in die Blätter käme und in die Provinz dränge, wo noch allein für reisende Künstler etwas zu holen sei. „Sie glauben gar nicht, wie groß der Zudrang junger, sehr begabter Künstler in Berlin ist, wie

viel Mühe und Anstrengung es diese kostet, um nur überhaupt für ihr erstes Auftreten ein paar Zuhörer und Rezensenten zu gewinnen," sagte man ihr, „denn man ist, eben wegen des großen Zudrangs, gegen alle neu auftauchenden künstlerischen Erscheinungen ungemein mißtrauisch. Wer einen Namen hat, einen Ruf, darf auf große Erfolge rechnen; aber sich erst einen solchen zu schaffen, ist mißlich und von höchster Schwierigkeit." Man gab ihr zum Schluß den Rat, erst ein paar Wochen in Berlin zu bleiben, sich hier und da privatim hören zu lassen, sich einen Kreis von Freunden und Anhängern zu verschaffen und auf diesen gestützt, schließlich in die Öffentlichkeit zu treten.

Minnas künstlerische Begeisterung war durch diese Schilderungen, durch diese trüben Aussichten zuerst ein wenig abgekühlt worden, bald aber kräftigte sich ihr Wille zu dem trotzigen Vorsatz, ungeachtet aller Schwierigkeiten doch ihr Ziel durchzusetzen. Die Mutter, welche unmöglich so lange vom Hause fern bleiben konnte, reiste zurück nach Königsberg, und Minna bezog ein kleines Zimmer im zweiten Stockwerk eines Hauses der Kurfürstenstraße bei einem anständigen, kinderlosen Ehepaar, welches seine beschränkten Einkünfte durch das Vermieten möblierter Zimmer zu verbessern bemüht war. Ein Flügel wurde entliehen, und bald begann Minna vom frühen Morgen bis zum späten Abend ihre gesanglichen Übungen aufzunehmen.

In kurzem schon hatte sich Minna davon überzeugt, daß sie eine abscheuliche Wohnung inne habe. Ihre Mietsleute brachten ihren Bestrebungen nicht das geringste Verständnis entgegen, es waren einfache Leute, welche von der Kunst nicht viel und von Künstlern noch weniger hielten. Wie hatte sie mit ihrer Pariser Wirtin über Musik und Gesang plaudern können: alle Opern waren dieser bekannt, sie spielte selbst nicht übel Klavier, sie ging auf jedes Thema, welches Minna anschlug, ein und manche Äußerungen zeigten sogar, daß sie von den technischen Einzelheiten der Gesangskunst einige Begriffe habe. Nichts von alledem fand sich bei dem Ehepaar Spiesecke. Die beiden Leute bekümmerten sich gar nicht um sie, fragten nicht einmal, wie ihr die Wohnung gefiele, machten ihr nicht ein einziges Kompliment ob ihrer schönen Stimme! Höchstens hörte sie, wenn sie sich des Morgens ans Klavier setzte, draußen auf dem Flur ein halblautes, nicht gerade sehr freundliches: „Na, geht die Quinkeliererei schon wieder los," aus dem Munde der Frau Spiesecke, worauf gewöhnlich von dieser eine Katze im Flur umhergetrieben wurde, die natürlich dabei laut miaute und quiekte. Doch dies ging noch an; allein unerträglich erschien ihr im Anfang das Betragen ihres Zimmernachbars, eines jungen Studenten vom Charlottenburger Polytechnikum, der sich soeben auf seine Abgangsprüfung vorbereitete. Dieser, der Tag und

Nacht geistig angestrengt arbeitete, hatte seinem Mißfallen über Minnas Übungen schon mehrfach durch Husten, Scharren, Schimpfen offenen Ausdruck gegeben und dadurch, nach Minnas Ansicht, seinen Mangel ebensowohl an Galanterie gegen die Damen wie an Verständnis für die Kunst dokumentiert. Ja, eines Tages trieb er die Kühnheit so weit, in ihrem Zimmer zu erscheinen, ihr auseinanderzusetzen, wie sehr er durch ihre Studien in den seinigen gestört werde, und zu verlangen, daß sie sich verpflichte, nur an bestimmten Stunden des Tages, an denen er nicht zu Hause sei, zu singen, widrigenfalls er ausziehen müsse. Minna, über dieses Ansinnen zuerst ebenso erzürnt als bestürzt, faßte sich bald und wagte nun doch nicht, wie sie anfänglich gewollt, den Nachbar zum Verlassen ihres Zimmers aufzufordern, denn es lag ein gewisses, Achtung gebietendes Etwas in den ernsten, hübschen Augen, dem festen Ton des jungen Mannes, und sie wußte selbst nicht, wie ihr das Wort entschlüpfte, sie wolle seine Wünsche berücksichtigen und so viel als möglich erfüllen. Der junge Mann verbeugte sich schweigend und ging wieder hinaus. Minna wäre am liebsten sogleich in ein andres Quartier übergesiedelt, allein das ging nicht an, und als der Monat um war, trat dies und jenes dazwischen, und außerdem war das Zimmer hübsch eingerichtet und durchaus preiswert ... und so blieb sie denn. Mit ihren Wirten verkehrte sie

überhaupt nicht, und was den jungen Studenten betraf, so beschränkte sich ihr Verkehr darauf, daß er sie bescheiden grüßte, wenn er ihr auf der Treppe oder unterwegs begegnetee, worauf sie den Gruß vornehm-herablassend erwiderte, und daß er noch ein- oder zweimal Gelegenheit nahm, sie an ihre Zusage zu erinnern.

Inzwischen hatte jener Herr, an den sie empfohlen war, es nicht an Bemühungen fehlen lassen, ihr, wie er versprochen, einen Freundes- und Anhängerkreis zu verschaffen. Er hatte sie in andre vornehme Familien eingeführt, und Minna wurde mit Einladungen zu Diners, Soupers, Theeabenden, Cercles fast überschüttet. Herr Kommerzienrat Meyer, Herr Regierungsrat Schulze, Herr Bankier Müller nebst ihren respektablen Gemahlinnen schätzten es sich zur Ehre, sie in ihren Salons zu sehen, und alle kamen ihr mit der entzückendsten Freundlichkeit entgegen. Man hatte in diesen Gesellschaftskreisen doch also wirkliches Interesse für die Kunst und schätzte die Künstler nach ihrem wahren Wert! Und mit welch unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit man sie stets zu bitten verstand, eine kleine Probe ihrer Kunst abzulegen, wie man ihr Lob und Beifall spendete, wenn sie mit all dem Schmelz ihrer frischen, reinen Stimme ihre Lieder und Arien vortrug, wie man sie wieder und immer wieder nötigte, noch eins und noch eins zum Vortrag zu bringen, und sie nie

genug hören konnte! Aber sie sang gern und willig so lange, bis sie vor Erschöpfung kaum noch atmen konnte.

Mittlerweile waren die drei Monate vergangen und der Termin für ihr erstes Konzert in der Singakademie war festgesetzt, und zwar schon auf einen Tag im Laufe der kommenden Woche. Bisher hatten Scheu und Befangenheit sie abgehalten, im Kreise ihrer Bekannten ein Wort davon zu erwähnen, sie erachtete es für selbstverständlich, daß ihre Freunde dasselbe besuchen würden. Auf Anraten ihres Agenten aber, dem sie die geschäftlichen Anordnungen überlassen hatte, verstand sie sich nun doch dazu. Sie wandte sich zuerst an das Kommerzienrat Meyersche Ehepaar. Wie auf einen Schlag entfuhr beiden gleichzeitig ein langgedehntes: „Nächsten Sonnabend? O wie schade, wie schade! — Muß gerade an diesem Tage eine unsrer Nichten ihre Hochzeit feiern; Sie böses Mädchen, warum haben Sie uns das nicht früher gesagt," fügte Herr Meyer hinzu, „wir hätten dann dort absagen lassen! Nun haben wir aber einmal unser Wort gegeben!" Und aufs neue erschöpften sich beide in Worten des Bedauerns und des Entschuldigens. Minna bedauerte dies gleichfalls aufs lebhafteste und wandte sich an Herrn Regierungsrat Schulze und teilte auch ihm mit, daß nächsten Sonnabend ihr erstes Konzert in der Singakademie stattfände und daß sie auf sein und seiner

werten Familie Erscheinen doch wohl sicher rechnen dürfe. Die Familie des Herrn Rat bestand aus seiner Gattin und sieben heiratsfähigen Töchtern. „Ihr erstes Konzert?" erwiderte der Rat, liebenswürdig lächelnd, „ei, da wünsche ich von ganzem Herzen Glück! Natürlich, natürlich werden wir vollzählig erscheinen ... erlauben Sie ... Sonnabend nächster Woche sagten Sie? O wie fatal, wie fatal! Meine Familie muß nach Meran, der Arzt hat es dringend befohlen ... und ich ... mein Gott, Sonnabend ... wenn es Freitag wäre oder ein andrer Tag — aber Sonnabend habe ich stets bis Mitternacht Sitzung ... aber natürlich werden wir Billets nehmen, natürlich ... wenn ich Ihnen sonst irgendwie dienen kann ... mit einer Empfehlung an meinen Freund, den Rezensenten der Kreuzzeitung ... befehlen Sie nur über mich, mein ganzer Einfluß steht Ihnen zur Verfügung ..." Minna dankte sehr freundlich und ging weiter. Wie sie nachher bei Bote und Bock erfuhr, hatte der Rat wirklich ein Billet zu drei Mark holen lassen, und der Diener hatte wohl zehnmal hinzugefügt: „Aber ich bitte erste Reihe, es ist für den Herrn Regierungsrat Schulze." Minna wandte sich an Herrn Bankier Müller und Frau. „Ihr erstes Konzert?" entgegnete die letzere rasch. „O Gott, wie schade, wie bedauerlich, daß uns dieser Genuß entgeht! Warum müssen wir auch gerade Trauer haben? Gestern ist ein

Großonkel meines Mannes gestorben, und so dürfen wir, denken Sie, weder Theater noch Konzerte besuchen. Nein, wie mir das leid thut!" Als Minna sich hinweggewendet hatte, meinte Herr Müller: „Jettchen, wir werden doch ein Billet nehmen müssen!" — „Warum nicht gar? Was fällt dir ein? entgegnete die würdige Gattin rasch. „Du denkst bloß immer ans Geldausgeben! Für ein Konzert! Lächerlich! Wenn wir die Gans singen hören wollen, laden wir sie zur Soiree ein, sie unterhält uns unsre Gäste für eine Tasse Thee und ein belegtes Butterbrot! Was ich mir aus ihrer Trillerei mache!" — Zuletzt versuchte Minna ihr Heil noch bei Herrn Professor Stern. „Ei," sagte dieser, ein großer, schlanker Herr mit üppigem Bart- und Haupthaar, „das ist ja reizend, da wünsche ich von ganzem Herzen Glück! Sie schicken mir doch ein Billet, — nicht wahr, gnädiges Fräulein, Sie haben doch noch ein paar zur Verfügung? Einem Kollegen ... na, Sie wissen ja, wir sind halbe Kollegen, denn in meinen Mußestunden blase ich die Flöte ... also ich darf darauf rechnen? Vielleicht für meine Frau auch eins, wenn Sie das Maß Ihrer Liebenswürdigkeit voll machen wollen —?"

Minna eilte davon. Sie hatte genug. „Diese Undankbaren," rief sie aus, als sie in ihrem Zimmer angekommen war, „man schreit sich in ihren Salons die Kehle für sie aus dem Leibe, und nachher wollen

sie nicht einmal ... es ist empörend. Ja, wenn man ihnen die Billets frankiert ins Haus schicken wollte! Nein, eh' ich sie an diese Leute wegwerfe, lieber ..." sie stand einen Augenblick im stummen Sinnen, dann rief sie: „Frau Spiesecke, Frau Spiesecke!" Die Gerufene erschien auf der Schwelle, Minna drückte ihr ein paar Karten in die Hand: „Nächsten Sonnabend ist mein Konzert," sagte sie, „hier nehmen Sie, Sie sollen mich doch auch einmal nicht bloß Skala singen hören." Aber da kam sie schön an. Frau Spiesecke legte die Karten heftig auf den Tisch und überhäufte sie mit einem Schwall von Reden: was sie sich denn eigentlich von ihr und ihrem Manne denke, wofür sie sie halte, was das für Alfanzereien seien und dergleichen. Minna wurde daraus nicht klug und war froh, als die Alte wieder draußen war.

Unter so lieblichen Aussichten war endlich der Abend des Konzertes herangekommen. Der Agent und der Gehilfe in der Musikalienhandlung, wo die Billets vertrieben wurden, hatten arge Bedenken rücksichtlich des Besuchs geäußert, und als Minna des Abends aus der Loge hinaus auf das Podium trat, übersah sie mit einem Blicke, daß dieselben vollkommen begründet gewesen. Sie ließ, während sie bis an den Rand des Podiums vorschritt, die Augen im Saale umherschweifen. Von all ihren Freunden und Bekannten, die ihr so oft ihre herzlichste Teil-

nahme versichert, waren kaum vier oder fünf erschienen. Lauter fremde Gesichter blickten sie auf den spärlich besetzten Bänken an: Leute, an die der Agent mit vollen Händen Freibillets verteilt hatte, nur um den Raum ein wenig zu füllen: junge, hämisch lächelnde Kollegen und Kolleginnen, Musiker ꝛc. außer ihnen nur noch vorn auf den ersten Bänken, die teils strengen, teils zerstreuten Mienen einiger Rezensenten. Minna wurde es weh ums Herz — vor diesen Leuten sollte sie singen, von denen nicht ein einziger ihr wohl wollte?... Doch wer saß da hinten auf einer der letzten Bänke des Saales? Drei wohlbekannte Gesichter! Herr und Frau Spiesecke und der junge Techniker, ihr Zimmernachbar. Kein Zweifel, sie waren es! Wie kamen sie hierher! Die Freibillets hatten die ersteren sogar zurückgewiesen! So hatten sie unbedingt ihre Plätze bezahlt, sie, so ziemlich die einzigen im ganzen Saale. Und jetzt, als Minna vorn an der Rampe erschien, versuchten sie sogar einen Begrüßungsbeifall, der freilich leider mißglückte, und applaudierten wacker nach jeder Nummer. Allerdings half das wenig, sie blieben in der Minorität, die andern verhielten sich wie Eisklötze, besonders die mit Freibillets Beehrten. Ein Wunder war es allerdings nicht, denn Minna sang an diesem Abend wirklich lange nicht so gut als gewöhnlich: der Anblick dieser spärlichen, miß-

gestimmten Zuhörerschar hatte ihr jede künstlerische Stimmung verdorben.

Nach Beendigung des Konzertes erwarteten sie jene drei am Ausgang und fuhren mit ihr nach Hause. Minna machte den Alten Vorwürfe, daß sie die Billets nicht von ihr genommen, sondern sich in Unkosten gestürzt hätten, aber jene wollten davon nichts hören: das sei doch ihre Pflicht und Schuldigkeit gewesen, meinte sie. Der junge Techniker suchte nun Minna, die sich bitter über den schlechten Besuch beklagte, zu trösten: dergleichen begegne jedem, meinte er, der noch keinen Ruf und Namen besitze, sondern sich solche erst schaffen müsse, sie dürfe sich dadurch gar nicht aus der Fassung bringen lassen, sondern müsse im Gegenteil unentwegt weiter streben, sie werde ihr Ziel schon erreichen, jedem jungen, aufstrebenden Talente würden Steine in den Weg geworfen. Er sprach so warm und liebenswürdig, daß Minna ganz erstaunt und überrascht über dieses Kunstinteresse und diese gesunde Lebensanschauung war, die sie bei dem jungen Manne nie vermutet hätte. Sie war so beschämt, daß gerade er und er allein sie in dieser „unglücklichsten Stunde ihres Lebens“ tröstete und beruhigte, daß sie ihm alles Unrecht abbat, das sie ihm zugefügt: wenn sie oft absichtlich laut und lange Skala gesungen hatte, trotzdem sie wußte, daß er im Nebenzimmer arbeitete, nur, weil sie ihn nicht leiden mochte. „Pah, was

thut das?" sagte er, „ich hatte mich schließlich daran gewöhnt. Und Sie sehen, es hat mir nichts geschadet, denn nun habe ich mein Examen doch glänzend bestanden."

Und als am nächsten Tage die Rezensionen mit ziemlicher Übereinstimmung dahin lauteten: Fräulein Gartmann seien ja gewisse Vorzüge nicht abzusprechen aber ihre Stimme sei noch viel zu wenig geschult, es fehle der Dame noch völlig am richtigen Erfassen des Geistes der Kompositionen, um schon jetzt ihr Hinaustreten in die Öffentlichkeit gerechtfertigt erscheinen zu lassen, sie werde vielmehr noch manches Jahr fleißig studieren müssen, ehe sie dies wagen dürfe, und als Minna darob beinahe in Weinkrämpfe ausgebrochen wäre, war er es wieder, der immer neue Trostgrunde herbeiholte, immer neue Worte fand, ihr Mut einzusprechen und sie zu beruhigen, so daß sie schließlich gar nicht begriff, was in der Welt jenen jungen ihr so fernstehenden Menschen zu solcher Teilnahme an ihrem Schicksal veranlaßte, ihn bewegte, ihr immer wieder zuzurufen: „Das nächste Mal geht's besser!"

Aber dazu kam es nicht. Jenes erste Konzert Minnas blieb auch ihr letztes. Vielleicht erzähl' ich ein andres Mal, wie es sich zugetragen, daß sie über Jahr und Tag des jungen Ingenieurs Franz Hochfelders Gattin war. Die beiden führen jetzt ein glückliches, angenehmes Leben. Allen ehrgeizigen

Künstlerinnenträumen hat Minna entsagt. Sie verkehrt auch nicht mehr in den Salons der Herren Kommerzienrat Meyer, Regierungsrat Schulze, Bankier Müller oder Professor Stern, dafür aber singt sie an gemütlichen Winterabenden ihm Lieder mit ihrer süßen melodischen Stimme im Kreise einiger kunstsinnigen und liebenswürdigen Kollegen ihres Gatten und deren Frauen, und an der Wiege ihres herzigen, blonden Buben.

Der junge Arzt.

Skizze aus dem Leben.

(1886.)

Er hatte sein Examen glänzend bestanden. Die Herren Geheimräte, deren Kreuzfeuer von Fragen er in der tapfersten Weise Stand gehalten, waren nach der Verkündigung des Ausfalls der Prüfung an ihn herangetreten und hatten, indem sie seine Hände schüttelten, der Wissenschaft und der leidenden Menschheit zu einem so begabten und hoffnungsvollen Diener und Förderer mit herzlichen Worten Glück gewünscht. Seine Eltern und Verwandten, schon seit seiner Schulzeit, da er immer unter den Ersten gesessen, stolz auf ihn, gaben zu Ehren der glücklichen Beendigung seiner Studienzeit ein kleines Fest, bei dem es hoch herging — es wurde sogar Sekt getrunken! — und seine Braut, die kleine reizende

Lisbeth, war ihm, vor Freude weinend, um den Hals gefallen ... kurz, Emil sah die Zukunft im rosigsten Lichte. Er beschloß, nicht auf seinen Lorbeeren auszuruhen, sondern sich sogleich irgendwo als Arzt niederzulassen. Binnen Jahresfrist hoffte er dann über eine stattliche Zahl von Patienten zu gebieten und in der Lage zu sein, sein geliebtes Mädchen, deren Eltern leider auch ebenso wie den seinen, Fortuna ihre Huld nur in geringem Maße geschenkt hatte, heimzuführen.

Lässigkeit war nicht sein Fehler. Was er sich vorgenommen hatte, begann er bald auszuführen. Er machte eine Reise durch die größeren Orte Nord- und Süddeutschlands und wandte sich in Betreff derjenigen Städte, welche außerhalb seiner Reiselinie lagen, an zuverlässige Personen, denen er die besten Empfehlungen zu senden vermochte. Dutzende von Briefen wanderten auf die Post, „ich gebe in Freimarken und Eisenbahnbillets ein kleines Vermögen aus“, schrieb er einmal von unterwegs an seine Braut, „von dessen Zinsen Du Deinen Jolly und Mätzchen (Lisbeths Wachtelhündchen und Kanarienvogel) bequem unterhalten kannst.“ Allein, was Emil sah und hörte, war eben nicht sehr aufmunternd. Überall erklärten ihm mit den Verhältnissen wohl vertraute Persönlichkeiten, daß seine Niederlassung völlig nutzlos wäre, daß schon mehr als zu viel Ärzte am Orte seien, welche sich um jeden einzelnen

Kranken förmlich schlügen. Für wenige hundert Mark würden ganze Fabriken in General-Entreprise gegeben, hieß es, und die bürgerlichen Familien griffen mit Vorliebe zu Hausmitteln u. s. w., befragten den „Schäfer“ und schickten erst nach dem Arzte, wenn die Gefahr den höchsten Gipfel zu erreichen drohe. Allein Emil verzweifelte nicht. „Man muß warten und sich bemühen“, sagte er, „schließlich findet doch jeder einmal sein Glück.“ So kehrte er nach Berlin zurück, legte sich aber wie ein Argus auf die Lauer, um irgend einen erreichbaren Posten zu erspähen. Auf sämtliche Fachblätter wurde abonniert, eine hübsche Anzahl funkelnder Doppelkronen umsonst auf Inserate ausgegeben. Stundenlang saß Emil des Nachmittags im Kaffeehause und durchblätterte die Familienanzeigen sämtlicher Zeitungen, um irgendwo die Meldung vom Tode eines Kollegen zu lesen. Aber auch diese grausame Hoffnung täuschte; während der Sensenmann unter allen Ständen unvermindert reiche Ernte hielt, schien er an den Ärzten mit liebevoller Zärtlichkeit vorbeizugehen.

Eines Tages kam endlich ein Brief vom Magistrat in Tirschtiegel, einem kleinen, tief im Großherzogtum Posen gelegenen Städtchen. Der dortige Arzt, hieß es, sei selbst krank und schwach, die Stadt bedürfe dringend eines jüngeren. Jener werde sich zurückziehen und dem neuen Kollegen seine Praxis, die hauptsächlich auf dem Lande belegen sei, über-

geben. Emil war sogleich Feuer und Flamme, und wollte auf der Stelle dahin abreisen, nur mit Mühe setzte es die Mutter durch, daß die Angelegenheit erst dem üblichen Familienrate vorgetragen wurde. Da fand sich denn ein alter Onkel, der einmal Rentmeister auf einem Gute in der Nähe dieser Stadt gewesen war. Der schilderte nun Tirschtiegel als ein schwarzes, garstiges Loch, in dem kein Haus zu finden sei, in welchem nicht die Wände von Schmutz und Ungeziefer starrten. Mit der Hälfte der Menschen könne man sich nicht verständigen, weil sie nur polnisch, und mit der anderen nicht, weil sie nur Unsinn rede. Ein junger Mann von Geist und Herz müsse dort völlig untergehen. Die Landpraxis sei nun gar der Gipfel aller Schrecken. Bei Nacht und Unwetter hole der polnische Bauer den Arzt aus dem Bette zwei Meilen weit hinaus bis vor seine Hundehütte, im offenen Wagen; vor den herabströmenden Güssen nur durch einen Regenschirm geschützt, müsse der Arzt auf demselben Wagen, auf dem Tags vorher der Bauer seinen Dung zum Acker geführt und der noch Spuren davon an den Wänden trage, hinaus, und wenn es später zum Bezahlen der Rechnung komme, so mache der Bauer tausend Schwierigkeiten und lasse sich durch alle Instanzen verklagen. So schlimm, wie der Onkel schilderte, war es nun freilich nicht, er hatte in jener Gegend viele Ärgernisse zu erdulden gehabt und

daher einen Haß auf sie, allein seine Worte riefen einen Sturm im Familienrate hervor. „Dahin darf Emil nicht — dazu ist Emil zu gut — Emil, der ein solches Examen gemacht hat, muß eine große Stellung einnehmen — Emil darf sich nicht wegwerfen —“ so ging es aus allen Tonarten. Umsonst rief Emil dazwischen, dies sei ja nur der Anfang, und der müsse einmal gemacht werden, gleichviel wo, er selbst denke ja gar nicht daran, in T. sein Leben einrosten zu lassen. Auch Lisbeth erklärte, sie würde umkommen, wenn sie eine solche Stadt ziehen sollte, sie sei das großstädtische Leben gewöhnt und könne sich anderwärts als in einem größeren Orte nicht behaglich fühlen, und beschwor ihn so lange, nicht nach T. zu gehen, daß Emil windelweich endlich nachgab.

Nun wurde eine kleine Wohnung, bestehend aus Arbeits- und Wartezimmer und Schlafkammer, in der Taubenstraße gemietet, ein Schild: „Dr. Emil Pingler, prakt. Arzt, Wundarzt und Geburtshelfer“, und eine Nachtklingel am Hause angebracht, ein Diener angenommen und der Dinge und Patienten geharrt, die da kommen sollten. Sollten, aber nicht wollten, denn so lange Emil auch harrte, wie mit ernstvoller Miene er jeden Morgen an seinem Schreibtisch Platz nahm: niemand wollte sich zeigen.

Eines Tages aber ward er doch zu einer benachbarten Familie gerufen. Dieselbe war erst

kürzlich nach Berlin verzogen und hatte seinen Namen in der Zeitung gelesen. Die Frau des Hauses bedurfte seiner Hilfe. Emil erkannte bald, daß ihr Leiden wenig gefährlicher Natur sei, und da er der modernen Richtung der Heilkunde folgte, welche sich zur Aufgabe stellt, Arzeneien nur in solchen Fällen zu verordnen, in denen sie wirklich notwendig und nützlich sind, und im übrigen auf eine gesunde, naturgemäße Lebensweise den Hauptwert zu legen, so beruhigte er die Kranke und deren Gemahl, gab ihnen einige gute Verhaltungsmaßregeln und ersuchte, ihn wieder holen zu lassen, falls eine Verschlimmerung eintreten sollte. Da er in den Augen des Mannes etwas wie Verstimmung erblickt hatte, so gab er noch einmal beruhigende Versicherungen und erklärte, in solchen Fällen helfe sich die Natur fast immer selbst. Es war wider sein Wesen, sich mit seiner Kunst heranzudrängen und den Kranken fortwährend seiner Unentbehrlichkeit zu versichern. Man ließ ihn aber nicht wieder kommen, vielmehr erblickte Emil an einem der nächsten Tage, als er gerade vorbeiging, die Equipage des Doktor Kräutermaier vor dem Hause jener Familie.

Auch eine andere Verbindung, die Emil anknüpfte, nahm keinen glücklichen Ausgang. Er war zu einer reichen Wittwe in der Mitte der Dreißig geholt worden, die alle möglichen Leiden der Welt in ihrem kleinen Körper vereint zu haben erklärte.

Emil erkannte bald mit wissenschaftlichem Scharfblick, daß diese Leiden nur in ihrer Einbildung existirten, daß die Dame körperlich gesund wie ein Fisch sei, und war so unbesonnen, ihr dies ins Antlitz zu sagen. Als die Dame nun ein Gespräch über Politik, Kunst und Religion mit ihm beginnen wollte, verkannte er seine Pflicht und Stellung so sehr, daß er auf dasselbe nicht einging, die mit unglaublicher Zungenfertigkeit redende Dame sogar unterbrach und sich empfahl, weil er „beschäftigt“ sei. Natürlich nahm die Wittwe dies so übel, daß sie nie wieder von ihm Rat oder Hilfe begehrte.

Nun folgten wieder einige Wochen der vollkommensten Unthätigkeit, in denen Emil allein der Liebe zu seinem Lieschen lebte. Da begegnete ihm eines Tages im Kaffeehause ein Jugendfreund, den er schon seit langer Zeit nicht gesehen hatte. Sie plauderten ein halbes Stündchen, dann erhob sich der Freund und sagte: „Ich bedaure, daß meine Geschäfte mich schon forttreiben, allein vielleicht kommst Du morgen Abend in unseren Verein „Klio“ — er nannte ihm das Vereinslokal — und wir plaudern dort noch ein Stündchen mit einander.“ — „Weißt Du,“ sagte Emil, „ich bin kein Vereinsmensch, ich lebe am liebsten für mich allein und für meine Braut. Dieses Beieinanderhocken im Tabaksqualm in einem engen Lokal, dies Singen und Schreien und Politisiren, dieses Reden über tausend Dinge,

von denen keiner ein Jota versteht, ist mir verhaßt." — „Ja, glaubst Du, daß es mir angenehm ist, meine Abende in solcher Gesellschaft zuzubringen? Daß ich nicht lieber zu Haus bei Frau und Kindern bliebe, wenn ich nicht für mein Geschäft sorgen müßte?" — „Für Dein Geschäft?" — „Nun natürlich, ich bin Mitglied in fünf verschiedenen Vereinen und verkehre so mit einigen hundert Personen. Diese alle sind dann moralisch verpflichtet, ihren ganzen Bedarf von Möbeln — ich bin, wie Du weißt, Möbelhändler — bei mir einzukaufen, sie empfehlen mich wieder ihren Verwandten und diese wieder anderen und so weiter. So allein ist es möglich, bei der überaus großen Konkurrenz von heute Oberwasser zu behalten und seine Konkurrenten aus dem Felde zu schlagen — aus Interesse für die Sache bin ich nicht Vegetarianer oder Bicyclist geworden. Du wirst mit Deiner Abgeschlossenheit nicht weit kommen, sondern ewig auf Patienten lauern."

Emil fiel es wie Schuppen von den Augen. „Ich komme in den Verein, ich komme." Zwar sträubte sich der bessere Teil in ihm gegen diese Art von Geschäftsmacherei; allein, wenn er in die braunen Augen seines Lieschen schaute, wenn der Wunsch, das holde Geschöpf bald sein zu nennen, unwiderstehlich in ihm aufflammte, vergaß er all' seinen Widerwillen. Er wurde der eifrigste Vereins-

bruder auf der Erde. An sechs, sieben Vereinen beteiligte er sich und nahm mit der ernsthaftesten Miene, die er sich bald angewöhnte, Teil an all' den Thorheiten, die daselbst getrieben wurden. Oft kam er spät des Nachts mit dumpfem Kopf von dem reichlichen Biergenuß, heiser durch stundenlangen Männergesang, durchschwitzt vom Liebhaber-Theaterspielen, zerschlagen von anstrengenden Turnübungen oder ermattet von weiten Ruderpartien nach Hause. Dann wünschte er, wenn er vor allzugroßer Müdigkeit den Schlaf nicht finden konnte, das ganze Treiben zum Henker. Allein so wie er bedachte, daß alles dies für Lieschen sei, ward er wieder ruhig. Von allen Vereinen ward er flehentlich angegangen, populär-medicinische Vorträge zu halten. Er that es. Natürlich sagte er seinen Zuhörern, da er über allbekannte Themata sprach, nichts, als was diese aus tausend Büchern, aus Zeitungsartikeln nicht schon längst hätten wissen können, und dennoch hingen diese mit offenem Munde und Ohr an seinen Lippen und belohnten ihn stets durch lebhaften Beifall. Die Früchte seines Thuns blieben denn auch nicht aus. Bald fand sich der eine seiner Vereinsfreunde, bald der andere mit einer wirklichen oder eingebildeten Krankheit bei ihm ein, und da Emil eine „glückliche Hand" hatte und stets gute Erfolge erzielte, so empfahl ihn einer dem andern, und in kurzem hatte er eine für einen Anfänger stattliche Zahl von

Patienten, um die ihn mancher ältere Kollege beneiden durfte.

Aber er sollte noch reichere Erfahrungen sammeln. Wieder war es ein fremder Anstoß, der ihn auf eine neue Bahn trieb. Einer seiner Studiengenossen, der mit ihm zusammen das Staatsexamen bestanden, besuchte ihn eines Tages. Auf die Frage, wie es ihm gehe, antwortete dieser, daß er eine glänzende Praxis habe, daß er sich bereits kürzlich einen eigenen Wagen leisten konnte. „Wie ist das möglich?“ entgegnete Emil. „Weißt Du, ich will Dir gegenüber offen sein“, sagte der Freund, „ich bin Specialarzt — für Magenleiden.“ — „Ja, hast Du denn dieses so ganz besonders studirt?“ fragte Emil, „ich kann mich doch nicht erinnern —“ — „I, kein Gedanke,“ erwiderte der Freund, „ich habe sie nicht mehr studirt als Du, als jeder von uns, allein ich habe auf mein Schild gesetzt: Specialarzt für Magenleiden“, habe mich als solcher in Blättern angekündigt, und die Leute glaubten an mich und kamen in hellen Haufen. Natürlich hat dann die fortwährende Beschäftigung mit diesen Leiden mir jetzt allerdings eine besondere und eingehende Kenntnis derselben verschafft. Außerdem setzte ich mich mit einem intelligenten Apotheker in Verbindung, der von mir erfundene Verdauungspillen in den Handel brachte. Diese wurden nngeheuer gekauft, und so hoffe ich denn mit der Zeit ein recht hübsches

Sümmchen zusammenzubringen. Willst Du einmal kosten?" Mit diesen Worten steckte er Emil eine kleine graue Pille in den Mund. Dieser zerbiß sie und sagte: „Erlaube, das sind ja ganz gewöhnliche Stoffe." Er nannte dieselben sofort. „Gewiß, aber die Zusammenstellung ist eben meine geniale Idee," sagte jener lachend. Dann fuhr er fort: „Ich weiß, ich weiß, Du und ein paar pedantische Kollegen mißbilligen mein Verfahren, aber wie soll man sich bei der heutigen Überfüllung des ärztlichen Standes obenauf halten? Und dann — euch wenigen steht die große Masse des Publikums gegenüber, welche mir Recht giebt und auf mich schwört. Vox populi, vox dei, an den Grundsatz glaube ich nun einmal." Der Freund erhob sich. Emil war es zu Mute, als ob er eine neue Welt erschaut hätte, und er ging sofort daran, sie zu exploitiren. „Es ist ja um Lieschens willen," sagte er. Das half ihm über alle moralischen Bedenken hinweg. — — .....

Heute bewohnt er sechs Zimmer im ersten Stock eines der feinsten Häuser Unter den Linden. Neben der Hausthür befindet sich ein großes Schild: „Poliklinik für Halskrankheiten." Oben empfangen zwei Diener in über und über goldbestickter Galauniform den Besucher. Im Wartezimmer steht eine Bibliothek von mehreren hundert Bänden. Schwellende Divans laden die Wartenden, die in der Regel nach Dutzenden zählen, zum Sitzen ein, denn sie

müssen oft halbe Tage harren, bis die Reihe an sie kommt. In den Zimmerecken stehen die Büsten von Hippokrates, Galenus, Hufeland und Boerhave aus carrarischem Marmor auf Postamenten von Ebenholz. —

In allen Apotheken ist die Nachfrage nach Dr. Pinglers unfehlbarem Heiserkeits-Extract reißend.

Emil hat den „Rummel" rasch gelernt. Er ist jetzt beinahe der gesuchteste Arzt und der glücklichste Gatte und Vater in ganz Berlin.

Nebenbuhler.

Novelle

(1888.)

Auf dem Marktplatze und Mittelpunkte des kleinen Kreisstädtchens F . . ., der hier wie anderorts in Schlesien die Bezeichnung „der Ring“ führt, herrschte reges Leben. Wandernde Händler hatten ihre leichten Stände und Gezelte aufgeschlagen, leere wie beladene Wagen standen ringsumher, magere Pferde scharreten ungeduldig die Erde oder fraßen aus vorgestellten Krippen, und zwischen den Ständen, Wagen und Zugthieren bewegte sich eine Menschenmenge teils in städtischer, teils in dörfischer Kleidung, wie sie das sonst ziemlich stille Städtchen nur in besonderen Ausnahmefällen zu sehen gewohnt war. Junge Bauenburschen im Alter von ungefähr zwanzig Jahren bildeten den Hauptbestandteil derselben. Die

Einen schritten Arm in Arm, ein wenig angeheitert, mit künstlichen Blumen aus Papier und Watte am Hute, Rock und Weste geöffnet, singend und jubelnd einher; Andere schlichen einsam und finster blickend, den Hut tief in die Stirn gedrückt, dahin, noch andere standen in Gruppen mit älteren Leuten beisammen und sprachen und gestikulirten heftig. Namentlich vor der Thür des ersten Gasthofes der Stadt war das Gedränge bedeutend, hier bemerkte man auch ab und zu eine Uniform, einen blitzenden Helm inmitten der Civilisten. Durch die enge Hausthür schoben und drängten sich fortwährend Ein- und Ausgehende, und sämmtliche im Erdgeschoß gelegene Gaststuben waren voll Menschen, so daß sich der Wirt und die bedienenden Mägde nur mit Mühe zwischen ihnen bewegen konnten. Selbst im Honoratiorenstübchen, das sonst stets für wenige Auserwählte freigehalten ward und sogar den anständigen Durchschnittsbürgern verschlossen blieb, saßen heut in stickender Atmosphäre, eng wie Schafe im Stall zusammengedrängt, die Bauernburschen, trinkend und rauchend und schreiend. Mit Grausen blickte die wohlbeleibte Hausfrau, welche hier die Gäste bediente, auf den Fußboden, auf dem die Abdrücke unzähliger, mächtiger Bauernstiefel deutlich zu schauen waren. „Das wird einige Liter Schweiß kosten, den wieder sauber zu bekommen," sprach sie bei sich und zwängte sich, die gefüllten Biergläser hochhaltend, welche sie in den Händen trug,

durch die Engpässe der Tische, Stühle und Menschenrücken hindurch bis an einen Tisch hinten am Fenster, wo sie sich ihrer schäumenden Last entledigte.

Zwei junge Männer saßen an diesem Tisch, welche, wie ihr ganz unter sich geführtes Gespräch bewies, zu den übrigen Gästen in diesem Zimmer keine Beziehungen hatten.

„Bah, Fritz," sagte der eine, ein hübscher, stämmiger, blonder Bursch, „danken wir Gott, daß wir frei gekommen sind! Siehst Du, ich bin gewiß ein guter Patriot und bleibe meinem Könige und dem Vaterlande treu, so lange ich lebe, und ich hätte recht gern auch einmal des Königs Rock getragen — schon weil man dann bei den Weibern einen ganz andern Eindruck macht! Aber da es nun einmal nicht sein soll, weil der Herr Doktor just gerade bei mir was fehlerhaftes entdeckt hat — weiß der Kukuk was, ich bin doch kerngesund — so gräme ich mich auch nicht sehr drum — im Gegentheil."

„Du hast Recht," entgegnete der andern, „drei Jahre, es ist entsetzlich lange! Was kann man in der Zeit zu Hause nicht alles vor sich bringen! Und ich wäre wirklich ganz unentbehrlich zu Hause gewesen. So mitten aus allen seinen Beschäftigungen herausgerissen zu werden, — mein Gott, es muß ja halt sein, aber angenehm ist es nicht. Und die harte Zucht und die Schinderei im Dienst, und das Essen ist auch nicht wie zu Hause — nein, nein, Du hast Recht,

ich danke meinem Schöpfer, daß es uns nicht getroffen hat. Für Dich ist's noch ein Extraglücksfall, Anton — Du kannst jetzt bald Deine Resel heimführen, brauchst jetzt nicht mehr Jahrelang zu warten!"

„Die Resel heiraten! Als ob das so eins, zwei, drei abgemacht wäre," entgegnete der Anton. „Du weißt, die Eltern, zumal die Frau Erbrichterin, sind sehr stolz, sie wollen mit dem Mädel hoch hinaus und dann —," er hielt inne und fuhr dann plötzlich fort: „Wo nur der Jan bleibt, er muß doch schon aufgerufen sein! Ich bin doch wirklich neugierig, ob sie den auch frei lassen werden. Das wär' doch nett, wenn wir alle drei zusammenblieben, als Ersatzreservisten zweiter Klasse!"

„Du, gieb Acht, den nehmen sie gewiß," sagte Fritz.

„Weshalb? Woraus schließest Du das? Er ist doch schwächer gebaut als ich?" meinte Anton.

„Na, weißt Du denn nicht, daß die Ordre gekommen ist, so viele Polen als nur irgend möglich zu nehmen, damit ihnen in der Stadt beim Regiment durch die militärische Zucht die polnischen Mucken, wie sie's nennen, ausgetrieben werden? Sieh' Dich doch mal um, von den Polen haben sie genommen, was irgend brauchbar scheint, während sie gerade von uns Deutschen viele frei gelassen haben, die recht gut dienen könnten — wie Du und ich," setzte er leiser hinzu, „das ist so Politik!"

Anton schüttelte den Kopf. „Das kann auf unser Dorf keine Anwendung finden, bei uns sind die Unterschiede doch ganz wie weggeweht. Der Pole spricht deutsch, wenn er uns anredet und wir polnisch, wenn wir ihn ansprechen und keiner tritt den andern zu nahe. In der Kirche wird umzech deutsch und polnisch gepredigt, der Pfarrer ist Pole, der Kaplan Deutscher. Und vor Gericht reden die Polen auch deutsch, weil's kürzer ist und weniger Umstände macht. Also —"

„Ja wohl, wir bilden eine Ausnahme," fiel Fritz ein, „aber weißt Du, so fein unterscheiden die Herren da oben gar nicht, die sagen eben einfach: Pole ist Pole und Deutscher ist Deutscher, und wie die Ordre kommt, so wird gehandelt. Da ist ja übrigens Jan -- heda, Jan, hier sitzen wir, hierher; na, wie stehts?"

Ein schlanker, zierlich gebauter junger Mann, in gleicher Kleidung wie Anton und Fritz, machte sich, dem Anrufe folgend, durch die Menge der Anwesenden Bahn bis zu dem Tische, an welchem die beiden saßen. Sein Gesicht war bleich, aus seinen Augen glänzte ein düsteres Feuer, die Mütze hatte er tief in die Stirn geschoben. „Schlecht steht's," sagte er, „es ist gekommen, wie ich's geahnt habe, sie haben mich eingestellt." Die Beiden waren ganz erstaunt, Fritz raunte Anton heimlich etwas zu. „Ja, ja, kannst es dreist laut sagen," rief Jan, weil ich

ein Pole bin, ich weiß, in der ganzen Stadt ist es schon bekannt! Na wartet, es wird schon vergolten werden." Anton bemühte sich, Jan zu beweisen, daß solch ein Verdacht falsch sein müsse, daß vor der Aushebungskommission keine Abstammungsrücksichten gelten und nur nach dem Gesetz verfahren werde. Jan ließ sich aber nicht belehren und wie man aus den laut geführten Gesprächen der in den Gemache und in den anstoßenden Zimmern sitzenden Polen vernehmen konnte, gewann die Auffassung unter ihnen allen Raum. Nichts verbreitet sich so leicht und schnell unter einer aufgeregten Bevölkerung, oft ohne jede Veranlassung, aus reiner Luft, als Anschuldigungen gegen die Behörden. Anton erkannte, die Stimmung sei derart, daß nur ein Funke ins Pulverfaß zu fliegen brauche, um die hellen Flammen aufschlagen zu lassen. Allein dieser Funke fiel nicht, die polnischen Landleute schimpften und fluchten wohl mit halblauter Stimme; doch dabei blieb es, und bald entfernte sich eine Gruppe nach der anderen, so daß die Gastzimmer leer wurden. Endlich brachen auch die Drei auf und schlugen den Weg nach ihrem Heimatsdorfe ein. Es war eine ziemlich trübselige Heimkehr, nur wenig Worte wurden zwischen ihnen gewechselt, Jans trübe Stimmung begann auch die beiden andern anzustecken, und wenn sie an Dorfgenossen vorüberschritten, so beschränkten sie sich zumeist auf das Austauschen der Begrüßung. Eine kurze Strecke vor ihrem Dorfe begegnete ihnen ein

Gutsherr, dessen Schloß und Herrschaft in unmittelbarer Nachbarschaft ihrer Gemeinde lag. „Nun, wie ist's gegangen?" fragte er. Man berichtete ihm. „Wie schade," entgegnete Jener, „ich hätte gewünscht, daß ihr alle eingestellt worden wäret, dann hätte doch meine Jagd auf ein paar Jahre Ruhe gehabt." — „Wie meinen Sie das, Herr Baron?" fragte Anton. — „Ach, stellt Euch nur nicht so unschuldig!" antwortete der Gutsbesitzer, „ich kenne Euch ja alle! Eure Gemeinde verpachtet mir ihren Jagdgrund; denn ich brauche ihn, weil er an meinen Wald grenzt und mein Wild zum Teil bei Euch wechselt. Aber das ganze Dorf wildert trotz der Verpachtung darin, und Ihr seid gerade die Schlimmsten. Alle Eure Sonntagsbraten sind Euch von mir mit meinem Gelde bezahlt. Aber wartet's nur ab, wenn mal meine Leute einen von Euch erwischen, so sei ihm der Himmel gnädig!" — „Herr Baron, Sie täuschen sich," sagte Anton. — „Genug, ich weiß, was ich weiß," rief dieser, „und rate Euch, seid nicht zu unverschämt." Damit ritt er weiter und hörte noch das Lachen, welches die drei ihm nachsandten. — —

Oben am Ende des Dorfes, da wo der Weg ein wenig anzusteigen begann, um sich nach und nach auf die Höhe der nahen Bodenanschwellungen und Hügelwellen hinaufzuschlängeln, lag die Erbscholtisei. Sie unterschied sich von den übrigen Gehöften des Dorfes nur durch das mit besonderer Kunst gepflegte

Gärtchen an der Landstraße. Als es zu dunkeln bebann, verließ Resel, des Erbrichters Tochter, das Haus. Sie pflückte eine rote schwellende Rose von einer Staude des Vorgärtchens, steckte sie an den Busen und schritt dann weiter bis zu der großen Linde, welche sich hinter dem letzten Hause des Dorfes erhob. Auf der rohen Holzbank unter derselben ließ sie sich nieder. Es war still und einsam ringsumher. Von Zeit zu Zeit kamen Feldarbeiter mit einfachem Gruß, teils polnische, teils deutsche vorüber, und sie antwortete jedem in seiner Sprache. Das Quaken frecher Frösche aus dem nahen Unkenteich und die verhallenden Töne einer fernen Abendglocke unterbrachen allein die Stille. Resel starrte vor sich hin auf den Boden, von Zeit zu Zeit den Duft ihrer Rose einsaugend. „Ob er wohl kommen wird?“ sprach sie vor sich hin. Indem tauchte eine Gestalt hinter dem Stamm des Baumes auf. „Resel,“ tönte es von den Lippen derselben. Es war Jan. „Kommst Du wirklich noch?“ antwortete das Mädchen. „Das ist doch schön von Dir. Ich dachte, Du würdest mich hier allein sitzen lassen. Das wäre übrigens ganz Deine Art gewesen.“

„Wenn ich nicht gekommen wäre, trüge ein Anderer als Du die Schuld?“ gab Jan zurück. „Bist Du mir doch heut auf dem Felde beständig ausgewichen und hast durch keine Miene verraten, ob mein

Vorschlag, uns um diese Stunde hier zu treffen, Dir angenehm sei."

„Du Narr," entgegnete Resel, „ich soll Dich wohl noch einladen in unser Haus zu kommen und meinem Vater Deinen Staatsbesuch zu machen? Du mußt eben abwarten, ob mir's gefällig ist, zu kommen. Heut Abend hatte ich gerade nichts besseres zu thun."

„Genug, lassen wir das jetzt, Resel," sagte Jan, „komm an mein Herz und sage mir —" er breitete die Arme aus und ging auf das Mädchen zu, welches sich erhob und einige Schritte zurücktrat. „Was soll das?" sprach sie. „Wann habe ich Dir ein Recht gegeben, Dich so gegen mich zu betragen und alle Achtung gegen mich aus den Augen zu setzen? Vergißt Du, wer ich bin?"

„Ich liebe Dich," sagte Jan, „und wen ich liebe, schließe ich in meine Arme, und wenn's eine Kaiserstochter wäre."

„Haha, Du wärst gerade der Rechte, eine Kaiserstochter in Dich verliebt zu machen. Nicht 'mal eine Bettlerin," spottete Resel.

„Also liebst Du mich nicht?"

Resel zuckte die Achseln. „Das wird von Dir abhängen," sagte sie.

„Du willst ein falsches Spiel mit mir treiben, Resel, gerade so wie Du es mit Anton treibst, dem Du auch weder sagst, ob Du ihn liebst noch ob er Dir gleichgiltig ist; aber das muß ein Ende nehmen!

Ich werde Dich zwingen Dich endlich einmal zu erklären. Es muß Licht in das Dunkel kommen!"

„Ei, das wird ja interessant," sagte das Mädchen. „Du wirst mich zwingen! Nun, fang doch an, zwinge! Ich bin wirklich neugierig, wie Du das beginnen wirst. Natürlich setz' ich voraus, daß Du nicht vergessen wirst, daß Du ein Mann bist und ich ein Weib. Aber dazu muß ich mich setzen. Also los, zwinge!" Sie nahm wieder auf der Bank Platz und schlug lachend die Arme übereinander. Sie war wirklich schön in diesem Augenblick, ihre herausfordernde Haltung, ihre glänzenden Augen gaben ihr einen dämonischen Reiz.

Jan trat an sie heran und blieb dicht vor ihr stehen. „Ich war vielleicht zu rasch," sagte er, „aber Du wirst es mir vergeben, Du wirst Dir meinen Kummer, meine Ungewißheit erklären können. In kurzer Zeit soll ich fort von hier, nach Ratibor, zum Regiment, auf drei Jahre! Ich weiß nicht, ob ich Dich in diesen, wenigstens in den zwei ersten, sehen werde. Und ich sollte nicht vor Ungeduld vergehen, zu wissen, ob ich auf Deine Liebe und auf Deine Treue rechnen kann? Ich besäße kein Herz, wenn das nicht wäre. Ich muß es wissen, wie es mit uns steht. Meinetwegen sag', daß Du den Anton liebst und ihn nehmen willst. Er ist mein Freund, er geht nicht zum Militär, und ich bin ein Mann und werd's ertragen. Also sprich Deine Meinung. Schwöre mir

beim Leben Deiner Eltern, daß Du mir treu bleiben wirst, während ich fern von hier bin! Willst Du das?"

Resel lachte laut auf. „Du weißt nicht, was Du redst," sagte sie. „Du gehst fort von hier, auf Jahre, in denen wir einander nicht sehen werden und verlangst, ich soll mich an Dich ketten! Du wirst in der Fremde, von mir nicht bewacht, einem Liebesabenteuer ums andere nachgehen, Dich unterhalten und zerstreuen und — vielleicht manchmal, gelegentlich, an mich denken! Und ich soll hier Sommer und Winter hinter'm Ofen sitzen, mit keinem Mann reden und mich um Dich grämen! Bist Du bei Verstand, so etwas von mir zu verlangen? Du bietest mir nichts, und ich soll Dir alles opfern? Jawohl, so seid ihr Männer! Ein kostbarer Gedanke — ich soll meine schönsten Jahre, meine ganze Jugend, Dir opfern, blos weil es Dir gefällt, mich mit Deiner Liebe zu beglücken! Meine ganze Jugend, sage ich, denn mit den drei Jahren ist es nicht abgethan, nach ihren Ablauf wirst Du noch lange nicht daran denken können, mich heimzuführen. Bis Du soweit selbständig bist, bin ich eine Greisin!"

„Du weichst mir aus," rief Jan, „um dies alles handelt es sich hier nicht. Ich will nur Deine Erklärung: liebst Du mich oder liebst Du Anton? Deine Worte, Dein Betragen gegen uns beide lassen Deine wahre Gesinnung nicht erkennen, drum bring' ich

jetzt, wo ich das Dorf für lange Zeit verlassen soll, auf Erklärung und Gewißheit."

„Und ich verlange sie auch endlich einmal," tönte es hinter ihr. Aus dem Dunkel traten Anton und Fritz herzu, Jan blickte erstaunt auf sie hin. Resel sprang auf. „Ei, das ist also ein verabredeter Überfall von Euch beiden," rief sie, zornig mit dem Fuß stampfend. „Und einen Zeugen habt Ihr Euch auch gleich mitgebracht. Das ist sehr vorsichtig! Aber Ihr habt damit bei mir wenig Glück. Ich lasse mir nichts abnötigen und mich nicht dazu kommandieren, mein Herz zu öffnen. Wenn ihr klug seid, so seht von selbst hinein," fügte sie spöttisch hinzu. „Aber Männer seid ihr, das muß man sagen; drei gegen eine!"

Anton beteuerte, daß nur der Zufall ihn und Fritz in die Nähe geführt habe, und daß sie herangetreten seien, weil sie laut reden gehört. Er wolle aber nun auch endlich einmal das entscheidende Wort vernehmen, er lasse sich nicht länger am Fädchen herumführen. Resel stemmte die Arme in die Hüften. „Also Ihr wollt wissen, wen von Euch ich liebe?" sagte sie und warf beiden unbeschreibliche Blicke zu. „Daß ich einen von Euch auf jeden Fall liebe, nehmt Ihr also als sicher an. Ihr könntet Euch doch vielleicht täuschen. Wer sagt Euch, daß Ihr mir nicht beide gleichgültig seid, daß nicht mein Herz nach einem dritten steht? Daß Ihr's nur wißt, wer mich haben will, muß etwas mehr sein als ein

gewöhnlicher Bauer, und mehr können als nach dem Parademarsch exerzieren oder Hasen schießen. Wer mich liebt, muß mir erst beweisen, daß ich stolz auf ihn sein darf, wenn ich die Seine werde. Darum bemüht Euch, und dann will ich Euch auf Eure Frage antworten — freiwillig, denn erpressen laß' ich mir ein Geständnis weder jetzt noch je." Damit schritt sie, den Kopf zurückgeworfen, in stolzer Haltung hinweg, ihr Gewand rauschte, der Sand knirschte unter ihren Füßen, keiner der jungen Leute wagte sie aufzuhalten.

„Der Kukuk!" sagte Jan. „Sie lockt und lockt uns immer tiefer, wir glauben hundertmal sie schon zu haben und sehen uns doch immer wieder von ihr genarrt! Aber hol mich der und jener, ich kann nicht von ihr lassen." Er hob die Rose, die sie zu Boden geworfen, auf und drückte sie an sein Herz. — „Anton, ich gehe jetzt auf lange Zeit von hier fort," wandte er sich an diesen, „und lasse Dich in ihrer Nähe. Bist Du wahrhaft mein Freund und ein Ehrenmann dazu, so wirst Du mir eins nicht verweigern. Du wirst mir Dein Wort geben, in meiner Abwesenheit nichts zu unternehmen, um mich bei der Resel zu verdrängen und Dich in ihr Herz hineinzuspielen. Es wär Verräterei, wenn Du es thätest. Nach meiner Zurückkunft wollen wir gemeinsam vor sie treten und um sie anhalten, dann wird sie sich entscheiden müssen." Fritz stieß Anton heimlich an.

„Ich wäre der größte Narr, wenn ich Dir solch ein Versprechen gäbe," entgegnete der letztere, „Du thätest es an meiner Stelle ebensowenig. Im Gegenteil, Du würdest Deinen Vorteil nach Möglichkeit, nach jeder Richtung hin, ausbeuten, um Dich allein in Resels Herz festzusetzen. Und das werde ich auch, denn ich liebe sie mit vollster Leidenschaft, und sie muß die Meine werden. Eins verspreche ich Dir: nie will ich ein böses, ein verlästerndes Wort gegen Dich über die Lippen bringen. Ich will ehrlich kämpfen, aber kämpfen werde ich. Vielleicht liebt sie Dich," setzte er mit leichtem Spott hinzu, „vielleicht ist diese Liebe stark genug, alle meine Bemühungen scheitern zu machen. Daderwegen aber bleiben wir Freunde nach wie vor."

„Ich sehe nicht ein, wie wir das bleiben wollen," rief Jan aus. „Das ist wirklich Deine ernstliche Meinung?" Anton versicherte es noch einmal, worauf Jan mit einem Fluch davonstürmte. Fritz legte seinen Arm in den Antons. „Laß ab von der Person," sagte er, „glaub' mir, sie ist falsch, sie hat kein Herz, und wenn sie Dich heut beglückt, wird sie Dich morgen betrügen. Laß sie fahren, es wär' Dein Bestes, wenn Du vermöchtest, gar nicht mehr an sie zu denken."

„Wenn — ja wenn . . . ." sagte Anton gedankenvoll und schritt an Fritzens Seite dem Dorfe zu, den Ermahnungen von Resel zu lassen, die Letzterer

ihm widmete, kaum ein halbes Ohr schenkend. Sie kamen an der Erbscholtisei vorüber. „Anton! Anton!“ ertönte es aus dem Finstern, hinter dem Staketenzaun hervor, der das Gärtchen einfriedigte. Er löste sich aus dem Arm des Freundes und trat heran. Ein Arm legte sich um seinen Nacken. „Anton, liebst Du mich auch wirklich?“ tönte es. „Resel!“ — „Still!“ Und er fühlte zwei warme Lippen die seinen berühren, nur für einen Augenblick, dann ward alles stumm. „Resel,“ rief er noch einmal. Da keine Antwort erfolgte, schritt er an der Seite des Freundes weiter das Dorf hinab, bis nach seinem Hause. Dort ging er zur Ruhe. Aber der kurze Kuß brannte auf seinen Lippen bis nach Mitternacht.

Drinnen im Wohnstübchen der Erbscholtisei saßen am Mittag eines der folgenden Tage des Erbrichters Frau, ihr Mann und Resel bei der dampfenden Schüssel „schlesischen Himmelreichs,“ mächtiger, goldgelber Kartoffelklöße mit Backobst. Welch herrlichen Appetit sie alle besaßen, bewies die Verwüstung, die sie in den Vorräten der Schüssel anrichteten; zwei-, dreimal mußte Antuscha, die Magd, neu auftragen. Der Vater namentlich zeichnete sich durch wahrhaft unheimliche Eßlust aus; er war aber auch seit vier Uhr Morgens auf dem Felde gewesen. „Höre, Resel,“ sagte die Mutter und legte die Gabel fort, an deren Spitze noch ein Brocken haftete, — „und Du, Alter, hör' endlich auch einmal auf zu fressen und gieb

Achtung — Resel, ich hab' schon lange darüber mit Dir sprechen wollen; weißt Du, es wird doch endlich Zeit, daß Du an's Heiraten denkst. Meinst Du nicht, Alter?" Der Letztere gab durch unverständliches Brummen seine Zustimmung, ohne daß er sich in seiner Lieblingsbeschäftigung, der Speisenvertilgung, im Geringsten stören ließ. Nun fuhr die Mutter fort: Antons Vater habe ihr mitgeteilt, daß sein Junge ein Auge auf Resel geworfen, und die beiden Familien seien doch von Alters her befreundet, darin müsse man einen Fingerzeig des Himmels sehen, das Mädel solle nur in ihrer gewöhnlichen Art das Glück nicht wieder von der Hand weisen, die Männer, die heiraten wollten, seien heut rar wie weiße Spatzen, der Anton sei ein hübscher Bursche und auch kein Habenichts — kurz und gut, sie solle sich erklären, wie es wäre. Der Alte hatte durch bald lauteres bald leises Knurren zu verstehen gegeben, daß ihm dies alles aus der Seele gesprochen sei. Resel hatte kein Wort entgegnet, jetzt schob sie den vor ihr stehenden Teller heftig zurück und sprang so gewaltsam auf, daß der Tisch und alles Geschirr darauf ins Wanken und Klirren kam. Mit geröteten Wangen sagte sie: „Daraus wird nichts! Nun wird nichts draus!" — „I, seht doch einmal das Mädel! So sang faschon meint sie, 's wird nichts daraus, und damit ist's abgethan bei ihr. Warum denn nicht, Jungfer Nase-

weiß?" — „Weil ich nicht mag, nun nicht mehr mag!" sagte Resel und ging hinaus.

„Da werde ein anderer draus klug," sprach kopfschüttelnd die Erbrichterin, „was sagst Du dazu, Mann?" Durch einige unartikulierte Naturlaute gab der Gatte seine Mißbilligung kund, schob das Essen bei Seite, ächzte, knöpfte sich den Rock auf und legte sich dann auf die Ottomane zum Schlaf nieder, der teuren Gattin den Rücken zuwendend. „Ist das nun nicht schrecklich," rief diese, „mit solcher Kratzbürste von Tochter und solcher Schlafmütze von Mann hausen zu müssen." Leiser fügte sie hinzu: „Wenn nur die Wirtschaft, und er im Felde nicht so auf dem Platze wären, ich wollt's ihnen schon eintränken, aber so muß man auch 'mal durch die Finger sehen."

Immer näher kam der Termin, an dem Jan zur Garnison in Ratibor abgehen sollte, und je mehr er heranrückte, desto unruhiger ward der junge Bauer. Er konnte und konnte es nicht fassen, daß er auf Jahre scheiden sollte, ohne das Schicksal seiner Liebe entschieden zu sehen. So oft er den Versuch wiederholte, Resel zu einer Erklärung zu zwingen, sei es durch inbrünstiges Flehen oder durch Drohungen, nie wollte es ihm glücken. Jenem setzte sie Trotz, diesen Hohn entgegen oder die Berufung auf ihr Geschlecht. Ja, um ihn recht zu peinigen, begünstigte sie in seiner Gegenwart scheinbar Anton, freilich um diesen, in Anwesenheit anderer, durch noch größere Nichtachtung

noch härter zu strafen. „Schäme Dich,“ sagte sie einmal zu letzterem, „Du willst ein Mann sein? Kannst das nicht selbst vorbringen, was Du auf dem Herzen hast — mußt zu Deinem Vater laufen und ihn bitten, bei meinen Eltern ein gutes Wort einzulegen? Auf die Weise glaubst Du mich zu bekommen? Wenn ich Einen gern hätt', ich fragte den Kukuk nach der Meinung und Zustimmung meiner Eltern, durch ging' ich mit ihm, wenn's nicht anders sein könnte. Aber Du, Du bist der rechte Mann und Liebhaber! Haha! Nie werde ich mir von irgend wem vorschreiben lassen, wen ich heiraten soll, und wenn's Papst oder Kaiser wären.“

Als Anton auf vieles Drängen erfuhr, um was es sich handle, war er ganz betroffen; nie sei ihm in den Sinn gekommen, versicherte er, seinen Vater um Vermittlung zu bitten, im Gegenteil, er habe sie sich sogar verbeten, aus seiner Liebe zu ihr habe er freilich kein Hehl gemacht, denn die ließe sich so wenig verbergen als ein brennend Haus. Das versöhnte sie denn wieder ein wenig, aber eine bestimmte Antwort auf all sein Drängen erhielt er doch nicht. —

Jan hatte einen guten Freund im Dorfe, einen seiner Nation, Casimir, mit dem er schon von Jugend auf eng verbunden war. Diesen beschwor er und ließ sich das Ehrenwort von ihm geben, ihn über alles, was im Dorfe während seiner Abwesenheit vorginge, besonders über Resel und Anton, auf dem

Laufenden zu erhalten, ja in dringenden Fällen die Kosten eines Telegramms nicht zu scheuen. Casimir war treu und zuverlässig und versprach, alles bestens zu besorgen. Der Eintritt in das Heer ging ihm sehr nahe, er fand kaum eine ruhige Stunde mehr, tausend Pläne schwirrten ihm durch den Kopf, um die Gefahr abzuwenden, seine Liebe zu verlieren, einer immer abenteuerlicher als der andere, und Casimir hatte in seinen Feierstunden vollauf zu thun, ihm thörichte und unausführbare Gedanken aus dem Kopf zu reden. Er beschloß, noch einen Versuch zu machen, sich Antons zu versichern, wiewohl Casimir ihm auch dies als nutzlos widerriet. Zwei Tage vor seiner Abreise ging er zu Anton, mit dem er seither kein Wort gesprochen hatte und forderte ihn und Fritz auf, des Abends mit ihnen „in den Wald zu gehen," er empfinde das unüberwindliche Verlangen, noch einmal ein Stück Wild zu schießen, bevor ihm dies auf lange hinaus unmöglich werde. Den Vorschlag nahm Anton für sich und seinen Freund an.

Alle vier schlichen zur verabredeten Zeit in den Gemeindewald, den die Gemeinde, wie der Baron sehr richtig sagte, ihm für schweres Geld verpachtet hatte und doch Mann für Mann bewilderte, ohne in dieser Handlungsweise das geringste Unrecht zu sehen, und stellten sich an Plätzen auf, wo das Wild zu wechseln pflegte. Jan wußte es so einzurichten, daß er mit Anton allein zusammenblieb. Und hier be-

schwor er diesen noch einmal mit Thränen im Auge und mit bewegter Stimme, sich seines Vorteils nicht in unehrenhafter Weise zu bedienen, sondern mit seiner Werbung um Therese zu warten, bis er wieder vom Regiment zurück sei; er erinnerte ihn an ihre langjährige Jugendfreundschaft, an all' das Gute, was er ihm schon erwiesen, und wie seine Weigerung ihren Bund, der ein solcher für's Leben sein könnte, auf ewig zerstören müsse. Anton entgegnete sehr ruhig, er würde sich selbst in ein Narrenhaus sperren lassen müssen, wenn er diesem Verlangen nachkäme, der Mensch der sich seines Glückes nicht bediene, verdiene dasselbe nicht und verscherze es sich für immer, und es sei nun einmal in der Welt so eingerichtet, daß einem sein Herz und seine Liebe näher stände als alle Freundschaft, die er übrigens durchaus nicht aufgehoben wissen wolle, sondern sie Jan trotz dieser Weigerung lebenslang bewahren werde. Übrigens würde er ja in der Stadt selbst Ersatz genug für das finden, was ihm hier verloren gehen könnte. Jan entgegnete kein Wort, mit dem Kolben seiner Büchse stieß er so heftig gegen den Stamm einer jungen Birke, daß dieser knickte und brach, dann kehrte er Anton den Rücken und verschwand. Anton schüttelte den Kopf. „Der Narr, als ob er wohl anders handeln möchte!“ sprach er vor sich hin.

Am nächsten Vormittag brachte Resel wie gewöhnlich den in der Scheune unter Anführung des

Vaters dreschenden Knechten das Morgenbrot. Der Erbschulze hieb mit dem Flegel auf das Getreide ein wie ein Bär, gleich den untersten seiner Knechte, und mit seinen Riesenkräften — er war ein Hüne von Gestalt — förderte er die Arbeit gewaltig. Resel freute sich über den Eifer und die unverdrossene Art, mit der alle ohne Ausnahme thätig waren, durch das Beispiel des Herrn angefeuert. Eine Weile schaute sie lächelnd zu, schlug wohl auch ein paar Mal im Takte mit und wandte sich dann wieder nach Hause. Die Scheunen lagen alle auf einem Haufen ein Stück vom Dorfe entfernt, der Weg führte an einem kleinen Bache entlang. Ungefähr in der Mitte des Weges sah sie eine wohlbekannte Gestalt entgegenkommen, es war Jan. Sie war über dies Zusammentreffen nicht sonderlich erfreut. „Dich sieht man auch überall, wo Du nicht hingehörst," sagte sie, „warum bist Du nicht bei der Arbeit, Tagedieb?" Jan aber antwortete ihr darauf nicht, sondern begann wie gewöhnlich von seiner Liebe zu reden und von dem Unglück, gerade jetzt fort zu müssen. Sie hielt sich die Ohren zu und lief eiligst weiter. Er folgte ihr und begann nun von den nutzlosen Verhandlungen zu berichten, die er mit Anton gepflogen. „So," entgegnete sie, „das war doch mal vernünftig gesprochen von diesem Burschen." Jan, durch dieses Wort aufs höchste erschreckt, begann sich in eine Leidenschaft hineinzureden, die Resel nie vorher an ihm bemerkt hatte.

Er könne nicht von ihr lassen, sagte er, und wenn sie fortfahre, so mit ihm zu spielen, so werde sich was Schreckliches ereignen. Sie sei schuld daran, wenn er beim Militär irgend eine Thorheit begehe, die sie beide später zu bereuen hätten. Resel zuckte die Achseln. „Wenn Du ein Kind bist . . .“, sagte sie. „Resel, treib' mich nicht zum Äußersten,“ entgegnete er, „Du wirst's nur zu bald bereuen!“ Dann fuhr er mit wilder Hast fort, er habe ihr einen Aufpasser gesetzt, daß sie es nur wisse, jeder ihrer Schritte werde beobachtet und ihm mitgeteilt werden, und wenn sie sich einfallen lasse, ihm untreu zu werden, so solle sie es so büßen, daß sie nicht mehr in die Lage kommen werde, andere brave Burschen zu verhöhnen und in die Irre zu führen. „Wenn Du noch nicht weißt, was solche Worte bei mir für eine Wirkung haben, so thust Du mir nur einfach leid,“ entgegnete sie und fügte barsch hinzu, „jetzt will ich kein Wort weiter hören.“ Da er wirklich schwieg, so sah sie ihn von oben bis unten mit einem ihrer Blicke an, wie nur sie dieselben hatte, und schritt dann schnell aber ruhig weiter nach dem Dorfe. Jan ging aufwärts in die Felder.

Des Mittags, als die Leute von der Drescharbeit aus den Scheunen zurückkamen, um ihre Mahlzeit zu halten, stand Resel am Fenster und ließ einen um den andern bei sich vorbeipassieren. Jeder grüßte ehrerbietig, denn obwohl das ganze Dorf sich von

ihr und ihrer „Kratzbürstigkeit“ die schnurrigsten Geschichten erzählte, hatte sie doch Jeder gern ihres wirthschaftlichen Sinnes und ihrer peinlichen Accuratesse und Sauberkeit willen — Eigenschaften, die auf dem Lande eben nicht allzuhäufig sind. Die jungen Burschen zumal sahen in ihr noch die wohlhabende Erbtochter und waren um ihrer Sprödigkeit willen rein in sie vernarrt. Sie erwiderte jeden Gruß mit Freundlichkeit, aber doch mit dem ihr eigenen Bewußtsein stolzer Würde, das bei niemandem ihr gegenüber, selbst bei längerem Verkehr nicht, behagliche Vertraulichkeit aufkommen ließ. Einer nach dem andern schritt vorüber, nur der, auf den sie sehnsüchtig wartete, kam nicht: Anton. Endlich erschien er, schon von fern winkte sie ihm heranzutreten. Er that's und fragte sie nach ihrem Befinden. Freundlicher als sonst gab sie ihm die Hand und sagte, er möge nur hereinkommen, sie habe ihm etwas mitzuteilen. Er, hocherstaunt über diese Veränderung in ihrem Betragen, that's. Da kam sie ihm bis auf den Flur entgegen, faßte seine Hand und führte ihn hinein, bis vor den Tisch, wo ihre Eltern saßen. „Hier, Vater und Mutter,“ sagte sie, „stelle ich Euch meinen Bräntigam vor.“ Anton war so erstaunt, so aus den Wolken gefallen, daß er im ersten Augenblick glaubte, Therese treibe ihren Spott mit ihm. Als sie ihm aber versicherte, es sei ihr Ernst, sie wäre ihm gut und hätte ihn nur schmachten lassen, um die

Dauer und Stärke seiner Liebe zu erproben, da konnte er sich nicht mehr halten und fiel ihr weinend und lachend um den Hals und sie erwiderte seine Küsse. „Es ist Euch doch recht?“ fragte Therese. „Ach, Du gutes Kind,“ stotterte die Mutter, „ich hab's immer gesagt, daß Du uns noch Freude machen wirst!“ Der Vater gab mit einigen nur halb verständlichen Worten seinen Segen und forderte dann durch eine Handbewegung Anton auf, am Tisch Platz zu nehmen; man werde sogleich das Essen bringen, sagte er. „Nein, Vater,“ fiel Therese ein, „der Anton muß doch erst bei sich zu Hause die große Neuigkeit erzählen — und das ganze Dorf soll's wissen; geh, Anton, geh, schnell, erzähl's allenthalben.“ Und als er schon an der Thür war, rief sie, als ob es ihr erst jetzt eingefallen sei, „und vergiß nicht, es Deinem Freund Jan mitzuteilen; bald, hörst Du, vergiß nicht.“ Dann gab sie ihm noch einen flüchtigen Kuß und schob ihn beinahe zur Thür hinaus.

Die Kunde verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch das Dorf; Jan hatte sie schon längst empfangen, bevor Anton sie ihm zu melden kam. Es klang so unglaublich, so ungeheuerlich, daß fast niemand an ihre Wahrheit glauben wollte, sondern die meisten Anton in wörtlicher Übereinstimmung erklärten: „Ach, nicht möglich! Geh, Du willst uns nur zum Besten haben.“ Und wenn er auf mehrfaches Drängen ihre vollinhaltliche Wahrheit bestätigte, er-

klangen die Glückwünsche, die er erhielt, in der Regel aus einer ganz eigentümlichen Tonart, als habe die Sache ihr großes Bedenken für die Zukunft. Nur Jan war keinen Augenblick im Zweifel, daß das Gerücht der Wahrheit entspräche. „Das ist ihre Antwort auf meine Drohung von heut morgen," rief er gegen Casimir aus. „Der Igel! die Stacheln sträubt sie einem entgegen, wo man sie anfaßt!" Er geriet in einen furchtbaren Zorn, und Casimir mußte seine ganze Klugheit aufbieten, ihn von Thorheiten abzuhalten. Er wollte mit einem großen Messer schnurstracks zu Therese laufen und sie zwingen, ihr Verlöbnis zurückzunehmen. Casimir beruhigte ihn nur dadurch, daß er ihm klar zu machen suchte, Resel werde, da sie sich nicht aus Liebe zu Anton, sondern aus Trotz gegen ihn, mit jenem verlobt habe, sich auch aus ihrem Bräutigam wenig machen und ihm wieder den Laufpaß geben, sobald er, Jan, dem Dorfe den Rücken gewendet habe. Das glaubte Jan endlich und ward ruhig. so daß er Stärke und Selbstüberwindung genug gesammelt hatte, Anton, als dieser mit der Nachricht zu ihm kam, ein freundliches Gesicht zu zeigen, ja ihm sogar mit schmeichelnden Worten „von ganzem Herzen" Glück zu wünschen. Auf Casimirs Rat zeigte er sich nicht mehr vor Therese, sondern schied sang- und klanglos mit dem Grauen des nächsten Tages aus dem Dorfe, um beim Regiment einzutreten. Therese zeigte sich höchst erstaunt, als ihr Anton erzählte,

wie ruhig sich Jan benommen und daß er ohne jeden Abschied im Guten oder Bösen davon gezogen. —

Ein sonderbares Liebespaar gaben die beiden Brautleute ab, darin hatten die Leute im Dorfe mit ihrem Gerede allerdings recht. Anton war schwärmerisch, feurig, verliebt wie ein Schulbub, Therese blieb immer zurückhaltend, in Gegenwart Fremder ganz kalt, und selbst, wenn sie allein waren, taute sie eben nicht besonders unter Antons Umarmungen und Küssen auf. Nur wenn zufällig der Casimir anwesend war, konnte sie zärtlich, ja leidenschaftlich werden, und solch ein Ausbruch der Empfindung konnte dann dem verliebten Jungen Anton den Kopf völlig verdrehen, denn es ging dann eine seltsame, schwüle Glut von ihren Lippen, ihren Haarflechten aus. Aber solche Augenblicke waren eben selten, in der Regel war sie sparsam mit ihren Umarmungen und karg mit ihren Küssen, und es sah wie eine Gnade aus, wenn sie Anton erlaubte, sie zu küssen und zu umarmen. Anton sprach öfters darüber mit Fritz. „Ich habe keine Sorge darum," sagte er, „das ist Mädchenziererei; ist sie erst mein Weib, leben wir zusammen, so wird das alles anders, Du wirst es sehen." Casimir aber berichtete an Jan nur, was er beobachtete, daß die Beiden sich wie ein Taubenpaar schnäbelten; „aber ich glaube ganz gewiß nicht, daß es lange Bestand hat," setzte er jedesmal hinzu, und diese Worte waren das Einzige, was Jan in seiner Garnison ein wenig aus seiner dumpfen Verlassenheit

emporrichtete und ihn über seinen Schmerz, über die Plackereien des Rekrutendienstes hinwegtröstete. —

Im Winter war die Hochzeit. Sie wurde ganz in der bescheiden gediegenen Art begangen, wie sie heutzutage bei unsern Bauern in jener Gegend üblich ist. Die Gesellschaft fuhr, da im Dorfe kein genügend großer Saal aufzutreiben war, in offenen Wagen nach dem nächsten kleinen Landtstädchen, wo mit fröhlichem Schmaus- und heiterem Zechgelage, bei dem sich der Vater der Braut ganz besonders hervorthat, das Ereignis des Tages gefeiert ward. Mit dem sie stets vor ihrer Umgebung auszeichnenden Geschick hatte die Braut die in ihrer Gegend herrschende unkleidsame Tracht, welche die ganze Gestalt äußerst plump erscheinen läßt, mit den Forderungen des besseren Geschmacks einigermaßen ausgesöhnt, ohne durch die Abweichungen von der althergebrachten Regel Anstoß zu erregen. An ihrem Hochzeitstage ist auch die häßlichste Braut schön, um wie viel mehr nicht die, welche die Natur mit vorteilhaften Gaben ausgezeichnet hat: Therese sah entzückend aus, und während der kirchlichen Trauung und der Mahlzeit hafteten nicht blos Antons, sondern Aller Augen, ohne abzuschweifen, auf ihr. Was sie aber heut ganz besonders vorteilhaft kleidete, war das freundliche, liebenswürdige Betragen, die gewinnende Mischung von einem der Bedeutung des Tages bewußten Ernst und sinniger Heiterkeit, welche man heut vielleicht zum ersten Mal

in ihrem Leben an ihr bemerkte, so daß jedem das Glück Antons beneidenwert erscheinen mußte.

Jan ließ nichts von sich vernehmen und machte so die Weissagungen einiger Unglücksraben zu Schanden, welche, vermutlich auf Einflüsterungen Casimirs hin, das Gerücht verbreitet hatten, der verschmähte Nebenbuhler werde an jenem Tage erscheinen und seiner Rache und Wut freien Lauf lassen. Therese hatte aufgelacht, als man ihr davon erzählte. „Verlaßt Euch darauf, er rührt sich nicht aus seiner Garnison fort," hatte sie gesagt, und heute gaben ihr die Thatsachen recht. Hatte er so schnell Trost und Ersatz gefunden? Oder war die Vernunft Meisterin über ihn geworden? Oder hielten ihn die eisernen Bande der Disziplin so fest, daß er sich nicht zu rühren vermochte und üble Vorsätze auf eine freiere Zeit verschieben mußte? Es war Therese vielleicht gar nicht einmal erwünscht, daß alles so glatt, so ruhig vom Nagel ging: ein Streit, ein letzter Kampf um sie hätte ihrer Gemütsart vielleicht mehr entsprochen. —

Die nächsten Jahre verflossen den Neuvermählten ohne sonderlich bemerkenswerte Ereignisse. Ihr Zusammenleben war allem Anschein nach ein ganz glückliches. Freilich aus dem geträumten Liebeshimmel Antons wurde nichts; Resel wurde auch in der Ehe eben nicht allzuviel milder wie als Mädchen; eine gewisse Herbigkeit und Spröde, die sich jedes Liebes-

zeichen wie ein unvermeidliches Übel rauben ließ, bewahrte sie immer, aber so bewahrte sie sich auch klugerweise stets neuen Reiz und neue Anziehungskraft für Anton. Da er genötigt war, jeden Tag von Neuem ihre Gunst zu erobern, mindestens Alles dran zu setzen, dieselbe lebendig zu erhalten, mußte ihre Gunst ihm täglich begehrenswert erscheinen. Und es war bewundernswert, wie Resel dies durchzuführen verstand, sie, das einfache Landmädchen, dem die tausendfältigen Künste einer koketten Weltdame unbekannte Dinge waren. Kokett war sie wohl nie gewesen, denn das Leichte, Tändelnde lag gar nicht in ihrer Art; Alles an ihr war schön, aber rauh. Vor den Leuten behandelte sie Anton übrigens immer mit Zärtlichkeit, und während sie im Hause ihn unumschränkt beherrschte, gab sie sich öffentlich stets den Anschein einer gehorsamen Gattin. Nie mißbrauchte sie ihre Macht; sie hätte es nicht ertragen, wenn man von ihrem Manne als von einem Pantoffelhelden gesprochen hätte. Man nannte ihn insgemein aber doch so. Und auch zu Hause regierte sie ihn nur durch Blicke, durch einzelne Worte; es ward ihr dies leicht, denn ein Wort aus ihrem schöngeformten Munde hatte Anton nie anders als wie ein Befehl gegolten. Im Übrigen kümmerte sie sich nicht allzuviel um ihn, er that seine Arbeit im Felde, sie im Hause, und öffentlich sah man sie nur Sonntags zusammen in der Kirche.

So waren zwei Jahre verflossen, als eines Tages Fritz mit ziemlich aufgeregter Miene zu Anton ins Zimmer trat. „Weißt Du's schon, weißt Du's schon?" rief er ihm entgegen, „der Jan ist heut wieder zurückgekommen!"

Fast ängstlich schaute sich Anton um, ob Therese nicht höre; allein, sie war gerade im Stalle bei den Kühen, wo sie das Melken beaufsichtigte, damit die Mägde keinerlei Unterschleife begingen. „Wie ist das möglich?" fragte der junge Ehemann.

„Er hat sich die ganze Dienstzeit über tadellos geführt, nie eine Strafe erhalten," erwiderte Fritz, „und so ist er auf Reklamation seiner Mutter, die ihn hier dringend braucht, mit Königsurlaub entlassen worden."

Anton war anfangs bei dieser Kunde ein wenig bestürzt, allein er faßte sich sogleich und sagte: „Nun, was ist's weiter, was kümmert's mich? Ändert dies etwas? Es wird jetzt wieder ein bissel mehr gewildert werden als früher, das ist alles."

„Ich möchte Dir doch raten, Dich vor ihm in Acht zu nehmen, man kann nicht wissen — er steckte vorhin mit dem Casimir zusammen —"

„Ach, bah!" — entgegnete Anton und gab Fritz zugleich einen Wink zu schweigen, da die Thür sich leise geöffnet hatte und Therese hereingetreten war. Fritz empfahl sich denn auch mit einigen gleichgiltigen Worten.

Allein Therese wußte Bescheid, sei es daß sie

von dieser Unterredung etwas erlauscht, sei es daß sie von anderer Seite Nachricht erhalten hatte. Sie verhielt sich den ganzen Tag über schweigend und zurückhaltend. Des Abends endlich sagte sie plötzlich, ohne jede äußere Veranlassung: „Anton, ich begreife Dich nicht, daß Du es so jeden Abend hier im Hause aushältst. Bist Du denn kein Mann? Fühlst Du nie das Bedürfnis einmal im Kretscham ein Glas Bier zu trinken und Dich mit ein paar Freunden über dies und jenes auszusprechen? Ich glaube, Du bringst nur mir dies Opfer? Thu Dir ja um meinethalb keinen Zwang an; ich möchte nicht, daß Du mir's etwa einmal vorrücktest!" Anton versicherte, er denke nicht daran, sein einziges Glück sei, beständig in ihrer Nähe zu sein. Sie zog spöttisch die Unterlippe in die Höh' und machte verschiedene Einwände, so daß er endlich entgegnete: „Das ist doch sonderbar, sonst können die Weiber nie genug lamentieren, wenn der Mann mal ein paar Stunden in der Kneipe zubringt, und Du treibst mich förmlich dazu."

„Ich will ebensowenig eine Schlafmütze zum Manne haben wie einen Lüderjahn," entgegnete Therese, und als auch das nichts half, sagte sie ihm auf den Kopf zu, sie wisse, daß Jan seit heut wieder im Dorfe sei, er werde jedenfalls in der Schänke sitzen, mit mancherlei renommieren und über sie herziehen, und Anton habe als ihr Mann die Verpflichtung hinzugehen, zu zeigen, daß er sich nicht fürchte und jede

Beschimpfung ihrer Person zu verhindern. „Aber Resel, das heißt den Streit suchen,“ entgegnete Anton. Nichts half ihm indessen, Therese gab nicht Ruhe, bis er zur Mütze griff und in die Schänke ging.

Daselbst sah er Jan inmitten eines ziemlich zahlreichen Kreises sitzen. Die Unterhaltung war recht lebhaft. Er nahm in der Nähe Platz und lauschte aufmerksam. Mit Jan waren große Veränderungen vorgegangen. Er war heiterer und kräftiger, und wie Anton schien, sogar größer geworden. Das frühere leichte, fast nachlässige Wesen hatte einem strammen, militärischen Gehaben Platz gemacht; er sprach viel und mit großer Geläufigkeit und leerte sehr oft das vor ihm stehende Glas. In seinen Reden zeigte sich viel Verstand und Lebenserfahrung, und er gab Alles ohne Spuren von Renommisterei zum Besten. Als jetzt einer der ihn umgebenden Genossen das Zimmer verließ, fiel sein Blick durch die offenbleibende Lücke auf Anton. Er erkannte ihn sofort, stand auf, schritt ruhig auf ihn zu und sprach: „Grüß Gott, Anton! Wie geht's Dir? Wie findst Du mich? Habe ich mich verändert? Dir scheint's ja gut zu gehen, Du schaust wohl aus; Deine Frau pflegt Dich gut, wie?“ Da Anton ganz erstaunt nichts entgegnete, fuhr er fort: „Da, gieb mir immer die Hand, alter Bursche! Ach ja, so — wegen unseres alten Streites? Der ist doch begraben, denk' ich! Ja, schüttle nur den Kopf, ich bin ein anderer

geworden in der Fremde, ich nehm' Dir nicht übel, was Du gethan hast, vielleicht hätt' ich ebenso gehandelt an Deiner Stelle. Gewiß, man wird vernünftig. Komm mit an unsern Tisch, seien wir wieder gute Freunde!" Anton war über diese unerwartete Wendung aufs höchste erstaunt, da sie indeß durchaus eine für ihn angenehme war, faßte er sie von der besten Seite auf und folgte der Einladung Jans.

Beide verbrachten mehrere Stunden in der lebhaftesten Unterhaltung, und als sie sehr spät und nicht mehr völlig nüchtern schieden, küßten sie einander mehrmals und schwuren sich Treue bis übers Grab, als sei nie das Geringste zwischen ihnen vorgefallen. Therese, die aufgeblieben war, vermochte keine Grenze für ihr Entsetzen zu finden, als sie ihrem Manne endlich ins Zimmer wanken sah, und er ihr lachend und singend die große Botschaft der Versöhnung berichtete, die so gar nicht mit ihren Erwartungen übereinstimmte Voll Zorn hielt sie ihrem Mann heftige Vorlesungen über sein langes Ausbleiben und seine Angetrunkenheit, welche dieser jedoch lakonisch mit den niederschmetternden Worten unterbrach: „Du hast mich ja selbst zu ihm geschickt, Therese!"

Jan und Anton trafen häufig zusammen, erzählten einander viel und gingen auf die heimliche Jagd. Eines aber vermied Jan in auffallender Weise: die Rede auf Resel zu bringen — ebenso wie an dritten Orten mit ihr zusammenzutreffen, obwohl die

junge Frau es bisweilen, so zum Beispiel in der Kirche, anscheinend darauf anlegte. Einmal kam er dicht an ihr vorbei, sie blieb stehen und erwartete sichtlich, daß er sie ansprechen würde. Allein er grüßte nur höflich und schritt vorüber, wendete sich aber dann, wie sie bemerkte, nach ihr um und schaute ihr lange nach. Im Übrigen war Jan heiter und guter Dinge, that seine Arbeit daheim und im Felde, erzählte viel aus der Garnisonstadt und wich immer geschickt aus, wenn ihn Einer fragte, wie es denn mit seinem Herzen stände. Anton hatte an jenem gemütlichen Abend vielen Gefallen gefunden, er sehnte sich nach Wiederholungen desselben; allein Therese, welche durch das Fehlschlagen ihrer Absichten an jenem Abend gekränkt war, wollte „die Unsitte nicht einreißen lassen," sondern erklärte, er habe sich durch seinen Rausch die Erlaubnis des Wirtshausbesuches für alle Zukunft verscherzt, jenes erste Mal solle auch das letzte gewesen sein. Anton war in der letzten Zeit ein stiller Geselle geworden, es bedrückte ihn sicherlich, daß seine Frau nicht liebenswürdiger gegen ihn war. Er hatte den Gedanken, sie sich ganz zu gewinnen, allmählich aufgegeben, und demnach auch in seinen Anstrengungen und Bemühungen ihr zu gefallen nachgelassen. Fast schien es, als begänne Therese ihm gleichgiltig zu werden. Wenigstens lebten beide Gatten nur mehr nebeneinander dahin, als ob der Zufall sie zusammengeführt hätte. Auch in seinen Arbeiten wurde Anton

ein wenig saumselig und fing sogar an, was er früher nie gethan, sein Äußeres zu vernachlässigen. Er beneidete Jan um seine Freiheit und daß er thun und lassen könne, was ihm beliebe. „Er ist glücklicher als ich — er war auch klüger," dachte er manchmal in unbewachten Augenblicken, und ein andermal wieder: „Ach, wäre ich doch statt seiner zum Militär gekommen und er hätte There —", er dachte den Gedanken niemals zu Ende.

Resel konnte die Vorstellung nicht ertragen, daß Jan sich nicht mehr um sie bekümmere, weil sie ihm gleichgiltig geworden sei, weil er vielleicht in der Stadt eine andere Liebe habe. Und doch kam dieselbe immer wieder, um sie zu peinigen. Sie mußte sich Gewißheit verschaffen, es koste, was es wolle. Anton hatte in einer Wirtschaftsangelegenheit in der nahen Kreisstadt zu thun. Seine Frau hatte ihn früher mehrfach veranlaßt, dieselbe aufzuschieben, da sie von ihrer späteren Erledigung größeren Gewinn erhoffte und als wirklich treffliche Wirtin stets auf die Vermehrung ihres Hausguts bedacht war. Jetzt drang sie in Anton, er möge die Sache doch endlich einmal zu Ende bringen: man könne nicht wissen, ob die gerade günstigen Verhältnisse sich nicht mit einem Schlage in das Gegenteil verwandelten. Anton, gewöhnt den Aufforderungen seiner Frau Folge zu leisten, namentlich in allem, was die Wirtschaft betraf, machte sich, sobald es anging, auf den Weg nach der Kreisstadt.

Früher Morgen war's, als er dahinzog. Kaum hatte er das Haus verlassen, als sich Theresens eine seltsame Unruhe bemächtigte, wie sie sie eigentlich nie empfunden. Wie im Traum ging sie hin und her und gab den Mägden ganz verkehrte Anweisungen. Das Morgenbrot rührte sie gar nicht an. Fast ununterbrochen stand sie am Fenster und schaute hinaus auf die Dorfstraße. Der, den sie erwartete, kam nicht vorüber. Endlich entschloß sie sich, ein wenig zu frühstücken, und danach verlor sich ihre Unruhe. Sie kleidete sich an, zierlich und adrett wie immer, und begab sich unter ziemlich gut ersonnenen Vorwänden auf die Felder, in die Schänke, sogar in das Haus, welches demjenigen Jans zunächst lag. Von letzterem entdeckte sie keine Spur. Endlich, gegen Mittag, begegnete sie ihm draußen vor den Scheunen, ganz in der Nähe des Platzes, wo er ihr einst so unfreundlich entgegengetreten war. Er sah sie auf sich zukommen, sie bemerkte, wie er verwundert einen Augenblick still stand und sich zu besinnen schien, ob er weitergehen oder seitwärts abbiegen solle. Nach kurzem Zögern wählte er das erstere; gleichgiltig den Blick in die Ferne richtend, schritt er pfeifend an ihr vorüber, als ob er sie nicht kenne. Zornig trat sie mit dem Fuße auf, blieb stehen und wandte sich um. „Heda, Jan!“ rief sie.

Der machte eine soldatische ‚halbe Wendung‘. „Was ist's?“

Sie trat ziemlich nahe an ihn heran. „Kannst Du nicht grüßen?“ sagte sie barsch. „Kennst Du mich nicht mehr? Oder ist das neue Mode, die Du aus der Kaserne mit hereingebracht hast?“ Jan schaute auf den Boden, dann legte er zwei Finger an die Mütze und wollte weiter schreiten, da rief sie in demselben rauhen Ton: „Bleib' nur, ich hab's bemerkt, wie Du vorhin zögertest, weiter zu gehen, als Du mich sahest — und jetzt wieder .... fürchtest Du Dich vor mir? Ist das Dein Heldenmut, den Du in der Kaserne erworben hast?“

„Fürchten?“ sagte Jan und lachte. „Ich möchte wissen, weshalb ich mich fürchten sollte? Aber nach dem, was zwischen uns vorgefallen, kann von Freundschaft wohl nicht mehr die Rede sein!“

„Weshalb nicht?“ sagte Therese. „Glaubst Du, daß ich Dir die Thorheiten nie vergebe, welche Du Dir gegen mich erlaubtest? So unversöhnlich bin ich doch nicht. Die Hauptsache ist, daß Du einsiehst, was für ein Thor Du gewesen und wie gut es ist, daß alles so kam, wie es nun ist.“

„Drum eben laß uns nicht dran rühren,“ sagte Jan. „Wir wissen nichts mehr von einander, das ist ein guter Zustand, besser als die Vergangenheit war und jede Zukunft sein könnte. Gott befohlen.“ Damit wollte er weiter schreiten.

„Ich merke,“ sagte Therese, „nicht vor mir hast Du Furcht, sondern vor Anton.“

„Vor Anton? Er ist mein Freund! Und damit er's bleibe, laß mich gehen.“

Therese zuckte die Achseln. „Wie Du willst,“ sagte sie und machte nun ihrerseits Miene zu gehen. „Ich sehe, Du bist so heimgekommen, wie Du weggingst — derselbe Tölpel, der nichts begreift, was er nicht mit seinen plumpen Händen fassen kann und nur das zu lesen versteht, was man ihm vorbuchstabiert.“ Mit diesen Worten ging sie. Wie von einer plötzlichen Ahnung durchbebt war Jan mit einem Sprunge an ihrer Seite. Sie lächelte. Einige schnelle Worte flogen hinüber und herüber. Nach wenigen Schritten schon blieben sie stehen, nach einer Weile kehrten Beide um und schlugen den Weg in die Felder ein, die jetzt um die Mittagszeit still und unbewacht lagen.

Zwei Stunden später kehrten sie zurück. Kurz vor dem Dorfe machte Therese sanft den Arm Jans los, den dieser um ihre Hüfte geschlungen hielt. „Ich muß hinein ins Dorf, nach meiner Wirtschaft sehen!“ sagte sie, „Du hast wohl hier draußen noch zu thun!“ Er drückte ihr warm die Hand und entfernte sich. —

Jan war wie berauscht; er gestand auf den Abend seinem Freunde Casimir, daß er nicht mehr Herr seiner Gedanken sei, daß ihm diese nach allen möglichen Richtungen entschlüpften, daß er den Willen habe, sie festzuhalten, aber daß ihm die Kraft fehle.

Das Zusammensein mit Therese hatte ihn so verändert. Die alten Erinnerungen waren wach in ihm geworden, und mit ihm auch die alten Leidenschaften. Und wenn alte Leidenschaften wiederkehren, so sind sie stets stärker als früher. Auch sie hatte ihn nicht vergessen, und er durfte hoffen, durfte sich wenigstens in Hoffnung verzehren — was immer angenehmer ist als in Sehnsucht — denn sie lebte nicht güdlich mit Anton. Dessen Liebe fing an zu erschlaffen und er selbst wurde schlaff, nachlässig, tölpisch, Therese fand keine innere Befriedigung an seiner Seite. Das alles hatte sie ihm nicht gesagt, wenigstens nicht mit klaren Worten, aber er erriet es, er war davon überzeugt. Gründe vermochte er nicht anzugeben, indessen er hätte einen Eid darauf abgelegt, daß dem so sei, er entnahm es aus — nun eben aus jenen hundert Kleinigkeiten, welche dergleichen deutlich zu verstehen geben, viel deutlicher als Worte. Und er ließ Casimir gar nicht zu einer Entgegnung kommen, sondern lief sogleich hinweg, nachdem er ihm alles gestanden. „Sage nichts, rate mir nichts, ich kann Dir doch nicht folgen", hatte er ihm zugerufen. Casimir glaubte auch nicht, daß es der Mühe lohne, hier noch etwas zu entgegnen, er begnügte sich, die Achseln zu zucken.

Therese verglich wohl manchmal daheim, wenn sie allein in ihrer Putzstube saß, die beiden Männer, ihren

Gatten und seinen Freund. Der eine fing an stumpf zu werden, so wenig als möglich zu sprechen und dies wenige in mürrischem Ton, jeden freien Augenblick in der Kneipe zuzubringen, sofern er unbemerkt aus dem Hause entwischen konnte; sogar seine Körperhaltung wurde nachlässig nach vorn geneigt. Der andere war noch schmucker und reger wie früher, und eine gewisse Männlichkeit, welche ihm bis dahin nicht eigen gewesen, kleidete ihn vortrefflich, er konnte aber auch noch immer so heiß und leidenschaftlich flüstern und sie an sich drücken wie früher, und sie mußte sich bisweilen ihm mit Gewalt entziehen, wenn kein Unheil geschehen sollte. Und eine Braut, wie sie geargwöhnt, hatte er auch nicht in Ratibor, das hatte sie allsogleich erfahren, und Urlaub während der zwei Dienstjahre hatte er nie genommen, weil ihm die Mittel zur Reise fehlten. Zwischen diesen beiden Männern stand sie, ein verlockend schönes Weib, in der Blüte ihrer Jahre! Doch es schien keine Gefahr zu haben, denn sie besaß etwas, was den beiden Männern fehlte: scharfen, kühlen Verstand, das Vermögen, die Grenze des Erlaubten und Unerlaubten genau zu unterscheiden und die richtige Wertschätzung der Meinung der Welt. Daß sie öfters unbemerkt mit Jan zusammenkam, daß sie ihn gern sprechen hörte, war doch keine Sünde? Sie wußte zwar stets den rechten Augenblick zu treffen, um ihn in ihre Nähe zu führen,

aber ebenso auch immer den rechten, ihn fortzuschaffen, wenn seine Leidenschaft die höchsten Gipfel zu erreichen drohte, und er folgte ihrem Befehle, zu gehen, stets gehorsam wie ein Kind. Anton hatte selten so gute Tage gehabt, wie jetzt. Therese behandelte ihn freundlich und legte ihm nichts in den Weg, wenn er ausgehen, das heißt nach der Schänke, auf die Felder oder auf die Jagd wandern wollte. Ja, sie entfernte sich bisweilen diskret, um ihm die Bahn frei zu machen. Sie sorgte auch dafür, daß Anton und Jan gute Freunde blieben, ja sie ermutigte beide bisweilen, ihr gemeinsam einen Sonntagsbraten aus dem Walde zu holen.

So verging das dritte Jahr, und Jan war nach Ablauf desselben wieder ganz dem Zivilistenstande heimgegeben. Er stand vor der Notwendigkeit, sich eine ständige Beschäftigung, einen Broterwerb suchen zu müssen, denn das kleine Fleckchen Acker, das ihm gehörte — hatten doch alle Polen im Dorfe geringeren Besitz als die deutschen Familien — genügte nicht, ihn und seine Mutter zu ernähren. Ihm hatte ja keine Frau eine reiche Mitgift und die Aussicht auf ein noch größeres Erbteil in die Ehe gebracht. Bisher hatte er bald diesem bald jenem Bauern bei der Feldarbeit ausgeholfen, denn Jedem war seine Stärke und Arbeitsamkeit willkommen, allein dies war doch auf die Dauer keine genügende Beschäftigung. Die Mutter drang darauf, daß er

sich eine solche sobald als möglich wähle, er war indessen noch nicht dazugekommen, einen festen Plan zu fassen, die Aussichten, die sich dem armen Burschen boten, waren zu geringe. Wenn etwas neben seiner Leidenschaft für Therese in seiner Seele Raum gehabt hätte, so wäre es die Sorge für die Zukunft gewesen, allein seine glückliche Jugend blickte über diese hinweg. Er wollte ergreifen, was sich ihm bot, wenn er nur in Theresens Nähe bleiben durfte. So lehnte er sogar einen sonst verlockenden Antrag ab, auf einem Gute in der angrenzenden Provinz als Wirtschaftsinspektor einzutreten, den er sicherlich angenommen hätte, wenn er nicht durch Bande des Herzens gefesselt gewesen wäre. Therese lobte seinen Entschluß und ermunterte ihn, nur in der Nähe zu bleiben, es werde sich schon eine passende Stellung für ihn finden, bis dahin werde er ja nicht untergehn. Sie deutete zart an, daß sie ihm mit tausend Freuden unter die Arme greifen wolle, wenn er es bedürfe, allein die bloße Andeutung empörte ihn.

Eines Tages kam er ziemlich aufgeregt zu Therese. „Es ist entschieden," sagte er „und ich bleibe in der Nähe." Darauf erzählte er, daß ihm unterwegs der Baron begegnet sei und ihn über die fortwährend zunehmende Wilddieberei aus dem Dorfe zur Rede gestellt habe. „Ich kenne Euch alle, Ihr Hallunken," hatte er ausgerufen, „und Dir sag ich's

auf den Kopf zu: Du bist der Schlimmste, der Haupträdelsführer." Als er entgegnen wollte, fuhr der Baron fort: „Ich habe mich aber jetzt entschlossen mit dem Unwesen kurzen Prozeß zu machen und mit der äußersten unnachsichtlichen Strenge vorzugehen. Ich will noch einen Heger anstellen, um den Spitzbuben gründlich auf die Finger zu sehen. Dazu brauche ich einen Menschen, der die Ortsverhältnisse genau kennt. Willst Du den Posten übernehmen und schwören, ihn treu zu verwalten? Die Besoldung ist ja nicht hoch, aber vollständig auskömmlich, und zu schießen, wenn Du gerade willst, bist Du auch berechtigt. Überleg' Dir's!" — „Ich überlegte eben nicht lange," fuhr Jan in seinem Berichte fort, „der Baron ist ein feiner Mann, der sein Wort hält, noch dazu ein Pole, die Stellung ist so leidlich und gewährt mir vollständige Freiheit, vor allem aber kann ich in Deiner Nähe bleiben — ich wäre ein schöner Narr gewesen, wenn ich mein Glück geschlagen hätte."

„Du nahmst an?" rief Therese von einem plötzlichen Schrecken ergriffen.

„Natürlich!" engegnete Jan, „ich muß doch! Wie glücklich werden wir sein! Du kommst manchmal zu mir in den grünen Wald —"

„Bist Du bei Sinnen?" unterbrach Therese. „Geh sofort und nimm Deine Zusage zurück. Was fällt Dir ein? Nie darfst Du hier bleiben! Wie hätte ich ahnen können, daß das so enden würde?

Du mußt fort, wir dürfen uns nicht wiedersehen! Geh schnell, geh!" damit eilte sie in ein anderes Zimmer und verriegelte von innen die Thür. Jan stand wie betäubt, dann murmelte er: „So sind sie, diese Schlangen von Weibern! Aber das giebt sich, das giebt sich!" und entfernte sich langsam.

Er fand nur wenige, welche seinen Berufswechsel gut hießen. Casimir nannte denselben geradezu einen Verrat an seinen Freunden, ja an der ganzen Heimat, er habe sich zum Spion verdingen lassen — denn etwas besseres sei ein Heger nicht — und werde den Zorn der ganzen Gemeinde, der Deutschen wie der Polen, auf sich laden; die Wilderei sei im Dorfe althergebrachtes Recht, und weder ihm noch dem Baron werde es gelingen, sie zu unterdrücken; jetzt werde er in die Lage kommen, seine eigenen Freunde und Landsleute verhaften und vor Gericht gegen sie aussagen zu müssen. Das aber solle er nicht versuchen, sonst möchte gar bald sein letztes Stündlein geschlagen haben. Casimir war so empört, daß er Jan nicht einmal seine Hand bot, sondern ihm die Freundschaft aufkündigte und davon lief. Es war nur gut, daß Casimir ebensowenig etwas von Jans fortdauerndem Verhältnis zu Therese wußte, als alle andern im Dorfe, sonst wären seine Worte wohl noch erheblich schärfer ausgefallen; die beiden hatten ihre Angelegenheit wohl ins Dunkel zu hüllen gewußt. Jan hatte auf Theresens Rat Casimir in die Meinung ver-

setzt, daß das Wiederaufflammen seiner Neigung bald wieder erloschen sei. Schnell verbreitete sich die Nachricht von Jans neuer Anstellung und überall fand sie die gleiche, ungünstige Beurteilung.

Anton hörte davon durch Fritz. Er erwiderte nichts als „Soso!" Er war in der letzten Zeit völlig apathisch gegen alles geworden, was um ihn herum geschah, nur die unmittelbaren Wirtschaftssorgen bekümmerten und interessierten ihn noch, den Rest des Lebens, den sie ihm übrig ließen, teilte er zwischen Schlafstube und Schänke. Zeitungen und Bücher nahm er gar nicht mehr in die Hand, desto häufiger die Karten. Dazu kam, daß ein innerliches Leiden, dessen erste Anfänge seinerzeit die Militärkommission bei ihm konstatiert hatte, allmählich bei ihm zum Ausbruch zu kommen begann. Dasselbe trug auch seinen Teil dazu bei, ihm das Leben zu vergällen. Das Leiden war übrigens derart, daß er bei regelmäßiger Lebensweise trotzdem ein hohes Alter erreichen konnte. Fritz that die Wandlung, die mit dem einst so munteren Burschen vorgegangen war, von Herzen leid, allein da alle seine Bemühungen, den alten Geist in ihm wachzurufen, vergeblich waren, ließ er allmählich mit ihnen nach, suchte ihn nur selten auf und überließ ihn seinem Schicksal.

Therese war an jenem Tage, da Jan ihr die große Eröffnung gemacht hatte, vor sich selbst zurückgeschaudert. Wohin hat sie ihr leichtsinniges, frevel-

haftes Spiel geführt! Jenes eine Wort Jans „... Du kommst doch manchmal zu mir in den grünen Wald ...“, das er mit einer nicht mißzuverstehenden Geberde begleitet, hatte ihr die Gefahr der Sachlage in vollem Lichte erscheinen lassen. So schreckt der Wanderer entsetzt zurück, welcher in nächtlicher Finsternis im Gebirge umherstreift, wenn ein Strahl des Mondes, der sich durch die dicke Wolkenwand stiehlt, für einen Augenblick die Gegend erhellt und ihm zeigt, daß seine Unbesonnenheit ihn unmittelbar vor einen gähnenden Abgrund geführt hat. Allein solche Regungen waren bei Therese nicht von langer Dauer, ihrer Natur gefiel es gerade, mit der Gefahr zu spielen. Was bekümmerten sie die beiden Männer, um deren Glück und Ehre es sich hier handelte? Mochten beide selbst zusehen, wie sie sich beides bewahrten.

Dennoch fand sie es für gut, von jetzt ab ein wenig mehr Vorsicht walten zu lassen. Jan durfte nicht mehr so oft wie früher mit ihr zusammenkommen; wie leicht war es möglich, daß durch irgend ein Versehen die Nachbarschaft doch einmal hinter die Wahrheit kam und dann nach Art der Welt sie ins Ungemessene übertrieb! Zum Glück hatte Jan gerade seine neue Stellung angetreten und viel zu thun, um sich über dieselbe genau zu unterrichten, und festen Boden unter den Füßen zu gewinnen. Als er dann nach Wochen wieder eine Zusammenkunft mit Therese erstrebte, klopfte er mehrmals an

eine verschlossene Thür. In der langen Zeit seiner Abwesenheit war seine Leidenschaft zu ungeahnter Stärke angewachsen und die Vermutung, daß Therese die letzten Male, da er sie vergeblich aufgesucht hatte, ihm absichtlich ausgewichen sei, ließ verzehrenden Argwohn und Eifersucht in ihm auflodern. So trat er denn eines Tages, ohne vorher anzufragen, bei Therese herein, nachdem er sich überzeugt hatte, daß Anton abwesend sei. Er sah sehr schmuck aus in seiner neuen graugrünen Kleidung, die Feder am Hut, das Gewehr an der Seite — auf sein Äußeres hielt er auch jetzt noch viel, im Gegensatz zu Anton — und dieses Erstaunen über seine Erscheinung verhinderte auch bei Therese, welche ihn in seiner neuen Gewandung noch nicht gesehen hatte, den Ausbruch des Zornes über sein plötzliches unvermutetes Eintreten. Er hatte schnell die Büchse an die Wand gelehnt, war auf Therese zugeschritten und schloß diese jetzt in seine Arme, ehe sie sich sträuben konnte. Dann sprach er mit bebender Stimme von den Qualen, die er während der Zeit der Trennung erlitten hatte, von seiner unauslöschlichen Leidenschaft, die ihn für ewig zu ihr hinzöge, die er nicht einzudämmen vermöge und die ihn verschlingen müsse, wenn sie nicht ihr Ziel erreiche. Er preßte sie so heftig an sich, daß sie fast den Atem verlor und laut aufschrie. Endlich glückte es ihr, sich loszumachen und sie entgegnete in einem Tone, der zwischen Entrüstung und

Wohlgefallen seltsam die Mitte hielt, er solle doch nun einmal seiner Thorheit ein Ziel setzen, es sei doch unmöglich, daß sie einander angehörten, da ihr Mann immer zwischen ihnen stehen würde. „Er, er, freilich!“ rief Jan. „Ich könnte ihn — ach, ich wag's nicht zu sagen, wozu meine Hand fähig wäre. Er, der mir mein höchstes, teuerstes Gut geraubt hat, das von Gottes und Rechts wegen mir und keinem andern zugehört! Hier freilich bin ich ohnmächtig gegen ihn, aber wenn er nur herauskommt in mein Revier, der elende Deutsche —“

„Jan, was fällt Dir ein, Du wirst doch nicht —“. Jan wandte sich sogleich wieder an sie, und mit den feurigsten Liebesbeteuerungen wechselten seltsam fortwährend Worte des Hasses gegen den „Räuber seines Glückes.“ Er verlangte von Resel, sie solle ihm schwören, daß sie ihn allein liebe. Das wollte diese ihm nicht sagen, und so entspann sich ein heftiger Wortwechsel, den der plötzliche Eintritt Antons unterbrach. Letzterer war erstaunt, den ehemaligen Freund bei sich zu sehen. Jan faßte sich schnell. „Ich war hier, um Dich zu sprechen, Dich zu warnen,“ sagte er. „Ich habe Befehl, scharfen Befehl, unnachsichtlich gegen jeden Wilderer vorzugehen, ihn auf der Stelle zu verhaften und, wenn er Widerstand leistet, auf ihn zu schießen. Merk Dir das!“

„Ich war schon seit Monaten nicht im Walde, mich geht das nichts an!“ entgegnete Anton.

„Um so besser für Dich! He, Tiras!" damit pfiff Jan seinem riesigen Wolfshunde, der vor der Thür ausgestreckt lag und verließ, Resel einen bedeutungsvollen Blick zuwerfend, ohne förmlichen Gruß das Haus. Therese aber lauschte, wie sein fester, sicherer Tritt langsam verhallte und dachte bei sich: „Das ist doch noch ein Mann!" —

Sonnabend Mittag war's, ungefähr zwei Wochen nach dem eben geschilderten Zusammentreffen. Anton und Therese saßen bei Tisch, der erstere war heute ausnahmsweise gut aufgelegt, er hatte wieder einmal seit langer Zeit „seinen Tag". „Was hast Du morgen als Sonntagsbraten, Alte?" fragte er lachend.

„Nenn' mich nicht immer Alte," entgegnete Therese, „das ertrag ich nicht. Ich bin nicht alt, ich bin noch jung, Gottlob! Zu morgen hab' ich nichts als wie gewöhnlich ein Stück Rindfleisch."

„Nichts als das?"

„Nein. Woher soll ichs nehmen? Willst Du was apartes haben, so besorg' es selbst. Aber, natürlich, dazu bist Du zu träg. Ein Stück Wild ist schon monatelang nicht auf den Tisch gekommen! Warum gehst Du nicht hinüber und holst einen feisten Rehbock oder einen Hasen?"

„Das fehlte noch — jetzt wo der Jan drüben Heger ist! Ich soll mich wohl von ihm fassen lassen?"

„Also ans Fassen lassen denkst Du? Das ist

ja herrlich! Seit wann bist Du denn so feig? Warum hat man Dich denn früher nie gefaßt?"

„Es wäre doch möglich — und gerade Jan gegenüber —"

„Natürlich, der Jan wird gerade an der Stelle sein, wo Du Dich aufhältst, justament so wird es sich treffen! Wildert doch das ganze Dorf nach wie vor, ohne daß der Jan auch nur Einen erwischt hätte! Und gerade Dich wird er fangen!"

„Es wäre doch möglich ... und dann ... Du weißt, ich bin krank ..."

„Freilich, freilich, Du liegst auf dem Siechbett, kannst kein Glied mehr rühren, ich merk's. Du bist zu schwach, eine Flinte in die Hand zu nehmen! Einen Appetit entwickelst Du aber, wie ein Drescher! Da wird's mit der Krankheit wohl eben nicht weit her sein." Und den Ton verändernd fuhr sie fort: „Geh', lieber Anton, hole einen Sonntagsbraten heim; ich trage selbst Verlangen nach einer kleinen Abwechslung für unsern Tisch, ein Stück Wild würde uns beiden wohl schmecken, geh' doch, geh!" Sie streichelte ihm mit der Hand das Kinn und küßte ihn auf die Stirn. Er schmunzelte, erhob sich und ging in sein Zimmer, um die Flinte in Stand zu setzen.

Des Abends, nachdem Anton in den Wald gegangen, überkam sie mit einem Male ein plötzliches Bangen, als könne doch irgend ein Unglück geschehen.

„Bah, es wird nichts sein,“ tröstete sie sich selbst, „der Jan wird heut gar nicht in dieser Gegend Wacht halten, sondern in irgend einem andern Winkel des meilenweit ausgebreiteten Forstes.“ Eine halbe Stunde später klopfte es an ihr Fenster. Sie öffnete, ein kleiner Bub' stand draußen. „Ich soll Euch grüßen von Herrn Jan,“ sagte er, „er war hier im Dorfe und läßt sagen, Ihr könntet Euch wohl den Grund denken, warum er nicht hineingekommen. Vielleicht kommt er morgen wieder.“ Der Kleine verschwand. Jan war also vermutlich doch in dieser Gegend des Waldes. Nun begann sie unruhig zu werden. Wenn die beiden zusammentrafen, so nahm es ein schlimmes Ende, das war sicher. Sie suchte eine Menge Gründe zusammen, um sich zu beruhigen, aber keiner hielt ihr bei näherer Prüfung Stich. Erregt ging sie im Zimmer umher. „Ach was, mögen sie eben sehen, wie sie auseinanderkommen,“ dachte sie. Aber das war doch keine Beruhigung. „Mein Gott, mein Gott, wenn ich da was angerichtet hätte!“ rief sie aus. Plötzlich schoß ihr ein anderer Gedanke durch den Kopf. „Ich möchte dabei sein, wenn die Beiden an einander geraten.“ Sie lachte laut, um augenblicks wieder zu verstummen und in tiefes Dahinbrüten zu versinken. Sie löschte die Lampe aus und legte sich auf das Bett, allein an Einschlafen war nicht zu denken, nur noch unheimlichere Vorstellungen überkamen sie jetzt in der Finsternis. Mit einem Male sprang sie auf

warf ein Tuch um und stürmte nach dem Hause, in welchem Fritz wohnte. Der wußte nicht, was er denken sollte, als sie ihn plötzlich mitten in der Nacht herausklopfte. „Geschwind, geschwind, kleide Dich an," rief sie. „Der Anton ist im Walde und der Jan spioniert, wie ich erfahren hab'!"

Fritz rieb sich schlaftrunken die Augen. „Und was soll ich —"

„Was Du sollst! Welche Frage! Verhüten sollst Du, daß ein Unglück geschieht!"

„Wie die beiden jetzt, in der Finsternis, im Walde finden?"

„Du kennst ja die Plätze, die Anton zu besuchen pflegt, Du warst ja selbst oft genug mit ihm dort. Geschwind, guter, einziger Fritz, geh', mich hat eine Herzensangst erfaßt!"

Fritz war gutmütig genug, ihren Bitten wirklich Folge zu leisten, obwohl er die Aussichtslosigkeit seines Versuches voraussah. „Wenn ein Unglück geschehen soll, so kann ich's nicht verhüten. Weh' dem aber dann, der Anton veranlaßt hat, heut in den Wald zu gehen!" sagte er, als er sich aufmachte.

Therese war wieder nach Hause zurückgekehrt. Langsam verrannen die Stunden, an Schlummer war nicht zu denken. Gegen Morgen stürzte Fritz bleich, mit verstörten Zügen und verworrenem Haar herein. „Draußen liegt der Anton im Gehölz," schrie er, „der Jan hat ihn erschossen!"

Als Resel aus der Ohnmacht erwachte, in die sie auf diese Kunde gefallen war, stürmte sie wie eine Tolle hinaus zum Dorfe, neben ihr Fritz, eine Menschenmenge, die inzwischen erfahren hatte, was geschehen war, ihnen nach. Am Rande einer Waldlichtung lag über einem toten Rehbock Anton, durch die Brust geschossen, zwei Schritte davon saß auf einem Baumstumpf Jan, stumm, starr und bleich wie ein Wachsbild, den Blick nicht von dem Toten erhebend, gleichgültig die Schimpfworte vernehmend, welche die Menge gegen ihn ausstieß. Als er aber Therese erblickte, sprang er auf wie ein verwundeter Löwe. „Bestie!“ brüllte er, „Hündin! Dirne! Du hast mich soweit gebracht, daß ich Deinen Mann erschossen habe. Du hast mich genarrt und genarrt! Du bist die Mörderin, elendes Weib! Stirb, wie Du's verdienst!“ Er ergriff die neben ihm liegende Flinte und wollte mit dem Kolben derselben auf Theresens Haupt losschlagen. Nur mit großer Mühe entwand man sie ihm, denn er war rasend und zeigte die Kräfte eines Riesen. Resel warf sich über die Leiche ihres Mannes, heulte und schrie, raufte sich die Haare aus und spie gegen Jan, der fortfuhr sie zu verfluchen und um sich zu schlagen. Mit einem Mal wurde er still, dann warf er sich platt auf den Boden neben die Leiche, kratzte die Erde auf und jammerte und winselte wie ein Kind. „Ich habe meinen Freund erschlagen, ich habe meinen Freund erschlagen, und das verfluchte Weib

ist schuld," schluchzte er, mächtige Thränenströme stürzten aus seinen Augen, dann zuckte ein paar Male heftig sein ganzer Körper, darauf ward er ganz still und ließ sich ohne jede Gegenwehr binden und ins Gefängnis bringen. Nicht so leicht ward dies bei Therese, die vier Männer kaum zu bewältigen vermochten. — —

Vor dem Untersuchungsrichter gestand Jan Alles mit reumütiger Offenheit, die sich schließlich in weiche Zerknirschung wandelte. Er habe Anton ertappt, wie dieser gerade einen Rehbock erwildert hatte. In seiner amtlichen Eigenschaft habe er ihm Stillstand geboten, jener habe zwar gehorcht, sei aber nicht zu bewegen gewesen, die Flinte von sich zu werfen. Da sei er mit dem Vorschlage an ihn herangetreten, er solle in eine Scheidung von seiner Frau willigen, in diesem Falle wolle er davon abstehen, ihn dem Gericht anzuzeigen und seine Schande vor dem ganzen Dorfe, daß er sich habe erwischen lassen, verhüten. Das habe Anton abgelehnt und auch seinem nochmaligen Befehl, das Gewehr wegzuwerfen und ihm zu folgen, nicht gehorcht, sondern vielmehr Miene gemacht zu entfliehen. Da sei die doppelte Wut, gegen den Nebenbuhler und den Wilderer, über ihn gekommen und er habe gerufen, er werde schießen, wenn er noch einen Schritt thue. Nun habe Anton die Flinte gegen ihn gehoben und ihm habe geschienen, daß er auf ihn schießen wolle. So habe er zuerst

Feuer gegeben. Ob er auf ihn oder in die Luft gezielt habe, nur um ihn zu schrecken, ob überhaupt der Schuß mit seinen Willen losgegangen sei: das Alles könne er jetzt nicht mehr sagen, denn von da ab habe er keine klaren Vorstellungen mehr.

Auf den Untersuchungsrichter machte Jan's Betragen den allergünstigsten Eindruck, er empfand das aufrichtigste Mitleid mit ihm. Er wußte auch zu bewirken, daß einer der ersten Advokaten der Residenz die Sache Jan's in die Hand nahm. Derselbe soll die Hoffnung geäußert haben, seine Freisprechung zu erwirken.

Ob die letztere erfolgt ist, habe ich nie erfahren können. Als ich mich in der Gegend aufhielt, in welcher sich die eben geschilderten Vorgänge abgespielt hatten, war die Angelegenheit, von der man damals sehr viel sprach, noch nicht zur gerichtlichen Entscheidung gekommen. Nur daß Resel in eine Irrenanstalt untergebracht worden sei, erfuhr ich noch späterhin, über Jan's Schicksal habe ich nichts mehr gehört. —

Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig.